A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

36. JAHRGANG, SEPTEMBER 2000, HEFT 3

HANS SCHAFRANEK: V-Leute und „Verräter". Die Unterwanderung kommunistischer Widerstandsgruppen durch Konfidenten der Wiener Gestapo

WLADISLAW HEDELER UND ALEXANDER WATLIN: Die Direktive im Knopf oder das Konstrukt einer Verschwörung. Der Fall „Varvara Nikolajevna Jakovleva"

JÜRG ULRICH: Eine Episode aus dem Jahre 1909. Die Beziehung von Alltagsleben und Politik in der russischen sozialistischen Emigration vor dem Ersten Weltkrieg

OTTOKAR LUBAN: Karl Radek im Januaraufstand 1919 in Berlin. Drei Dokumente

NEUE LITERATUR

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN

ISBN 3-933377-52-8
232 S. m. s/w-Abbildungen
32,– DM

Der 1913 in Elberfeld geborene Helmut Kirschey schildert in A las Barricadas - Erinnerungen und Einsichten eines Antifaschisten seine Kindheit und Jugend in Wuppertal, die Haft im KZ Dinslaken 1933 sowie die Jahre des Exils in den Niederlanden, in Spanien, Frankreich und Schweden. Für Kirschey endete das Exil nicht 1945, sondern erst 1955, als er schwedischer Staatsbürger wurde und endlich wie ein „normaler Mensch" leben konnte. So illustrieren seine Lebenserinnerungen auch die politischen Auseinandersetzungen in der Zeit des Kalten Krieges. Sie zeichnen ein eindrückliches Bild des Exils der „kleinen Leute", das bis heute einen der großen weißen Flecken auf der Landkarte der Exilforschung bildet. Die Erinnerungen und Einsichten sind außerdem ein seltener Beitrag zur Geschichte des Spanischen Bürgerkrieges, an dem Kirschey als Freiwilliger auf Seiten der Anarchisten teilnahm. Nur wenige Spanienfreiwillige haben die zweifache Niederlage - als Antifaschist und als Anarchist gegen Kommunisten - niedergeschrieben. Doch sind Kirscheys Erinnerungen keine Verlierergeschichte, sie zeigen Überlebensstrategien und Widerstandsformen, Emigrationsodysseen und Verzweiflung, aber auch erlebte Solidarität.

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3/00

WALTRAUD SEIDEL-HÖPPNER: Adieu, Jacques Grandjonc (1933–200) 297

HANS SCHAFRANEK: V-Leute und „Verräter". Die Unterwanderung kommunistischer Widerstandsgruppen durch Konfidenten der Wiener Gestapo 300

WLADISLAW HEDELER UND ALEXANDER WATLIN: Die Direktive im Knopf oder das Konstrukt einer Verschwörung. Der „Fall Varvara Nikolajevna Jakovleva" 350

JÜRG ULRICH: Eine Episode aus dem Jahre 1909. Die Beziehung von Alltagsleben und Politik in der russischen sozialistischen Emigraton vor dem Ersten Weltkrieg 366

OTTOKAR LUBAN: Karl Radek im Januaraufstand 1919 in Berlin. Drei Dokumente 377

NEUE LITERATUR

Zeev Sternhell, Mario Sznajder und Maia Asheri, Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini, Hamburg 1999 *(Rudolf Speth)* 398

Jürgen Ritsert, Soziale Klassen, Münster 1998 *(Wolfgang Küttler)* 399

Eric Hobsbawm u. a., Das Manifest heute. 150 Jahre Kapitalismuskritik, 2. Aufl., Hamburg 2000 *(Wolfgang Küttler)* 401

Janet Polasky, The Democratic Socialism of Emile Vandervelde. Between Reform and Revolution, Oxford and Washington, D. C., 1995 *(Ursula Langkau-Alex)* 402

Dieter Engelmann und Horst Naumann, Hugo Haase. Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten, Berlin 1999 *(Gerhard Engel)* 403

Marcus G. Patka, Egon Erwin Kisch. Stationen im Leben eines streitbaren Autors, Wien, Köln und Weimar 1997 *(Ursula Langkau-Alex)* 404

Walerij Brun-Zechowoj, Manfred Stern – General Kleber. Die tragische Biographie eines Berufsrevolutionärs (1896–1954), Berlin 2000 *(Michael Uhl)* 406

Anmerkungen zur Geschichte Berlin-Brandenburgs. Ein Kolloquium. Ingo Materna zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Beatrice Falk, Bärbel Holtz und Gaby Huch, Berlin 1999 *(Gerlinde Grahn)* 407

Piet Lourens und Jan Lucassen, Arbeitswanderung und berufliche Spezialisierung. Die Lippischen Ziegler im 18. und 19. Jahrhundert, Osnabrück 1999 *(Peter Steinbach)* 408

Politische Strömungen und Gruppierungen am Rhein 1848/49. Vorträge, gehalten auf dem Symposium anläßlich des 150. Jahrestages der Revolution von 1848/49 im Rheinland am 9. November 1998 im Landtag Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf, veranstaltet von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und vom Landschaftsverband Rheinland, Düsseldorf 1999 *(Gunther Hildebrandt)* 409

Die Anfänge der demokratischen Bewegung in Österreich von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1848/49. Eine kommentierte Quellenauswahl. Hrsg. von Helmut Reinalter und Anton Pelinka, Frankfurt a. M. u. a. 1999 *(Gunther Hildebrandt)* 411

Maria Papathanassiou, Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880–1939, Wien und München 1999 *(Sigrid Dauks)* 412

Masao Nishikawa, Der Erste Weltkrieg und die Sozialisten, Bremen 1999 *(Ingo Materna)* 414

Revolution, Reform, Parlamentarismus. Zeitgemäße Betrachtungen über die deutsche Linke zwischen Revolutionarismus und Reformismus achtzig Jahre nach der Deutschen Revolution 1918/1919, der Konstituierung des deutschen Parteikommunismus und der Entstehung der ersten deutschen Republik. Hrsg. von Klaus Kinner, Schkeuditz 1999 *(Dieter K. Buse)* 416

Werner Plumpe, Betriebliche Mitbestimmung in der Weimarer Republik. Fallstudien zum Ruhrbergbau und zur chemischen Industrie, München 1999 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 418

Katrin Stein, Parteiverbote in der Weimarer Republik, Berlin 1999 *(Otmar Jung)* 421

Paul Brandmann, Leipzig zwischen Klassenkampf und Sozialreform. Kommunale Wohlfahrtspolitik zwischen 1890 und 1929, Köln, Weimar und Wien 1998 *(Hans-Dieter Schmid)* 423

Dagmar Unverhau, Das „NS-Archiv" des Ministeriums für Staatssicherheit. Stationen einer Entwicklung, Münster 1998 *(Matthias Wagner)* 424

Gabriele Lotfi, KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart und München 2000 *(Dietmar Simon)* 426

Hartmut Mehringer, Widerstand und Emigration. Das NS-Regime und seine Gegner, München 1997 *(Ursula Langkau-Alex)* 427

Charmian Brinson, The Strange Case of Dora Fabian and Mathilde Wurm. A Study of German Political Exiles in London During the 1930's, Bern 1997 *(Ursula Langkau-Alex)* 428

Christine von Oertzen, Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948 bis 1969, Göttingen 1999 *(Christiane Eifert)* 430

Günter Benser, DDR – gedenkt ihrer mit Nachsicht, Berlin 2000 *(Stefan Wolle)* 431

Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Hrsg. von Thomas Lindenberger, Köln, Weimar und Wien 1999 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 433

Götz Richter, Soziale Bindungen zwischen System und Lebenswelt. Solidarische Integration im VEB in der DDR, Konstanz 1999 *(Ina Merkel)* 435

Linda Fuller, Where Was the Working Class? Revolution in Eastern Germany, Urbana and Chicago 1999 *(Beate Ihme-Tuchel)* 437

Genossenschaften in Mittel- und Osteuropa. Selbsthilfe im Strukturwandel. Hrsg. von Andreas Eisen und Konrad Hagedorn, Berlin 1997;
Ralf Steding und Jost W. Kramer, Konturen der Genossenschaftsentwicklung in den europäischen Transformationsländern, Berlin 1998 *(Brett Fairbairn)* 438

Marc Junge, Bucharins Rehabilitierung. Historisches Gedächtnis in der Sowjetunion 1953–1991, Berlin 1999 *(Ralf Zwengel)* 440

The International Transportworkers Federation 1914–1945. The Edo Fimmen Era. Hrsg. von Bob Reinalda, Amsterdam 1997 *(Peter Rütters)* 441

Paths to Inclusion. The Integration of Migrants in the Unites States and Germany. Ed. by Peter H. Schuck and Rainer Münz, New York und Oxford 1998 *(Ursula Langkau-Alex)* 443

Different Restorations. Reconstruction and "Wiederaufbau" in the United States and Germany: 1865, 1945 and 1989. Ed. by Norbert Finzsch and Jürgen Martschukat, Providence and Oxford 1996 *(Ursula Langkau-Alex)* 444

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE 445

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN UND BRIEFE AN DIE REAKTION 448

PROJEKTFRAGEBOGEN 451

Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der IWK-Hefte seit 1997, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Wladislaw Hedeler, Dr. phil., Florastraße 20, Hinterh., D-13187 Berlin, E-mail: liebigt@debitel.net

Ottokar Luban, Eisenacher Straße 43, D-10823 Berlin

Hans Schafranek, Dr. phil., Ungargasse 52/1/17, A-1030 Wien, Österreich

Waltraud Seidel-Höppner, Dr. phil., Herkommerstraße 12, D-12435 Berlin, E-mail: hoeppner_seidel-hoeppner@t-online.de

Jürg Ulrich, Professor Dr. med. emeritus, stud. phil., Grellingerstrasse 65, CH-4052 Basel, Schweiz, E-mail: juerg.ulrich@unibas.ch

Alexander Watlin, Dr. phil. habil., Moskauer Staatsuniversität Lomonossow, Gastellostraße 41–65, 107014 Moskau, Rußland, E-mail: vatlin@mail.sitek.ru

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-55056 (A. Graf); 030/838-52368 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-55057
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft DM 20,–, Doppelheft DM 40,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,– bzw. DM 30,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/1552 0000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Jablonskistraße 35, 10405 Berlin
Druck: MercedesDruck GmbH, Landfliegerstraße 11, D-12487 Berlin

Adieu, Jacques Grandjonc (1933–2000)

Von Waltraud Seidel-Höppner

Am 8. Juli entriß der Tod mit Jacques Grandjonc der internationalen Vormärz- und Sozialismusforschung einen ihrer kenntnisreichsten und fruchtbarsten Gelehrten. Französische Germanisten und Sozialhistoriker ebenso wie deutsche Vormärzgermanisten und Frankreichforscher in Ost und West verlieren in ihm einen zuverlässigen Freund und ungewöhnlich hilfsbereiten Partner. Zumal ostdeutsche Historiker des französischen Sozialismus und Germanisten, denen die Arbeit in französischen Archiven lange versagt blieb, fanden in ihm jahrzehntelang einen verständnisvollen Helfer und vorurteilsfreien Ratgeber.

Als einer von wenigen Mittlern deutsch-französischer Kultur hat Jacques Grandjonc die Tradition eines Ludwig Börne und eines Heinrich Heine in unser Jahrhundert herübergerettet. Das deutsche Goethe-Institut ehrte sein Werk und Wirken 1989 mit der Verleihung der Goethe-Medaille. Seine immense Detailkenntnis der Geschichte der europäischen demokratischen und sozialistischen Bewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dokumentiert sich in 26 Monographien und Quellensammlungen (darunter 11 deutschsprachige) und 57 wissenschaftlichen Artikeln und Beiträgen (darunter 23 in deutscher Sprache).[1] 21 Gemeinschaftspublikationen bezeugen sein nicht alltägliches Kooperationsvermögen. Im Verlauf von vier Jahrzehnten profitierten davon viele Doktoranden der Université de Provence, Mitarbeiter zahlreicher Forschungsgremien in vielen Ländern, darunter die Herausgeber der MEGA und Teilnehmer internationaler Symposien ebenso wie Veranstalter von Ausstellungen oder Herausgeber lexikalischer Werke – etwa der jüngsten CD-ROM-Ausgabe des „Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français" von Jean Maitron 1998. Mitautoren größerer Editionen schätzten seine Akribie, seine unbedingte Verläßlichkeit und sein lauteres Wesen.

Als ausgebildeter Germanist, der die deutsche Sprache akzentfrei beherrschte und für die meisten seiner deutschsprachigen Publikationen keines Übersetzers bedurfte, lehrte er deutsche Sprache und Literatur von 1957 bis 1965 zunächst in einer höheren Schule in Marokko, sodann an der Faculté des Lettres an der Lyoner Universität und von 1970 bis 1996 an der Université de Provence. Seiner Tätigkeit in Aix-en-Provence, als Professor (seit 1980) und als Direktor des Germanistischen Instituts und Leiter der Équipe de Recherches en Civilisation Allemande in Aix, entwuchsen seine umfänglichen Forschungen über die deutsche Emigration in Frankreich, die sich in demographischen, philologischen und historischen Studien niederschlugen und sich historisch wie thematisch unablässig erweiterten. Schon seine bahnbrechenden, auf archivalische Ermittlungen gestützten demographischen Untersuchungen der siebziger Jahre über die

1 Die Veröffentlichung einer Biobibliographie wird derzeit im Karl-Marx-Haus Trier vorbereitet, wo sich Hans Pelger und Michael Werner (CNRS) in Zusammenarbeit mit der Université de Provence in Aix-en-Provence um die Verwahrung seines wissenschaftlichen Nachlasses kümmern.

soziale Zusammensetzung der deutschen Emigration in Frankreich, deren Zahl im Zeitraum von 1830 bis 1848 auf 50000 anstieg,[2] erhellten Grauzonen der kulturgeschichtlichen Forschung und bereicherten das bis dahin spärliche Wissen über Deutsche in Frankreich. Im Folgejahrzehnt erweiterte er diesen Strang seiner Untersuchungen auf die Erforschung der deutschen Emigration zwischen 1933 und 1945 sowie die Internierungslager in Südfrankreich zwischen 1939 und 1944.[3] Die kürzliche Vorstellung der deutschsprachigen Ausgabe seiner jüngsten Briefedition einer deutschen Flüchtlingsfamilie im Berliner Centrum Judaicum erlebte er nicht mehr.[4] Tief gefreut hat ihn jedoch die große Resonanz auf die 1983/84 u. a. von ihm veranstaltete Ausstellung „Deutsche Emigranten in Frankreich – Französische Emigranten in Deutschland 1685 bis 1945". Sie hat die Dominante seines Lebenswerks gleichsam in repräsentativer Gestalt gebündelt.[5]

Seinen aufwendigen Ermittlungen verdankt die Geschichtswissenschaft erste zusammenhängende Übersichts- und Einzelstudien zur deutschen Emigrationspresse im Westeuropa der Jahre 1795–1848. Sie erschienen teils in der Bundesrepublik, teils in der DDR.[6] Als erster monographischer Beitrag zahlreicher Studien zur Entstehung des Marxismus erschien 1974 sein Buch über den „Vorwärts" 1844, und als profundes Teilergebnis eines in den siebziger Jahren mit Bert Andréas (Genf) und Hans Pelger (Trier) begonnenen Forschungsprojekts über den demokratischen Internationalismus erschien 1981 die hervorragend kommentierte Faksimileausgabe der „Deutschen Brüsseler Zeitung".[7] Bis ins letzte Jahrzehnt trug er in mühseliger Kleinarbeit alles noch

2 Unter anderem: Jacques Grandjonc, État sommaire des dépôts d'archives françaises sur le mouvement ouvrier et les émigrés allemands de 1830 à 1851/52, in: *Archiv für Sozialgeschichte* [künftig zitiert: *AfS*], Bd. 12 (1972), S. 487–531; ders., Éléments statistiques pour une étude de l'immigration étrangère en France de 1830 à 1851, in: *AfS*, Bd. 15 (1975), S. 211–300; ders., Die deutsche „Binnenwanderung" in Europa 1830–1848, in: Die frühsozialistischen Bünde in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Vom „Bund der Gerechten" zum „Bund der Kommunisten" 1836–1847. Ein Tagungsbericht. Bearb. und hrsg. von Otto Büsch und Hans Herzfeld in Verbindung mit Stefi Jersch-Wenzel, Monika und Wolfgang Wölk, Berlin 1975, S. 3–20; ders., Ideologische Auseinandersetzungen im „Bund der Gerechten", a. a. O., S. 81–94.

3 Les Camps en Provence. Exil, internement, déportation 1933–1944. Publié par Jacques Grandjonc avec la collaboration de Francis Bertrand et al., Aix-en-Provence 1984; Zone d'ombres 1933–1944. Exil et internement d'Allemands et d'Autrichiens dans le sud-est de la France. Sous la direction de Jacques Grandjonc et Theresia Grundtner, Aix-en-Provence 1990. Deutsch: Zone der Ungewißheit. Hrsg. von Jacques Grandjonc und Theresia Grundtner, Hamburg 1993.

4 Elisabeth Marum-Lunau, Auf der Flucht in Frankreich. „Boches ici, juifs là-bas". Der Briefwechsel einer deutschen Familie im Exil 1939–1942. Ausgewählt und kommentiert von Jacques Grandjonc. Für die deutsche Ausgabe übersetzt und erweitert von Doris Obschernitzki, Teetz 2000.

5 Deutscher Katalog: Deutsche Emigranten in Frankreich – Französische Emigranten in Deutschland 1685–1945. Hrsg. von Jacques Grandjonc unter Mitarbeit von Gilbert Badia u. a., Goethe-Institut, Paris 1984.

6 Jacques Grandjonc, Die Stimme des Volks 1839 oder Blätter der Zukunft 1846. Zur „Deutschen Ideologie", in: *AfS*, Bd. 9 (1969), S. 499–507; La presse de l'émigration allemande en France (1795–1848) et en Europe (1830–1848), in: *AfS*, Bd. 10 (1970); ders., Deutsche Emigrantenpresse in Europa während des Vormärz 1830–1848, in: Heinrich Heine und die Zeitgenossen. Geschichtliche und literarische Befunde, Berlin und Weimar 1979.

7 Jacques Grandjonc, Vorwärts! 1844. Marx und die deutschen Kommunisten in Paris. Beitrag zur Entstehung des Marxismus, Bonn 1974; Bert Andréas, Jacques Grandjonc und Hans Pelger, Die Deutsche-Brüsseler Zeitung Januar 1847 bis Februar 1848. Faksimile mit Einführung und Anmerkungen, Bruxelles 1981.

Auffindbare über die 1846–1848 in Brüssel erschienene Zeitschrift „L'Atelier Démocratique" zusammen.

Grandjonc übernahm nichts ungeprüft. Seine umfänglichen Archivstudien erlaubten ihm, auch auf besser erschlossenen historischen Forschungsfeldern Sachwissen zu ergänzen, Irrtümer zu korrigieren und unzählige Details zu präzisieren. Das gilt zunächst für die Kenntnis der frühsozialistischen Auslandsbünde in Westeuropa. Sein Fund der „Briefe eines Schweizers aus Paris" von Wolfgang Strähl[8] eröffnete gänzlich neue Einsichten in die vielfältige geistige Verstrickung organisierter deutscher Frühproletarier und demokratischer Publizisten mit der französischen Kultur der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts. Gleiches gilt für seine in den achtziger Jahren betriebenen historisch-philologischen Studien. Sein zweibändiges Werk über die *communautaire* Terminologie im Zeitraum von 1785 bis 1842 erweitert und vervollständigt die Ergebnisse vorliegender Untersuchungen zur Terminologie und Begriffsgeschichte sozialistischer und *communautairer* Bestrebungen (Arthur Bestor 1948, Hans Müller 1967, Wolfgang Schieder 1984) sowohl in historischer Dimension wie in ihrem internationalen Beziehungsgeflecht und bietet auf der Basis kaum bekannter Texte eine Fülle neuer Aufschlüsse.[9]

Seit längerem kommt seine in unserem Jahrhundert immer seltener durchzuhaltende Symbiose von breitem historischem Sachwissen mit interdisziplinärer Vielfalt und Akribie der Stoffbewältigung auch der spezifischen Marx-Engels-Forschung zugute, namentlich einem besseren Verständnis der Genesis des Marxismus und seiner geistigen Verwurzelung im westeuropäischen Denken. Als man im Umbruchsjahr 1989/90 in der DDR selbst Schriften von Aristoteles und Voltaire massenhaft in Müllcontainern begrub, nur weil sie in der DDR verlegt worden waren, tat Jacques Grandjonc mit kleinen Expertengruppen vom Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG) in Amsterdam, vom Karl-Marx-Haus in Trier sowie aus Moskau und der Ex-DDR sofort alles nur Mögliche, um den existenziell gefährdeten Marx-Engels-Fundus zu retten, die Fortführung der MEGA materiell zu sichern und die Weiterarbeit auf der Basis neuer „Editionsrichtlinien" (Aix-en-Provence 1993) im Rahmen der neu gegründeten Internationalen Marx-Engels-Stiftung (IMES) zu gewährleisten. Die unter seinem Redaktionsvorsitz seit 1990 erschienenen zehn Bände können als Frucht auch seines Mühens um internationale Kooperation gelten.

Jacques Grandjonc wird vielen schmerzlich fehlen. Die ihn kannten, gedenken seiner mit Wärme. Es bleibt sein Werk, das für das allgemeine Geschichtsdenken noch nicht annähernd ausgeschöpft ist. Es bleiben etliche wichtige Studien, darunter die große Gemeinschaftsarbeit über die Association Démocratique, deren Veröffentlichung er selbst nicht mehr erlebte.[10]

8 Wolfgang Strähl, Briefe eines Schweizers aus Paris 1835–1836. Teilveröffentlichung mit Michael Werner, Trier 1978; ungekürzte Ausg. mit Waltraud Seidel-Höppner und Michael Werner, Berlin (DDR) 1988.

9 Jacques Grandjonc, Communisme – Kommunismus – Communism. Origine et développement international de la terminologie prémarxiste des utopistes aux neo-babouvistes 1785–1842, Trier 1989. Die Erarbeitung des noch fehlenden Registerbandes aus seinem Nachlaß wäre dringend zu wünschen.

10 Association Démocratique, ayant pour but l'union et la fraternité de tous les peuples, Bruxelles 1847–1848. Hrsg. von Bert Andréas, Jacques Grandjonc und Hans Pelger. Bearb. von Helmut Elsner und Elisabeth Neu, Trier 2000.

V-Leute und „Verräter"

Die Unterwanderung kommunistischer Widerstandsgruppen durch Konfidenten der Wiener Gestapo*

Von Hans Schafranek

Forschungsstand

Der systematische und nicht bloß punktuelle Einsatz Hunderter (in Österreich „Konfidenten" genannter) V-Leute, die teils freiwillig für die Gestapo tätig wurden, teils durch physischen oder psychischen Zwang in deren Dienst gepreßt wurden, hinterließ tiefe Lücken in den Reihen des organisierten politischen Widerstandes in Österreich. Von dieser Infiltration waren die illegale Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) und der Kommunistische Jugendverband (KJV) in besonders starkem Maße betroffen, doch blieben auch bürgerlich-konservative, katholische, legitimistische und sozialistische Widerstandskreise nicht von dem Eindringen der V-Leute verschont, denen es mitunter gelang, führende Positionen in den von ihnen unterwanderten Organisationen und Widerstandsnetzen zu erlangen. Trotz der (zumindest partiellen) Kenntnis dieser Umstände bildete jener Komplex für Jahrzehnte einen „weißen Fleck" auf der historiographischen Landkarte. Soweit es sich um KP-nahe Darstellungen handelte,[1] muß man nach den Ursachen für das Ausblenden der Problematik der „V-Leute" – besonders in Anbetracht der Tatsache, daß sich darunter ehemalige Spitzenfunktionäre der KPÖ befanden, die von der Gestapo „umgedreht" worden waren – nicht allzulange suchen. Als wesentliche Elemente solcherTabuisierungstendenzen fungierten eine heroisierende, „volkspädagogisch" umrahmte Überlieferung des Widerstandes, eine traditionsstiftende Vereinnahmung des kommunistisch orientierten Widerstandes für das eigene politische Selbstverständnis und schließlich eine seit jeher stark verinnerlichte Neigung, „Verräter" quasi als „Unpersonen" aus der Geschichte zu retuschieren.

Aber auch in der wissenschaftlichen Literatur, die von solchen politisch-ideologischen Barrieren nicht belastet ist, wurde das Phänomen der V-Leute über einen langen Zeitraum hinweg weitgehend ignoriert oder doch nur am Rande, jedenfalls nicht als eigenständiger Komplex erforscht.[2] Erst in den letzten zehn Jahren hat jene Thematik in der Forschung eine gewisse, allerdings recht gering zu veranschlagende Beachtung gefunden, teils unter dem primären Aspekt der institutionell-bürokratischen Einbindung

* Von einigen Ergänzungen und Aktualisierungen abgesehen, entstand die hier vorliegende Arbeit im wesentlichen im Rahmen eines Forschungsprojektes, das dankenswerterweise von der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien gefördert wurde.

1 Beispielsweise Hermann Mitteräcker, Kampf und Opfer für Österreich. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Widerstandes 1938 bis 1945, Wien 1963; Die Kommunistische Partei Österreichs. Beiträge zu ihrer Geschichte und Politik, Wien 1987.

2 Vgl. etwa Magdalena Koch, Der Widerstand der Kommunistischen Partei Österreichs gegen Hitler von 1938 bis 1945, Phil. Diss., Wien 1964; Inge Brauneis, Widerstand von Frauen in Österreich gegen den Nationalsozialismus 1938–1945, Phil. Diss., Wien 1974; Helmut Konrad, Widerstand an Donau und

in Gestapostrukturen,[3] teils unter stärkerer Berücksichtigung individualbiographischer und sozialpsychologischer Faktoren.[4] Der Untersuchungsgegenstand stellt somit keine vollständige Terra incognita dar, wohl aber ein noch weitgehend unerforschtes Segment der Widerstandshistoriographie in Österreich. Stellt man in Rechnung, daß dem unheilvollen Treiben dieser V-Leute in Österreich Tausende Widerstandskämpfer aus nahezu allen politischen Milieus zum Opfer fielen, so ist der bisherige Forschungsstand mehr als unbefriedigend.

Mit gewissen Einschränkungen läßt sich diese Feststellung auch auf die Forschungsergebnisse zu analogen Problemstellungen in Deutschland übertragen.[5] Einige lokal- und regionalgeschichtliche Studien, die in den siebziger und achtziger Jahren den Komplex „Widerstand und Verfolgung" in Bayern, Hamburg und dem Ruhrgebiet untersuchten, widmeten in unterschiedlichem Ausmaß auch der Zersetzung des Widerstandes durch V-Leute ein gewisses Interesse.[6] Eine über lokale oder regionale Aspekte

[Forts. von Anm. 2]
Moldau. KPÖ und KSČ zur Zeit des Hitler-Stalin-Paktes, Wien, München und Zürich 1978. Lediglich Radomir Luža, Der Widerstand in Österreich 1938–1945, Wien 1983, widmet dem Phänomen etwas mehr Raum, wenn auch verstreut über zahlreiche Einzelhinweise und Anmerkungen.

3 Vgl. Franz Weisz, Die Geheime Staatspolizei. Staatspolizeileitstelle Wien 1938 bis 1945, Phil. Diss., Wien 1991; Diana Albu und Franz Weisz, Spitzel und Spitzelwesen der Gestapo in Wien von 1938 bis 1945, in: *Wiener Geschichtsblätter,* 1999, H. 3, S. 169 ff.

4 Vgl. Hans Schafranek, „Unpersonen". Spanienkämpfer zwischen Verrat und Widerstand in Österreich 1938–1944, in: *Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit,* Nr. 10 (1989), S. 61 ff.

5 Klaus-Michael Mallmann, Die V-Leute der Gestapo. Umrisse einer kollektiven Biographie, in: Die Gestapo. Mythos und Realität. Mit einem Vorwort von Peter Steinbach. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 1995, S. 268–287, hier S. 273, konstatiert für die Historiographie über V-Leute in Deutschland eine ganz ähnliche „Forschungsmalaise" und begründet diese u. a. folgendermaßen: „Zum einen existiert gerade auf diesem Sektor eine beträchtliche Quellennot, insbesondere aber eine möglichst weitgehende Vertuschung der Rolle von V-Leuten in den von der Gestapo produzierten Quellen selbst." – Diese Argumentation wirkt nicht sehr überzeugend. Mallmanns fundierte und quellengesättigte Arbeiten zur Thematik der V-Leute selbst dementieren die behauptete „Quellennot", ganz zu schweigen von den noch nicht bearbeiteten einschlägigen Beständen in einer Reihe deutscher Archive. Und was die „Vertuschung" und – wie im folgenden bei Mallmann treffend beschrieben – „Anonymisierung" der V-Leute in Gestapoquellen anbelangt, so ist dies keineswegs ein Spezifikum jener Thematik. Wir finden eine solche, mitunter noch konsequentere Anonymisierung in Geheimdienstakten unterschiedlichster Provenienz, etwa, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in den Dokumenten der Special Operations Executive (SOE) über geheime Kommandounternehmen im Zweiten Weltkrieg. Dessen ungeachtet erfreut sich dieser Forschungszweig in Großbritannien seit vielen Jahren eines lebhaften und ungebrochenen Interesses. Dem von Mallmann zusätzlich angeführten Erklärungsfaktor für die in der zeitgeschichtlichen Forschung stark vernachlässigte Beschäftigung mit dem Thema V-Leute ist jedoch weitgehend beizupflichten: „Gemeint ist die moralisch erbauende Dimension, die der Widerstandsforschung vielfach eigen war und ist, deren pathetische Projektion des absolut Guten in ihre Subjekte, deren verklärende Vorstellung eines allzeit vorbildhaften, unerschütterlich heroischen Widerstandes. Daß die Regimegegner jeder Couleur stets auch durch V-Leute zersetzt und infiltriert werden konnten und dies real auch wurden, vertrug sich nicht mit derlei denkmalhafter Überhöhung, führte zur [...] Minimalisierung, ja sogar Exterritorialisierung des Phänomens." A. a. O., S. 274.

6 Vgl. Hans-Josef Steinberg, Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Hannover 1969, S. 127 ff.; Gertrud Meyer, Nacht über Hamburg. Berichte und Dokumente, Frankfurt a. M. 1971, S. 81 ff.; Detlev Peukert, Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945, Wuppertal 1980, S. 121 ff. und S. 372 ff.; Hartmut Mehringer, Die KPD in Bayern 1919–1945. Vorgeschichte, Verfolgung und Widerstand, in: Bayern in der NS- Zeit, Bd. 5. Hrsg. von Martin Broszat und Hartmut Mehringer, München 1983, S. 148 ff.; Martin Broszat und Elke Fröhlich, Alltag und Widerstand. Bayern im Nationalsozialismus, München 1987, S. 583 ff.

hinausgehende Systematisierung dieser Ansätze bleibt jedoch ebenso ein Forschungsdesiderat wie die Typologisierung ganz unterschiedlicher Kategorien von V-Leuten[7] oder Untersuchungen über qualitativ und quantitativ unterschiedliche Resultate der Gestapoinfiltration in verschiedenartigen politischen Milieus.

Gleichwohl läßt sich seit einigen Jahren vornehmlich in der Bundesrepublik Deutschland eine Tendenz feststellen, Teilaspekten des Untersuchungsgegenstandes oder verwandten Themen einen stärkeren forschungsstrategischen Stellenwert einzuräumen, und zwar parallel zu (oder im Sog) einer partiellen Neuinterpretation des Gestapoapparats im Herrschaftsgefüge des NS-Systems insgesamt, einer Neuinterpretation, die – sehr knapp formuliert – die „Allgegenwärtigkeit" der Gestapo stark in Zweifel zieht,[8] ihre Existenzform als „soziale Enklave"[9] bestreitet bzw. relativiert und statt dessen von der Intention geleitet wird, die Gestapo stärker in den Kontext der deutschen Gesellschaft unter dem NS-Regime einzubetten. Teilweise in Verbindung mit einem solchen Paradigmenwechsel ist eine verstärkte Hinwendung zur Erforschung des Denunziantentums als Massenphänomen im NS-Regime zu konstatieren,[10] aber auch die Beschäftigung mit den Nachrichtenreferaten einzelner Gestapostellen im „Altreich".[11]

Unter diesen Prämissen bleibt zu hoffen, daß auch die Forschung zum Thema „V-Leute" in Österreich wie in Deutschland neue Impulse erhalten wird. Die Erarbeitung einer umfassenden und systematischen Quellenbasis dürfte es in solchem Zusammenhang auch ermöglichen, rudimentär entwickelte kontroverse Einschätzungen – sei es über die besondere „Anfälligkeit" kommunistischer Untergrundorganisationen für eine Gestapoinfiltration,[12] sei es über die Rolle einzelner V-Leute[13] – zu vertiefen.

7 Einen ersten knappen Überblick zu diesem Problemfeld präsentiert Klaus-Michael Mallmann, Die V-Leute der Gestapo, a. a. O., S. 268 ff. Siehe ferner ders., Brüderlein und & Co. Die Gestapo und der kommunistische Widerstand in der Kriegsendphase, in: Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg. „Heimatfront" und besetztes Europa. Hrsg. von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann, Darmstadt 2000, S. 270 ff.

8 Vgl. dazu Robert Gellately, Allwissend und allgegenwärtig? Entstehung, Funktion und Wandel des Gestapo-Mythos, in: Die Gestapo, a. a. O. (siehe Anm. 5), S. 47–70; Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Omniscient, Omnipotent, Omnipresent? Gestapo, Society und Resistance, in: Nazism and German Society, 1933–1945. Ed by David F. Crew, London 1994, S. 166 ff.

9 Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Gestapo – Mythos und Realität, in: Die Ohnmacht der Allmächtigen. Geheimdienste und politische Polizei in der modernen Gesellschaft. Hrsg. von Bernd Florath, Armin Mitter und Stefan Wolle, Berlin 1992, S. 101.

10 Vgl. etwa Gisela Diewald-Kerkmann, Politische Denunziationen im NS-Regime oder die kleine Macht der „Volksgenossen", Bonn 1995; dies., Denunziantentum und Gestapo. Die freiwilligen „Helfer" aus der Bevölkerung, in: Die Gestapo, a. a. O. (siehe Anm. 5). S. 288–305; Christine Arbogast, Von Spitzeln, „Greifern" und Verrätern. Denunziantentum im Dritten Reich, in: Formen des Widerstandes im Südwesten 1933–1945. Scheitern und Nachwirken. Hrsg. von Thomas Schnabel, Ulm 1994, S. 205 ff.; Robert Gellately, „In den Klauen der Gestapo". Die Bedeutung von Denunziationen für das nationalsozialistische Terrorsystem, in: Verfolgung und Widerstand im Rheinland und in Westfalen 1933–1945. Hrsg. von Anselm Faust, Köln, Stuttgart und Berlin 1992, S. 40 ff.

11 Vgl. Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Herrschaft und Alltag. Ein Industrierevier im Dritten Reich, Bonn 1991, S. 184 ff. und S. 215; Robert Gellately, Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933–1945, Paderborn, S. 79 ff.

12 So vertritt Hartmut Mehringer, Die KPD in Bayern, a. a. O. (siehe Anm. 6), S. 157, der sich ausführlich mit dem „Fall Theo" (einem Gestapo-V-Mann, der 1935 in Südbayern wirkte) beschäftigte, die Auffassung, die Unterwanderung der Roten Hilfe sei ein „typisches Produkt eben dieses Milieus in seiner Entwicklung unter dem Druck nationalsozialistischer Verfolgung", während Klaus-Michael Mallmann,

Institutionelle Rahmenbedingung der Infiltration antifaschistischer Widerstandsgruppen und Arbeitsmethoden der Wiener Gestapo

„Wie die Praxis ergeben hat, ist eine erfolgreiche präventive und exekutive Tätigkeit der Geheimen Staatspolizei auf dem Gebiet der Bekämpfung des Kommunismus und Marxismus ohne einen staatspolizeilichen Nachrichtendienst nicht denkbar. Von einem gut ausgebauten und gut arbeitenden Nachrichtendienst wird es abhängen, ob der Gegner erfolgreich bekämpft werden kann."[14]

An alle damaligen (Mai 1939) Gestapostellen des Deutschen Reiches übermittelt, enthielt diese Einschätzung des Geheimen Staatspolizeiamtes (Gestapa) in Berlin, die zugleich mit der Empfehlung gekoppelt war, entlassene KZ-Häftlinge als Konfidenten anzuwerben und langfristig einzusetzen, ein bemerkenswertes Eingeständnis. Die interne Beurteilung spezifischer Perspektiven bei der „Gegnerbekämpfung" ließ sich schwer mit dem Mythos einer (eigenständigen) operativen Allmacht und Allgegenwärtigkeit der Gestapo in Einklang bringen, einem Mythos, der sowohl in der propagandistischen Selbstinszenierung des Regimes als auch in der Sicht seiner Gegner eine tragende Rolle spielte. Diese Optik blieb unter geänderten politischen Voraussetzungen auch nach 1945 weitgehend erhalten und erhielt eine neue Funktion: „Aus der propagandistischen Attitüde der Herrschenden von ehedem wurde in Ost und West ein mehrheitsfähiges Glaubensbekenntnis. Der Mythos mutierte zur kollektiven politischen Entschuldigung, legitimierte opportunistisches Mitläufertum und schuldhafte Verstrickung. Das geschichtsklitternde Exkulpationsmodell vom SS- oder Gestapo-Staat als der Herrschaft einer kleinen verbrecherischen Clique wurde zur Gründungsfabel beider deutscher Staaten, der es gelang, Gestapo und SS als soziale Enklaven aus der deutschen Gesellschaft zu eskamotieren."[15]

Neuere regionalgeschichtliche Untersuchungen dürften dazu beitragen, ein Geschichtsbild erheblich zu revidieren, in dem die Effizienz der Gestapo bar aller sozialen Wurzeln, als primäres Resultat einer lückenlosen, flächendeckenden Kontroll- und Repressionsmaschinerie sui generis erscheint. Das zentrale Ermittlungsinstrument der Gestapo, die quantitativ wie qualitativ wichtigste Ressource staatspolizeilichen Wissens, stellte wahrscheinlich die breite Denunziationsbereitschaft innerhalb der Bevölkerung

[Forts. von Anm. 12]
Die V-Leute der Gestapo, a. a. O. (siehe Anm. 5), S. 275, die These vertritt, es sei „gerade der Milieukern der KPD [gewesen], der eine illegale Weiterarbeit über 1933 hinaus sozial absicherte".

13 Siehe etwa die unterschiedliche Bewertung des Gestapospitzels Ernst Rambow, eines ehemaligen Funktionärs des KPD-Sicherheitsapparates, bei R. Scheer, Rambow – Spuren von Verfolgung und Verrat, in: *Dachauer Hefte,* H. 10 (1994), und Johannes Tuchel, Kontakte zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, in: *Dachauer Hefte,* H. 11 (1995). Weitere Informationen über Rambow bei Ursel Hochmuth, Illegale KPD und Bewegung „Freies Deutschland" in Berlin und Brandenburg 1942–1945. Biographien und Zeugnisse aus der Widerstandsorganisation um Saefkow, Jakob und Bästlein, Berlin 1998, sowie Klaus-Michael Mallmann, Brüderlein & Co., a. a. O. (siehe Anm. 7), S. 279 ff.

14 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde [künftig zitiert: BArch], R 58/243, Runderlaß des Geheimen Staatspolizeiamtes an alle Staatspolizeileit-und Staatspolizeistellen des Altreiches, die Staatspolizeistellen Wien und Reichenberg und das SD-Hauptamt, Berlin, 2. 5. 1939.

15 Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, Gestapo – Mythos und Realität, a. a. O. (siehe Anm. 9), S. 101.

dar. Einer Untersuchung über die Gestapostelle Saarbrücken ist zu entnehmen, daß 87,5 Prozent aller ermittelten „Heimtückefälle" primär durch Denunziationen „aufgedeckt" wurden.[16] Angesichts dieser Ergebnisse und ähnlicher Befunde in Studien über Würzburg und Düsseldorf werden zukünftige Untersuchungen in verstärktem Maß dem Umstand Rechnung tragen müssen, daß bei der Verfolgung von sozialem Protest und individueller Resistenz im betrieblichen und privaten „Alltag" die aktive Kollaboration breiter Kreise der Bevölkerung einen integralen Bestandteil bildete. Hingegen griff die Gestapo bei der Bekämpfung und Zerschlagung der organisierten politischen Opposition im Untergrund auf den systematischen Einsatz von Konfidenten zurück, die in gegnerische Organisationen eingeschleust wurden. Im Bereich der Gestapoleitstelle Frankfurt a. M. etwa operierten 1200 V-Leute, zumeist ehemalige Gegner des NS-Regimes.[17]

Auch wenn individuell die Übergänge zwischen Denunzianten und „professionellen" Spitzeln in vereinzelten Fällen fließend sein mochten, waren in der Verfolgungsperspektive die jeweiligen Zielgruppen der Gestapo so unterschiedlich, daß schon aus analytischen Gründen die Tätigkeit von Denunzianten und jene von V-Leuten getrennt behandelt werden sollte.

Die folgenden Ausführungen über die institutionellen Aspekte nachrichtendienstlicher Tätigkeit in der Wiener Gestapo stützen sich zum Teil auf die unveröffentlichte Studie von Franz Weisz über die Geschichte der Gestapoleitstelle Wien.[18] Das im Herbst 1938 geschaffene nachrichtendienstliche Referat bei der Wiener Gestapo (Referat II N, ab 1942: IV N) wurde anfänglich von Johann Sanitzer geleitet, später von Lambert Leutgeb, der seit Mai 1933 der NSDAP angehörte und in mehrfacher Hinsicht für seinen neuen Aufgabenbereich prädestiniert schien. Zum einen hatte Leutgeb vor 1938 dem Nachrichtendienst der illegalen NSDAP angehört, zum anderen befaßte er sich, seit 1919 im Polizeidienst tätig, während der „austrofaschistischen" Diktatur bereits mit der „Betreuung" von Konfidenten. Eine größere Anzahl dieser V-Leute war 1938 von der Gestapo übernommen worden, paradoxerweise auch Personen, die ehedem im Auftrag der österreichischen Staatspolizei gegen die illegale NS-Bewegung eingesetzt wurden. Von der Gestapo „umgepolt", bespitzelten sie nunmehr Angehörige von bürgerlichen und legitimistischen Widerstandsgruppen, während die zuvor im Kampf gegen die kommunistische und sozialistische Untergrundbewegung eingesetzten Konfidenten unter der Ägide des N-Referates dasselbe politische Milieu unterwanderten wie unter der Schuschnigg-Herrschaft.

Dieser Personalstamm umfaßte beim „Anschluß" etwa vierzig Personen und weitete sich in der Folgezeit stark aus.[19] Die Anfang 1941 als Kanzleikraft dem N-Referat

16 A. a. O., S. 105.

17 Vgl. Walter Otto Weyrauch, Gestapo V-Leute. Tatsachen und Theorie des Geheimdienstes. Untersuchungen zur Geheimen Staatspolizei während der nationalsozialistischen Herrschaft, Frankfurt a. M. 1989, S. 12.

18 Vgl. Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3).

19 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes Wien [künftig zitiert: DÖW], Akte E 21107 (Lambert Leutgeb); Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 415. – Auch Johann Schweighofer, der Stellvertreter Leutgebs im N-Referat der Wiener Gestapo, war bei der österreichischen Staatspolizei mit der Betreuung von Konfidenten befaßt.

zugeteilte Rosa Friedl lieferte während ihrer Haftzeit (1945/46) eine Reihe von Informationen über einzelne V-Leute, die Art ihrer Tätigkeit und die uns hier zunächst interessierenden formellen Aspekte des Konfidentensystems in jenem Referat. So sagte sie am 8. Oktober 1945 u. a. aus: „Diese Vertrauensleute waren in 2 Gruppen eingeteilt, u[nd] zw[ar] in V-Pers. und G-Pers. (Gewährs-Pers.). Die V-Pers. waren jene, die in einer gegnerischen Organisation selbst aktiv tätig waren, während die G-Pers. nur Nachrichten überbrachten, die sie gelegentlich erfuhren, ohne selbst aktiv in einer gegn[erischen] Org[anisation] tätig zu sein. Es kam aber auch vor, dass G-Pers., die schon eine Zeitlang mit Erfolg arbeiteten, später als V-Pers. bezeichnet wurden. Jede V-Pers. oder G-Pers. musste dem Reichssicherheitshauptamt in Berlin mittels Formblattes gemeldet werden. Beim Ref[erat] N selbst wurde je ein Personalakt dieser Personen angelegt, in dem ein Personalbogen und die Durchschrift des erwähnten Formblattes enthalten war. Auf diesem Formblatt war, so wie auf dem Personalbogen, das genaue Nationale mit Personsbeschreibung, ferner die Deckbezeichnung, auf welchem Gebiet die betreffende Person tätig war und welcher Beamte mit ihr in Verbindung war, vermerkt. Anschliessend daran wurden die Durchschläge der einzelnen Meldungen abgelegt. Die Originale derselben wurden den zuständigen Referaten zur weiteren Bearbeitung zugeleitet. Handelte es sich um besonders wichtige Meldungen, wurde auch das Reichssicherheitshauptamt in Berlin davon in Kenntnis gesetzt. Die Personalakten wurden fortlaufend numeriert und waren diese Nummern gleichzeitig die Deckbezeichnungen der einzelnen V- oder G-Pers. innerhalb der Dienststelle, d. h. auf jeder Meldung wurde die Deckbez.-Nr. angeführt. Im direkten Verkehr mit den V- od. G-Pers. selbst waren jedoch Namen als Deckbezeichnungen in Verwendung. Ausser den Personalakten der V- u. G-Pers. war auch eine Kartei über dieselben vorhanden."[20]

Friedls Aussage, der zufolge das Konfidentennetz des N-Referates etwa 170 „regulär" geführte V-Leute (nach den oben angeführten Kriterien) umfaßte, läßt die quantitative Dimension der Einbindung von Konfidenten durch die Wiener Gestapo nur bruchstückhaft erkennen. Nach einer Schätzung von Franz Weisz unterhielt diese etwa 600 bis 800 V-Leute.[21] Diese zahlenmäßige Diskrepanz resultiert aus der Tatsache, daß auch die Exekutivreferate der Abteilung II zahlreiche Spitzel (von mehr oder minder „professioneller" Qualität) beschäftigten, die sie gegenüber dem N-Referat weitgehend abschirmten. Diese mangelhafte Vernetzung von Informationen führte zu recht eigenartigen Konstellationen. So kam es beispielsweise des öfteren vor, daß Konfidenten des Referates II N auf Zuträger anderer Gestaporeferate angesetzt wurden und die V-Leute sich gegenseitig bespitzelten, was nicht nur „Fahndungspannen" bewirkt haben dürfte, sondern auch dazu beitrug, Konflikte zwischen den einzelnen Referatsleitungen heraufzubeschwören.

Dem gespannten Verhältnis zwischen den einzelnen Gruppen lagen jedoch noch tiefere Ursachen zugrunde. Dem N-Referat oblag die Anwerbung von V-Leuten, deren Einschleusung in illegale Widerstandsgruppen, die Vernetzung von Agentengruppen usw. Der auf diesen nachrichtendienstlichen Ermittlungen basierende operative Einsatz

20 DÖW, Akte 19685, Vernehmungsprotokoll Rosa Friedl, Wien, 8. 10. 1945.
21 Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 414.

(Fahndung, Verhaftungen) lag jedoch vollständig außerhalb seines Kompetenzbereiches, auch wurde es seitens der Exekutivreferate nur sehr spärlich über Fahndungserfolge informiert, die man primär oder doch zu einem erheblichen Anteil durch den systematischen Einsatz von V-Leuten des Nachrichtenreferates erzielte. Dieses sah sich in solchen Fällen häufig um die „Früchte" ihrer Aufklärungs- und Infiltrationstätigkeit betrogen, was zu allerlei Rivalitäten und Spannungen führte. Die Beamten des N-Referates „rächten" sich, indem sie Meldungen von Konfidenten, die das dienstliche oder auch private Verhalten von „referatsfremden" Gestapoangehörigen in einem schlechten Licht erscheinen ließen, nach „oben" weitergaben, ohne die betroffenen Personen zu informieren oder den Wahrheitsgehalt der entsprechenden Berichte nachzuprüfen. Beispielsweise wurde Lambert Leutgeh von einem V-Mann davon in Kenntnis gesetzt, daß der zur Gestapo abgeordnete Kriminalbeamte Heinrich Wohl Gestapohäftlinge ohne Genehmigung seines Vorgesetzten entlasse. Dies veranlaßte Leutgeb zu einer Anzeige an den Gestapochef, der daraufhin eine Disziplinaruntersuchung gegen Wohl einleitete.[22]

Daß es sich bei solchen und ähnlichen Vorkommnissen nicht nur um ein Wiener Spezifikum handelte, bezeugt etwa das Protokoll über eine Gruppenleiter- und Referentenbesprechung des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA), Abteilung VI, vom Februar 1943. Hier heißt es in unmißverständlicher Deutlichkeit: „Für den Verkehr mit V-Leuten fehlt oft das richtige Verständnis. V-Leute müssen richtig angefasst und behandelt werden. Dazu gehört, dass man sie selber richtig kennt und nach ihren Fähigkeiten einschätzt. Es darf nicht vorkommen, dass V-Leute Referenten gegeneinander ausspielen. Der Referent muss dem V-Mann geistig überlegen sein. Ist er dies nicht, dann wird es zu keiner ersprießlichen Arbeit kommen, und er ist fehl am Platze."[23]

Die Kontakte zwischen den V-Leuten und „ihren" Beamten fanden zumeist in Kaffeehäusern statt, seltener präsentierten die Konfidenten ihre Berichte in der Gestapozentrale selbst. Die G-Personen erhielten für ihre Spitzeldienste fallweise materielle Unterstützung, während die V-Personen fest im Sold der Gestapo standen. Besonders erfolgreiche Konfidenten – wie etwa der vornehmlich gegen die kommunistische Untergrundbewegung März eingesetzte Kurt Koppel („Ossi", „Glaser", „Klaser") – konnten mit einem regelmäßigen monatlichen Salär von 500 Reichsmark rechnen. Denselben Judaslohn erhielt das Ehepaar Benigny-Müllenberg – sehr zur Verwunderung der zeitweilig mit der Kassenführung betrauten Rosa Friedl, da sich das Duo damit „begnügt" habe, die Einstellung etlicher Aristokraten zum Nationalsozialismus auszuhorchen, was eher präventiven Zwecken dienlich gewesen sei.[24] Obwohl die Gestapoleitstelle Wien die in Richtlinien übergeordneter Instanzen vorgesehenen Geldbeträge für jene Zwecke um das Fünffache überschritt,[25] sollte man den materiellen Anreiz als Motiv für eine systematische, mitunter langjährige Spitzel- und Provokateurstätigkeit eher gering veranschlagen. Am ehesten dürfte ein solches Motiv bei jener Gruppe professioneller

22 A. a. O., S. 432 ff.

23 DÖW, Akte 17078, Amt VI, Protokoll über die Gruppenleiter- und Referentenbesprechung am 10. 2. 1943, Berlin, 10. Februar 1943.

24 DÖW, Akte 19685, Vernehmungsprotokoll Rosa Friedl, Wien, 6. 8. 1945.

25 Vgl. Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 411.

Zuträger anzunehmen sein, die nicht erst „umgedreht" werden mußten, sondern sich eigenständig und freiwillig für derlei Aktivitäten hergaben. Einiges spricht dafür, daß sich diese Gruppe zumeist aus jenem Personenkreis rekrutierte, der bereits vor 1938 für die österreichische Staatspolizei tätig gewesen war. Wir werden jedoch sehen, daß die Unterwanderung und Liquidierung bedeutender kommunistischer und sozialistischer Widerstandsnetze durch die Kooperation von Konfidenten ermöglicht wurde, die erst unter mehr oder weniger großem Druck ihre Spitzeltätigkeit aufnahmen. Eine Reihe von Menschen, die auf verschiedenartigste Weise in den Dienst der Gestapo gepreßt wurden, erfüllte deren Erwartungen zwar durchaus „zufriedenstellend". Aber so zielstrebig und skrupellos sie dabei zu Werke gingen, in ihrem Innersten mochte vielleicht ein ambivalentes Schuldgefühl fortexistieren, das nicht restlos auszutilgende Bewußtsein, als „Verräter" zu wirken. Und nichts konnte einen solchen Schuldkomplex so nachhaltig fördern wie die materielle Honorierung des „Verrats".

Rosa Friedl betonte in einer ihrer Aussagen, eine Reihe von V-Leuten habe kein Honorar angenommen.[26] Von existentieller Bedeutung waren für manche Konfidenten Gratifikationen ganz anderer Art, etwa wiederholte Interventionen der Gestapo, um dem Betreffenden die Einziehung zur Wehrmacht zu ersparen, was naturgemäß keinen menschenfreundlichen Intentionen entsprang, sondern ausschließlich von der Absicht diktiert war, einen erfolgreichen V-Mann weiterhin im selben politischen Milieu zu belassen. In etlichen Fällen verschaffte die Gestapo ihren Konfidenten ganz „reguläre" Arbeitsplätze, teils als legale Tarnung, teils zwecks Bespitzelung von Kollegen am Arbeitsplatz.

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, aus welchen Milieus die Gestapo ihre V-Leute rekrutierte und auf welche Weise diese angeworben wurden.

Im Archivbestand „Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich" befinden sich zahlreiche, großenteils anonyme Briefe an den Gauleiter Bürckel, die in quantitativer wie qualitativer Hinsicht ein grausiges Zeugnis über die Denunziationswütigkeit von Teilen der Wiener Bevölkerung in den Jahren 1938/39 ablegen. Angesichts einer Vielzahl freiwilliger Denunzianten aus allen Bevölkerungsschichten war hier ein riesiges Reservoir vorhanden, aus dem die Gestapo und andere Kontroll- und Repressionsinstanzen zu schöpfen vermochten. Manche dieser Denunzianten drängten sich auch danach, Spitzeldienste für die Gestapo zu leisten. Sosehr diese jedoch auf das Heer freiwilliger Zuträger angewiesen war, um vielfältige Formen von sozialem Dissens zur Strecke zu bringen oder etwa „staatsfeindliche" Äußerungen im privaten, familiären Bereich zu kriminalisieren, so irrelevant war im Regelfall die massenhafte Zuträgerei für die spezifischen Belange des N-Referats oder anderer nachrichtendienstlicher Apparate – zielten diese doch in erster Linie darauf ab, den organisierten politischen Widerstand aufzurollen und zu zerschlagen. Deshalb kam aus diesem großen Kontingent potentieller Konfidenten nur eine sehr kleine Anzahl geeigneter „Kandidaten" in Frage – wohl auch in der nicht unberechtigten Überlegung, daß beim Gros der sich freiwillig anbietenden Zuträger Wichtigtuerei, pure Geldgier

26 DÖW, Akte 19685, Vernehmungsprotokoll Rosa Friedl, Wien, 8. 10. 1945.

oder die Befriedigung persönlicher Rachegelüste eine nicht unwesentliche Rolle spielten, Faktoren also, die eine gewisse „Unkontrollierbarkeit" implizierten.

Mitunter warb die Gestapo als V-Leute Personen an, die wegen krimineller Delikte verurteilt worden waren, z. B. Rudolf Frank, der nach seiner Haftentlassung von der Kriminalpolizei an die Gestapo überstellt worden war, nachdem er sich bereit erklärt hatte, als Konfident zu wirken. Unter dem Decknamen „Peter" agierend, erzielte er bei der Infiltration bürgerlicher Widerstandsgruppen beträchtliche Erfolge.[27] Auch unter österreichischen Politemigranten aus der UdSSR versuchte die Gestapo V-Leute anzuwerben, was ihr z. B. bei Anna Mönch gelang, die – gleich zahlreichen Schutzbündlern – aus Enttäuschung über die Entwicklung in der UdSSR freiwillig nach Österreich zurückgekehrt war.[28]

Das für die Bekämpfung der Linksopposition „zuverlässigste" und weitaus bedeutsamste Kontingent von V-Leuten bestand jedoch aus Funktionären der illegalen kommunistischen und sozialistischen Bewegung, die einem massiven psychischen und physischen Druck ausgesetzt waren: aus dem Konzentrationslager oder der Justizhaft entlassen, wurden sie zu einem Spielball in der Hand der Gestapo, mußten sie doch befürchten, beim geringsten Anlaß erneut in ein KZ eingewiesen zu werden, wenn sie sich nicht als gefügig erwiesen. Diese Gefügigkeit wurde manchmal von der Gestapo gefördert, indem sie dem Betreffenden eine vorzeitige Haftentlassung in Aussicht stellte und diese auch durchsetzte. Dies war etwa bei dem wegen „kommunistischer Betätigung" verurteilten Johann Wagner der Fall. Vor Ablauf seiner Haft entlassen, wurde er in der Folge am Straßenbahnhof Wien-Favoriten als V-Mann eingesetzt. Mit seiner Hilfe gelang es der Wiener Gestapo, Widerstandsgruppen der dort Beschäftigten zu zerschlagen.[29]

Aus dem eingangs zitierten Runderlaß des Berliner Gestapa geht auch hervor, daß man nicht schlechthin entlassene KZ-Häftlinge in den Dienst der Gestapo zu pressen versuchte, sondern es auf ganz spezielle Gruppen abgesehen hatte: „Unter den auf Grund der Amnestie [anläßlich Hitlers 50. Geburtstag] zur Entlassung gekommenen Schutzhäftlingen befinden sich eine Anzahl Personen, die sogenannte Apparat-Arbeit geleistet haben und daher sich in erster Linie für Nachrichtenzwecke der Geheimen Staatspolizei eignen dürften. Es sind dies frühere Mitarbeiter oder Funktionäre des AM-Apparates und sonstiger Spezialorganisationen der KPD (Waffen, Sprengstoff, Sabotage, Terror, Kader, RFB-Gruppe). In günstig liegenden Fällen kommen aber auch einfache Parteimitglieder oder Funktionäre in Frage."[30]

Mangels systematischer Forschungen über den hier genau definierten Personenkreis läßt sich nicht abschätzen, ob das Konzept, vornehmlich ehemalige Apparatleute der KPD zu instrumentalisieren, tatsächlich erfolgreich in die Praxis umgesetzt wurde.

27 Vgl. Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 419.

28 DÖW, Akte 19685, Anhang zum Lebenslauf Rosa Friedl, 20. 9. 1945; Vernehmungsprotokoll Rosa Friedl, 6. 8. 1945. – Zu den Rückkehrbestrebungen österreichischer Schutzbundemigranten aus der UdSSR vgl. Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera, Aufbruch – Hoffnung – Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925–1945, Wien 1997, S. 286–305.

29 Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 416.

30 Siehe Anm. 14.

Jedoch liegen die Gründe dafür auf der Hand, weshalb es – auch in Österreich – gerade (im nationalsozialistischen Sinn) politisch schwer „belastete" KP-Funktionäre waren, die der Gestapo „attraktiv" erschienen. Zum einen waren diese Kader – beispielsweise Absolventen der Moskauer Leninschule, Organisatoren des illegalen Literaturapparats, Kuriere, politische Instruktoren, überregional operierende Verbindungsleute zwischen verschiedenen kommunistischen Organisationen und Widerstandsgruppen usw. – in einem besonderen Maße erpreßbar. Zum anderen hatten sie in der innerparteilichen Hierarchie eine gewisse Vertrauensstellung genossen, was eine von der Gestapo gesteuerte Infiltration kommunistischer Untergrundorganisationen ebenso erleichtern mochte wie die individuelle Bespitzelung ehemaliger Genossen. Und schließlich zielte die Gestapo mit dem Einsatz dieser V-Leute darauf ab, über die Zerschlagung lokaler Organisationsansätze hinaus in die zentralen Organisationsstrukturen des Widerstandes einzudringen.

Schließlich ist noch eine Reihe von Konfidenten zu erwähnen, bei denen der erzwungene Charakter der „Anwerbung" in der extremsten Form zutage trat. Es handelte sich um kommunistische Funktionäre, die wegen Hochverrats oder anderer Delikte bereits zum Tode verurteilt, von der Gestapo jedoch noch „benötigt" und in die Gestapozentrale „rücküberstellt" wurden, wo man sie z. B. als Zellenspitzel auf dort untergebrachte Häftlinge ansetzte. Daraus entwickelte sich mitunter eine jahrelange Kooperation, die entweder eine „Begnadigung" oder einen langfristigen Aufschub der Urteilsvollstreckung nach sich zog. Besonders gut dokumentierbar sind – teils durch Interviews mit Überlebenden, teils durch Archivfunde – in dieser Hinsicht die Fälle Karl Zwifelhofer und Fritz Schwager. Ähnliche menschliche Tragödien offenbaren sich in den Motiven für die Konfidententätigkeit von rassisch Verfolgten, die mit dem Versprechen geködert wurden, sie zu „Schutzjuden" zu erklären und nicht zu deportieren. So standen z. B. die beiden späteren jüdischen Konfidenten Bock und Kipfel bereits auf den Transportlisten, wurden jedoch wieder zurückgestellt, nachdem sie sich zur Spitzeltätigkeit bereit erklärt hatten. Erhebliche Erfolge erzielte die Gestapo mit dem jüdischen V-Mann Rudolf Klinger, dessen Tätigkeit entscheidend dazu beitrug, einige größere Fluchthilfeorganisationen zu zerschlagen. Nachdem er seine „Schuldigkeit" getan hatte, wurde er im Herbst 1943 gemeinsam mit seiner Familie und seinen Verwandten ins KZ Auschwitz deportiert.[31]

Beim Einsatz „qualifizierter" V-Leute setzte die Wiener Gestapo und im speziellen das Nachrichtenreferat nicht bloß darauf, Informationen über „staatsfeindliche" Aktivitäten im antifaschistischen Untergrund zu erlangen und entsprechend auszuwerten. Darüber hinaus betätigten sich ihre „besten" Informanten häufig auch als Agents provocateurs, was im anschließenden Abschnitt über die Infiltration kommunistischer Organisationen detailliert aufgezeigt werden soll. Für den erfolgreichen systematischen Ausbau einer solchen Provokateurstätigkeit spielten das individuelle „Geschick" des jeweiligen V-Mannes, das ihm organisationsintern entgegengebrachte Vertrauen und seine „Nähe" zu bzw. Verankerung in illegalen Leitungsgremien eine zentrale Rolle. Einen Teil der materiellen Infrastruktur für die Durchführung provokatorischer Aktionen

31 Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 417 f.

stellte das N-Referat selbst bereit, indem es beispielsweise „kommunistische" Schriften und Flugblätter drucken bzw. schreiben ließ, falsche Kennkarten ausgab, ja sogar Stempel der illegalen kommunistischen Partei anfertigte und ihre Konfidenten damit ausstattete. War ein größerer Personenkreis erfaßt, wurden die Betreffenden verhaftet und wegen Hochverrats angeklagt – für die Verteilung von Flugschriften, die die Gestapo zum Teil selbst verfaßt, zum Teil bei früheren Aktionen beschlagnahmt und archiviert hatte.[32]

Nicht alle Konfidenten erfüllten die in sie gesetzten Erwartungen. In dem schon zitierten Protokoll der RSHA-Gruppenleiterbesprechung wird darauf hingewiesen, daß 30 Prozent aller V-Leute „nicht hundertprozentig in Ordnung" seien. Es gebe „eine Menge V-Leute, die irgendwo doch zusammenkommen, die ihnen gestellte Aufgabe durchsprechen und uns dann mehr schaden als nützen".[32] Diese äußerst vage Formulierung verweist möglicherweise auf den besonders undurchsichtigen Bereich der Tätigkeit von „Doppelagenten". Auch die schon erwähnte, dem Gestapokalkül zuwiderlaufende gegenseitige Bespitzelung von Konfidenten verschiedener Referate kann damit angesprochen sein. In diesem Kontext ist jedoch darauf hinzuweisen, daß die Kontrolle und Überwachung von V-Leuten durch andere Konfidenten nicht immer als Indiz für jene „Pannen" zu werten ist, die der Gestapo infolge der dargestellten referatsinternen Rivalitäten und Konflikte gelegentlich unterliefen. Vielmehr gehörte es zu deren gängiger Praxis, bei der Unterwanderung größerer Untergrundorganisationen neben bereits „erprobten" und organisationsintern verankerten V-Leuten auch „Neulinge" einzusetzen, mit denen jene in Verbindung traten, ohne ihre Tarnung preiszugeben. Aus einer solchen Konstellation erwuchs eine gewisse Kontrolle über die „Zuverlässigkeit" neu angeworbener Konfidenten. Schließlich muß bei alledem berücksichtigt werden, daß unter den zur Konfidententätigkeit – mehr oder weniger – gepreßten Personen ein vermutlich nicht unbeträchtlicher Teil zumindest anfänglich nur zum Schein auf das erpresserische „Angebot" der Gestapo einging – in der Absicht, entweder falsche Meldungen zu liefern oder allenfalls „atmosphärische" Stimmungsberichte zu präsentieren, ohne die von ihnen ausgehorchten Personen direkt zu denunzieren. Mit der Zeit verstrickten sie sich jedoch immer tiefer in das von der Gestapo gespannte, immer feinmaschiger werdende Netz. Eine in manchen Fällen vielleicht beabsichtigte „Schadensbegrenzung" dürfte sich der Kontrolle durch halbherzig operiende V-Leute weitgehend entzogen haben. Soweit sich Konfidenten, deren man nach 1945 habhaft wurde, in Gerichtsverfahren dazu äußerten, darf auch eine Kombination aus Schutzbehauptungen und Selbsttäuschungen nicht übersehen werden. Ob es einzelnen V-Leuten tatsächlich gelang, die ihnen übertragenen Aufgaben jahrelang zu sabotieren, ohne von der Gestapo zur Verantwortung gezogen zu werden, muß zumindest stark bezweifelt werden.

Der Einsatz Hunderter V-Leute riß tiefe Breschen in die Reihen des organisierten politischen Widerstandes in Österreich. Da die Forschung zu diesem Themenkomplex erst in den Anfängen steckt, ist es noch nicht möglich, einen Gesamtüberblick über das Ausmaß der Verluste zu präsentieren, die Widerstandsgruppen durch die Unterwanderung von Konfidenten erlitten. Wenn man die nachweislichen Fälle individueller

32 DÖW, Akte E 21107 (Lambert Leutgeb).

Denunziation vernachlässigt und sich auf die von der Gestapo gesteuerte Infiltration sowie die – in manchen Fällen – von V-Leuten erst aktivierten Widerstandsgruppen und deren schließliche Liquidierung konzentriert, bedarf es jeweils einer sehr genauen Kenntnis sowohl der Entwicklung bestimmter illegaler Organisationsansätze als auch der einzelnen Etappen ihrer Infiltration, um den spezifischen Anteil von V-Leuten bei der Zerschlagung dieser Gruppen ermessen zu können. Immerhin erlaubt eine Untersuchung der „prominenten" sowie der nach 1945 verhafteten und verurteilten V-Leute, die allerdings nur einen sehr kleinen Bruchteil darstellten, einen Einblick in die quantitative Dimension ihrer Konfidenten- und Provokateurstätigkeit. Als Beispiel für einen der „erfolgreichsten" V-Leute im bürgerlich-konservativen Widerstand sei hier der Burgschauspieler Otto Hartmann erwähnt, der während der „austrofaschistischen" Diktatur sowohl dem Vaterländischen Schutzkorps als auch der illegalen NS-Betriebszelle am Burgtheater angehörte. Wahrscheinlich im Frühjahr 1939 erfuhr Hartmann von der Existenz einer oppositionellen Gruppe am Burgtheater, mit der er bald Kontakt aufnahm. Durch sie gelang es ihm, bis zu den Führungsgremien der Gruppe um Karl Roman Scholz vorzustoßen und sich eine Vertrauensstellung zu verschaffen, wodurch er nicht nur wichtige Einblicke in das gesamte Organisationsnetz erlangte, sondern auch einen maßgeblichen Anteil an der organisatorischen Entwicklung hatte. Hartmanns detaillierte Kenntnisse der Organisationsstrukturen trugen entscheidend dazu bei, daß die auf etwa 300 Personen angewachsene Widerstandsorganisation von der Gestapo fast zur Gänze zerschlagen werden konnte. In der Folge wirkte er noch bei der Liquidierung kleinerer Gruppierungen mit.[34]

Ihre wohl bedeutendsten Erfolge mit Hilfe von V-Männern erzielte die Gestapo jedoch bei der Liquidierung mehrerer zentraler Leitungen der illegalen KPÖ und des KJV. Durch einen Bericht der Wiener Gestapo vom März 1944 über eine Tagung der N-Referate sind wir über die Anzahl der wegen „kommunistischer Betätigung" verhafteten Personen im Zuständigkeitsbereich der Gestapoleitstelle Wien[35] informiert. Demnach wurden zwischen 1938 und 1943 6272 Kommunisten (1938: 742, 1939: 1132, 1940: 837, 1941: 1507, 1942: 881, 1943: 1173) festgenommen.[36] Berücksichtigt man lediglich die im Jahre 1941 von der Gestapo in Wien und Niederösterreich liquidierten kommunistischen Organisationsansätze, an deren Unterwanderung zwei V-Leute (Kurt Koppel und Grete Kahane) maßgeblichen Anteil hatten, so beträgt die Anzahl der bei diesen Aktionen verhafteten Personen zwischen 700 und 800, d. h. etwa die Hälfte (!) aller in diesem Jahr wegen kommunistischer Betätigung verhafteten Regimegegner.

33 Siehe Anm. 23.

34 Vgl. Franz Weisz, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 420 f.

35 In den Zuständigkeitsbereich dieser Gestapoleitstelle fielen Wien, Niederösterreich, der nördliche Teil des Burgenlandes und der Bezirk Znaim.

36 DÖW, Akte 5080, Bericht der Gestapo Wien bei der Tagung der N- und IV-A-1-Referenten der Ostmark, 28. 3. 1944.

Die Unterwanderung zentraler Leitungen der illegalen KPÖ und des KJV

„Ich sehe es als einen Wahnsinn an, was die SU [Sowjetunion] in ihrer Aussenpolitik will [...]. Die Gewissenskämpfe, die ich hatte, als ich sah, wie alles wirklich war, waren recht schwer [...]. Ich reiste 1940 nach Russland. Was ich dort gesehen und gehört habe, hat mich furchtbar erschüttert. Wenn ich nicht von Moskau fortgekommen wäre, würde ich dem schrecklichen Terror zum Opfer gefallen sein. Es war dort ärger, als man beschreiben könnte. Auf Grund irgend einer Denunziation wurden Menschen nachts aus den Betten geholt, [...] in die Ljubjanka geführt und dort vernichtet."[37]

Mit diesen Worten beginnt nicht etwa das politische Credo eines oppositionellen Kommunisten, der über den stalinistischen Terror in der Sowjetunion Zeugnis ablegen wollte. Und ebensowenig konnte Karl Zwifelhofer die leiseste Hoffnung hegen, mit Hilfe solcher Äußerungen[38] das drohende Todesurteil abzuwenden, als er am 16. November 1942 vor dem Senat des Volksgerichtshofs (VGH) stand. Ein winziger Bruchteil der ihm zur Last gelegten Tätigkeiten, die er „in vollem Umfange"[39] zugab, genügte nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion, um kommunistisch orientierte Flugblattverteiler, Spendensammler der Roten Hilfe oder „illegale" Quartiergeber reihenweise aufs Schafott zu schicken. Doch der geständige Angeklagte war kein unbekannter „Basismilitanter" der kommunistischen Bewegung, sondern einer der höchsten Funktionäre der KPÖ, seit fünfzehn Jahren als „Berufsrevolutionär" in Österreich, Frankreich, Spanien, Bulgarien, Ungarn, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, der Türkei und der Sowjetunion tätig gewesen, bevor er am 26. März 1941 der Gestapo ins Netz ging. Ob seine Ausführungen vor Gericht bereits als Teil einer erzwungenen „Vereinbarung" zu interpretieren sind, die er mit der Gestapo getroffen hatte, um sein Leben zu retten, muß dahingestellt bleiben.

Die politische Sozialisation des am 1. Juni 1906 in Wien-Meidling geborenen Karl Zwifelhofer war seit frühester Jugend durch das Hineinwachsen in die Arbeiterbewegung geprägt. Während des Ersten Weltkrieges Mitglied der Kinderfreunde, trat er 1920 dem Arbeiterturnverein und der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) bei. In einer Metallwarenfabrik erlernte er das Gürtlerhandwerk. Mit den Arbeitsverhältnissen an seiner ersten Lehrstelle unzufrieden, wurde Zwifelhofer bereits im September 1920 für den KJV geworben. Er betätigte sich intensiv als kommunistischer Schülerrat der Gürtlerlehrlinge seiner Berufsschulklasse und trat seit 1922 auch als Hauptschülerrat der Berufsschulen politisch in Erscheinung. Nach Beendigung der Lehrzeit arbeitete

37 DÖW, Akte 897, Tagebuch des Pg. Egon Arthur Schmidt, S. 47. – Der „Reichshauptstellenleiter" Schmidt war von Joseph Goebbels beauftragt worden, als Beobachter an politischen Prozessen teilzunehmen. In diesem Zusammenhang entstand das betreffende Tagebuch (27. 7. 1942 bis März/April 1943), worin er fast täglich über Prozesse in Wien, Graz usw. kurze Zusammenstellungen verfaßte.

38 In der Broschüre „Im Namen des Volkes", herausgeben vom Reichspropagandamt, Wien o. J., S. 15–19, wird der VGH-Prozeß gegen „Karl Z." geschildert und Zwifelhofer eine ähnliche Argumentation in den Mund gelegt.

39 Bundesarchiv-Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten [künftig zitiert: BArch-ZwArch], VGH 4620, Urteil des Volksgerichtshofes [künftig zitiert: VGH], 2. Senat gegen Karl Zwifelhofer, 16. 11. 1942; Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien [künftig zitiert: IfZW], Privatarchiv Otto Molden, Anklageschrift (künftig zitiert: AS) VGH 7 J 278/42, Karl Zwifelhofer, 7. 7. 1942, S. 21.

der junge politische Aktivist noch zwei Jahre als Schlosser, dann war er von Ende 1925 bis September 1926 arbeitslos. Zu dieser Zeit gehörte Zwifelhofer bereits dem Zentralkomitee des Kommunistischen Jugendverbandes an.

Arbeitslosigkeit und materielle Not bewogen den Schlossergehilfen, auf die „Walz" zu gehen. Ausgedehnte Reisen führten ihn eigenen Angaben zufolge nach Frankreich, Tunesien, Marokko und Portugal, schließlich nach Hamburg, von wo er im August 1928 die Heimfahrt antrat und in Wien wieder als Schlosser arbeitete. Tatsächlich war Zwifelhofer im März 1928 aus dem marokkanischen Protektoratsgebiet ausgewiesen worden. Aus naheliegenden Gründen verschwieg er jedoch den Untersuchungsbehörden seine längeren Aufenthalte in Wien. Hier wurde er nämlich von der legalen Parteiarbeit abgezogen und 1927 in den Apparat der Kommunistischen Balkan-Föderation eingebaut, die ihn als Kurier nach Jugoslawien verwendete.[40] Zwifelhofer vermochte auch den politischen Zweck eines dreijährigen UdSSR-Aufenthaltes (1930–1933) zu verschleiern. Laut Anklageschrift war er in dieser Periode als Schlosser in Moskau und Rostow beschäftigt. Diese Darstellung basierte auf einer offensichtlichen Schutzbehauptung; in Wirklichkeit besuchte er zu dieser Zeit die Internationale Leninschule in Moskau, an der Parteikader aus allen Kominternsektionen für eine zumeist illegale Tätigkeit in ihren Heimatländern ausgebildet wurden.[41] Im Februar 1933 nach Österreich zurückgekehrt, traf er mit dem ZK-Mitglied Franz Honner zusammen, der ihn sofort als Instrukteur für das Gebiet Ternitz/Neunkirchen einsetzte. Diese Tätigkeit währte bis zum Parteiverbot (Mai 1933).

Auch in der Illegalität als hauptamtlicher Funktionär tätig (1933/34 Mitglied des ZK, des Polbüros und politischer Leiter des Kreises II in Wien), wurde Zwifelhofer lediglich durch die Verhaftung im Oktober 1934 an einem weiteren organisatorischen Aufstieg gehindert. Nach mehrmonatiger Untersuchungshaft ins Anhaltelager Wöllersdorf überstellt, flüchtete er gemeinsam mit Theodor Maller (zeitweilig Wiener KP-Stadtleiter) und einem Wachsoldaten (!), der den Ausbruch organisiert hatte, nachdem ihn die beiden durch systematische Agitation als KP-Sympathisanten gewonnen hatten. Bis April 1935 konnte sich Zwifelhofer im Untergrund halten. Erneut verhaftet, wurde er wegen Anstiftung zur Desertion verurteilt[42] und verbrachte ein Jahr im Gefängnis. Dieser Haftzeit folgte eine neuerliche Internierung in Wöllersdorf. Im Juli 1936 entlassen und de facto aus Österreich verbannt, denn die Freilassung war an die Auflage geknüpft, mindestens eineinhalb Jahre im Ausland zu verbringen, hielt sich Zwifelhofer

40 Die Informationen über Zwifelhofers Tätigkeit im Jahre 1927 erhielt der Verf. von Dr. Franz David. Die übrigen biographischen Daten über Zwifelhofer entstammen, sofern nicht anders angegeben, der Anklageschrift bzw. dem Urteil.

41 Russisches Staaatsarchiv für sozialpolitische Geschichte Moskau [künftig zitiert: RGA], 531/1/39, Liste von Studenten der Internationalen Leninschule 1931–1932. – Zu den österreichischen Kommunisten an der Leninschule vgl. Hans Schafranek, Die Internationale Lenin-Schule und der „Fall Reisberg" 1937, in: Von der Utopie zum Terror. Stalinismus-Analysen. Hrsg. von Wolfgang Neugebauer, Wien 1994, S. 135–156; Barry McLoughlin, Hans Schafranek und Walter Szevera, a. a. O. (siehe Anm. 28), S. 435–465.

42 DÖW, Akte 8148/7, Situationsbericht der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit, 5. 4. 1935; Akte 6681, Bericht des Bundespolizeikommissariates Wiener Neustadt an den Sicherheitsdirektor für Niederösterreich, 13. 4. 1935; Akte E 19711, Dossier Karl Zwifelhofer, Urteil des LG I Wien gegen Theodor Maller und Karl Zwifelhofer, 11. 3. 1936.

bis September 1936 in Basel und Zürich auf. Als ihm durch die Rote Hilfe mitgeteilt wurde, daß ihn in Prag lebende Genossen der KPÖ auffordern ließen, sich dorthin zu begeben, ging er sofort auf diesen Vorschlag ein. Zwifelhofer hatte während seines viermonatigen Prager Aufenthaltes häufige Zusammenkünfte mit der österreichischen Parteiführung (das Zentralkomitee befand sich von 1934 bis 1938 in Prag), bis er durch deren Vermittlung im Januar 1937 nach Paris reiste, um in der Folge am Spanischen Bürgerkrieg teilzunehmen. Nach einer etwa zweimonatigen militärischen Ausbildung im Mai 1937 ins Frontgebiet entsandt, wurde er schon kurze Zeit später zurückbeordert und als Nachfolger Honners zum Vertreter der in Spanien kämpfenden österreichischen Kommunisten bestellt. Seit Herbst 1937 arbeitete er ausschließlich in Albacete, der Basis der internationalen Brigaden. Nachdem er zum leitenden Mitarbeiter des Kaderbüros avanciert war, unterstanden seiner politischen und militärischen Kontrolle die österreichischen Interbrigadisten. Seine Funktion im Servicio de Cuadros (Kaderbüro) läßt sich auch durch spanische Akten belegen.[43] Auch die Aufrechterhaltung der Verbindung zur KPÖ fiel in sein Ressort. Aus nicht geklärten Gründen im März 1938 abgezogen, kehrte Zwifelhofer nach Paris zurück und arbeitete im dortigen Spanienapparat.

Trotz der exponierten Funktion in Spanien, die ihm detaillierte Kenntnisse über Hunderte österreichische Emigranten verschafft hatte, und ungeachtet der Tatsache, daß er intern eher als „haltlos"[43] angesehen wurde, scheute man sich nicht, ihn zur Reorganisierung der KPÖ und einer von ihm selbst beabsichtigten Unterstützungsaktion für notleidende Angehörige von Spanienkämpfern im Juni 1938 nach Österreich zu schicken. Mit dem Paß eines holländischen Interbrigadisten (Jakob Mott) ausgestattet, machte sich Zwifelhofer auf den Weg, nachdem die Bedenken, die sein Pariser Verbindungsmann (Leopold Hornik) gegen diese gefährliche Mission zunächst gehegt hatte, von den übrigen Parteiverantwortlichen zerstreut worden waren. Hornik beauftragte ihn, den Wiener Funktionären der KPÖ folgende Richtlinien zu übermitteln: „[...] a) alle bekannten Kommunisten seien aus Sicherheitsgründen aus der Partei und aus der politischen Arbeit zu entfernen; b) mit Rücksicht auf den Rückgang der Arbeitslosigkeit in der Ostmark seien Parteifunktionäre in der Zukunft für ihre Arbeit nicht mehr zu besolden; c) die Partei sei so klein als möglich aufzubauen und alle schwankenden Elemente aus ihr zu entfernen."[45]

Nach dreimonatiger Tätigkeit in Österreich kehrte Zwifelhofer zur Berichterstattung nach Paris zurück – im Herbst 1938 war fast das gesamte ZK aufgrund der Besetzung des Sudetengebietes und der drohenden Kriegsgefahr von der Tschechoslowakei in die französische Hauptstadt verlegt worden. Über die Resultate seiner Unterstützungsaktion soll der Parteivorsitzende Johann Koplenig erfreut gewesen sein, während die Ergebnisse der KPÖ-Reorganisierung Enttäuschung hervorriefen. Zwifelhofer unterhielt Kontakte mit dem KPÖ-Orgleiter „Konrad" (Hermann Köhler), der ihm aus

43 Servicio Historico Militar Madrid, Armario 77, Legajo 1264, Carpeta 3, Base de las Brigadas Internacionales, Servicio de personal, 17. 1. 1938.

44 Mündliche Mitteilung von Dr. Hilde Koplenig. Eine Reihe von interviewten Personen (zumeist in den Jahren 1968/69 ausgetretene bzw. ausgeschlossene KPÖ-Funktionäre) vertrat die Auffassung, es sei ein „Verbrechen" gewesen, einen Mann wie Zwifelhofer nach Österreich zu entsenden.

45 IfZW, AS VGH 7 J 278/42, Karl Zwifelhofer.

Sicherheitsgründen angeblich empfahl, sich von der illegalen Parteiarbeit zurückzuziehen und auch in der französischen Emigration eher „unauffällig" zu wirken. In enger Verbindung mit Zucker-Schilling, Leopold Hornik und anderen KP-Emigranten, besonders Spanienkämpfern, stehend, soll sich Zwifelhofer bis Kriegsausbruch in Paris aufgehalten haben, ohne aber eine festumrissene politische Funktion auszuüben.[46] Letzteres wäre jedoch nur unter der Prämisse wahrscheinlich, daß er politisch in Ungnade fiel, worauf indes nichts hindeutet. Anderen Quellen zufolge wurde Zwifelhofer durchaus mit „heiklen" Parteiaufträgen bedacht. Demnach baute er Anfang 1939 einen illegalen Stützpunkt in Marburg auf „und versuchte von hier, die zerrissenen Verbindungen nach der Steiermark, wo inzwischen Pirkner [recte: Pirker] und die gesamte Leitung für Graz verhaftet worden war, wieder aufzunehmen, ebensolche Verbindungen suchte er mit Kärnten".[47] Als Kurierin fungierte hauptsächlich Hermine Sagmeister, die schon im Sommer 1938 mit Zwifelhofer in Verbindung geraten war und im Frühjahr 1939 zusammen mit ihrem Verlobten, dem Elektromechaniker Friedrich Pietzka ausgedehnte Aktivitäten entfaltete, um die KJV-Bewegung in der Obersteiermark, in Klagenfurt und in Villach wieder auf die Beine zu stellen.[48] Obwohl Sagmeister am 31. Mai 1939 verhaftet wurde und zahlreiche belastende Aussagen machte, wurde Zwifelhofer mit diesem Zweig seiner Tätigkeit merkwürdigerweise nicht konfrontiert.

Als Zwifelhofer am 5. Mai 1941 von dem Gestapobeamten Schweighofer einvernommen wurde,[49] drehte sich das Verhör ausschließlich um seinen von Juni bis September 1938 währenden Aufenthalt in Wien. Er gab zu, daß Bruno Dubber von seinem Kommen bereits unterrichtet war, bestritt jedoch, ihm irgendwelche politischen Aufträge erteilt zu haben. Auch die Bedeutung der Kontakte mit Regine Kästenbauer – sie war Dubbers Kurierin und mit diesem zusammen am 14. November 1938 im Café Westend verhaftet worden[50] – versuchte er zunächst abzuschwächen, verwickelte sich jedoch in Widersprüche. Nach Josef Csarmann, Leopold Kuhn, Laurenz Genner, Friederike Christof und anderen befragt, antwortete Zwifelhofer: „Ich kenne von den vorgenannten Personen niemand, habe diese nie gesehen und bin auch nie mit diesen in einem politischen Kontakt gestanden."[51] Tatsächlich hatte sich Zwifelhofer in Verbindung mit den

46 Ebda.

47 BArch-ZwArch, VGH 4620, Urteil Karl Zwifelhofer, 16. 11. 1942; Walter Göhring, Der illegale Kommunistische Jugendverband Österreichs, Phil. Diss., Wien 1971, S. 273 f. Allerdings sind Göhrings Angaben des öfteren unzuverlässig. So läßt er beispielsweise Zwifelhofer am 6. Weltkongreß der Kommunistischen Jugend-Internationale (KJI) in Moskau teilnehmen (S. 182), tatsächlich befand sich dieser zum betreffenden Zeitraum (September 1935) in österreichischer Haft. Das „Phantom" Zwifelhofer konnte ebensowenig im Sommer 1937 an der Länderkonferenz des KJVÖ in Prag teilnehmen (S. 183), da er sich in Spanien aufhielt.

48 Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 126 f.

49 DÖW, Akte 994, Niederschrift der Vernehmung des ehemaligen Spanienkämpfers Karl Zwifelhofer, 5. 5. 1941.

50 DÖW, Akte 1365, Urteil des VGH gegen Bruno Dubber wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 13. 5. 1941; Akte 353, Urteil des VGH gegen Regine Kästenbauer wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 16. 5. 1941. – Über Bruno Dubber siehe ferner Herbert Steiner, Bruno Dubber, in: Aus der Vergangenheit der KPÖ, Wien 1961, S. 105–113.

51 DÖW, Akte 994, Niederschrift der Vernehmung des ehemaligen Spanienkämpfers Karl Zwifelhofer, 5. 5. 1941.

beiden Erstgenannten bemüht, im Rahmen des organisatorischen Neuaufbaus der KPÖ den ehemaligen sozialdemokratischen Nationalratsabgeordneten Genner und andere SP-Funktionäre für eine Zusammenarbeit und die Erstellung einer gemeinsamen politischen Plattform zu gewinnen. Dieser Plan wurde, abgesehen von politischen Differenzen, sicher auch dadurch zunichte gemacht, daß die erste zentrale Leitung der KPÖ im November 1938 aufgerollt und fast restlos zerschlagen wurde.[52]

Die von der Gestapo erprügelten Geständnisse boten 1941 eine genügende Handhabe, um Zwifelhofers Organisationstätigkeit recht genau zu rekonstruieren. Schweighofer war nicht darauf angewiesen, ihn mit falschen Zeugenaussagen zu überrumpeln. Er konfrontierte Zwifelhofer mit Details aus dem Juli 1938, die von solcher Präzision waren, daß sie unmöglich von den vier Monate später gefaßten, 1940 und 1941 abgeurteilten Personen stammen konnten. Sie waren vielmehr Teil eines Beobachtungsberichtes, wie aus dem Protokoll der Einvernahme selbst hervorgeht.[53] Solche Berichte wurden von dem Fahndungstrupp der Abteilung II A 1 (Linksopposition) erstellt, die sich dabei überwiegend auf die gesammelten Meldungen von V-Leuten stützte. Eine systematische Observierung fand in der Regel nur bei Personen statt, die für die Gestapo von besonderer Wichtigkeit waren.[54] Nachdem der Gestapo im März 1938 die gesamte Kommunistenkartei der österreichischen Staatspolizei in die Hände gefallen war, wußte sie natürlich über den vielfach vorbestraften Zwifelhofer Bescheid. Es ist kaum anzunehmen, daß sie nach dem Juli 1938 seine Observation einstellte bzw. seine (um den 22. September 1938 erfolgte) Abreise aus Österreich unbedingt eine Flucht bedeuten mußte, wie es in einem anderen Verfahren hieß.[55] Wir können freilich nur darüber spekulieren, ob er möglicherweise unter den Augen der Gestapo Österreich verließ, weil sie – nachdem alle seine inländischen Kommunikationskanäle ausgeforscht worden waren – entweder die Auslandsverbindungen genauer durchleuchten wollte oder mit seiner Rückkehr rechnete. Eine solche Variante wäre unter der Voraussetzung denkbar, daß Zwifelhofer möglicherweise bereits 1938 mit „Ossi" in Verbindung stand, dem erfolgreichsten V-Mann der Gestapo bei der Bekämpfung der kommunistischen Bewegung. Nachweislich ist eine direkte, persönliche Verbindung zwischen den beiden erst ab Dezember 1940. Hinter dem I-Namen „Ossi", den er seit seiner illegalen Betätigung im Kommunistischen Jugendverband Österreichs 1933/34 führte,[56] verbarg sich

52 DÖW, Akte 3639, Urteil des VGH gegen Leopold Kuhn wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 15. 5. 1941; Urteil des OLG Wien gegen Laurenz Genner wegen Vergehens gegen § 139 R STGB., 17. 12. 1940, in: Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945, Bd. 2, Wien 1984, S. 15 f.

53 Vgl. Anm. 49.

54 Mündliche Mitteilung von Franz Weisz.

55 DÖW, Akte 994; Urteil des OLG Wien gegen Ludwig Vesely wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 12. 8. 1941, in: Widerstand und Verfolgung, Bd. 2, a. a. O. (siehe Anm. 52), S. 101.

56 Auf Koppels Tätigkeit nach dem Verbot der KPÖ – er war u. a. als KJV-Instruktor in Oberösterreich eingesetzt – kann hier aus Platzgründen nur summarisch hingewiesen werden. Siehe dazu DÖW, Akte 13414a, Bericht der Bundespolizeidirektion Linz an die Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit in Wien betreffend kommunistische Umtriebe in Freistadt und Linz, 5. 11. 1935; Akte 13262, Bericht der PolDion Linz betr. die Verhaftungen bei der Gebietsleiterkonferenz bei Bad Ischl sowie betr. die weiteren Ermittlungen, 20. 5. 1936; Akte 13413, LG Linz, Verfahren gegen Adolf Obermüller und Barbara Karl. Koppel trat in dieser Zeit unter den Decknamen „Putz", „Harry" und „Ossi" auf. Unter dem zuletzt genannten I-Namen scheint er erstmals in einem Bericht des Bezirksgendarmeriekommandos

der am 18. April 1915 in Wien geborene Handelsangestellte Kurt Koppel, ein äußerst intelligenter und sprachbegabter junger Mann (er beherrschte Ungarisch, Serbokroatisch, Tschechisch, Französisch und Englisch vollkommen und sprach teilweise auch Spanisch und Jiddisch), der sich 1937 nach Spanien meldete, um an der republikanischen Seite zu kämpfen. Kurz vor dem „Anschluß" kehrte Koppel nach Wien zurück.[57]

Ob er, worauf die 1948/49 angestellten Ermittlungen der österreichischen Behörden hindeuten, bereits in Spanien mit der Gestapo in Verbindung stand und mit ihrer Hilfe nach Österreich zurückfuhr, läßt sich derzeit nicht mit restloser Sicherheit belegen. Dies ist jedoch wahrscheinlich, da er zu diesem Zeitpunkt bereits mit Lambert Leutgeb bekannt war,[58] jenem illegalen österreichischen Nazi, der vor 1938 in der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit tätig und – wie schon erwähnt – vor allem mit Konfidentenbetreuung befaßt war. Hingegen dürfte es sich bei der auch von Spanienkämpfern aufgestellten Behauptung, „Ossi" sei bereits in Spanien entlarvt und „davongejagt"[59] worden, entweder um eine Rückprojizierung oder um einen schlichten Irrtum handeln; Zwifelhofer oblag u. a. (bis März 1938) die Parteiverbindung von Spanien nach Österreich, und als sich „Ossi" bereits nachweislich wieder in Wien aufhielt, bereitete sich Zwifelhofer gerade darauf vor, eine führende Stellung im Pariser Spanienapparat einzunehmen. Es ist kaum denkbar, daß ein „entlarvter Spitzel" aus Spanien hätte ausreisen können, ohne daß von dem führenden österreichischen Kaderfunktionär in Albacete, der ja für die politische Kontrolle der Spanienfreiwilligen zuständig war, entsprechende Warnungen nach Paris oder Wien ergangen wären.

„Ossis" verhängnisvolles Wirken in Wien ist aufs engste verknüpft mit der Tätigkeit von Grete Kahane („Sonja"), seiner 1917 geborenen Lebensgefährtin, die wie er ursprünglich aus der SAJ kam und von 1935 bis 1938 im KJV Wien-Landstraße illegal tätig war.[60] Kurz nach dem „Anschluß" verhaftet, wurde sie von Koppel, der am

[Forts. von Anm. 56]
Freistadt an die Sicherheitsdirektion für Oberösterreich (30. 7. 1935) auf. Demnach transferierte er im Juni 1935 Parteigelder von Prag nach Linz. Vgl. DÖW, E 19711, Dossier Kurt Koppel. – Peter Kammerstädter (Linz) teilte mir mit, Koppel sei mit größter Wahrscheinlichkeit bereits während seiner illegalen Tätigkeit in Oberösterreich als Polizeikonfident tätig und vermutlich an der Aufdeckung Erwin Steyrers, der zu fünfeinhalb Jahren Kerkerhaft verurteilt wurde, beteiligt gewesen.

57 DÖW, Akte E 19711, Dossier Kurt Koppel, Bericht der Polizeidirektion Wien, Abt. 1, 18. 1. 1949.

58 Ebda.; ferner Bericht der Polizeidirektion Wien, Abt. 1, 18. 7. 1948; Mündliche Mitteilung von Franz Weisz.

59 Josef Meisel, „Jetzt haben wir Ihnen, Meisel!" Kampf, Widerstand und Verfolgung des österreichischen Antifaschisten Josef Meisel (1911–1945), Wien 1985, S. 199. Laut H. F., Interview, Teil 7, Transkript S. 30, spielte Koppel in Spanien nur eine kurze Gastrolle. Er hielt im 4. Bataillon der XI. Brigade etliche Vorträge über die Situation in Österreich und soll sich dadurch sehr verdächtig gemacht haben, daß er illegales Material aus Österreich nach Spanien mitgenommen habe. Die Version, daß er im Anschluß an seinen Spanienaufenthalt nach Paris gegangen und dort innerhalb des Parteiapparates „schon ziemlich eindeutig als Spitzel gegolten" habe, vertrat die österreichische Kommunistin Tilly Spiegel. Vgl. DÖW, Akte R 91, Informationen über Gestapo-Spitzel unter der österreichischen kommunistischen Widerstandsbewegung in Frankreich und Österreich. Meisel wiederum wußte zu berichten: „Er war von uns in Spanien davongejagt worden, weil sich herausgestellt hat, daß er nicht ganz zimmerrein gewesen ist. Er wurde nach Paris zurückgeschickt. In Paris hat man merkwürdigerweise seitens der Parteiführung ein absolut loyales Verhältnis aufrechterhalten. Wir wußten in Spanien, daß Koppel in Linz mit der Staatspolizei zusammengearbeitet hatte. Wir haben das auch der Parteileitung mitgeteilt" (S. 119).

60 Mündliche Mitteilung von Dr. Franz Danimann.

Morzinplatz unter den Decknamen „Hans Glaser", „Konrad Klaser" und „Harry" geführt wurde, in den Dienst der Gestapo gepreßt, was sich auf folgende Weise zugetragen haben soll: „Kurt Koppel [...] hätte sie bewogen, mit ihm Freundschaft zu schließen. Irgendwann habe er sie dann gebeten, mit ihm zusammen ein Flugblatt zu schreiben. Sie habe sich in der sicheren Annahme, er sei illegal für die KPÖ tätig, dazu bereit erklärt und sei mit ihm in seiner Wohnung in der Selzergasse im 15. Bezirk an der Schreibmaschine gesessen, auf der sie den Text für ein Flugblatt, das er ihr diktierte, geschrieben habe, als die Tür aufgerissen wurde und die Gestapo gekommen sei. Das wäre so ein fait accompli gewesen, daß es keine Ausrede mehr gegeben hätte. Man hatte sie direkt beim ‚Hochverrat' erwischt. ‚Glaser' habe ihr klargemacht, daß es für sie nur eine Rettung gebe: mit der Gestapo zusammenzuarbeiten."[61] Kahane willigte angeblich sofort ein, blieb aber, vielleicht aus Gründen der Tarnung, etwa drei Monate in Gestapohaft und wurde dann freigelassen.[62]

Über Koppels Tätigkeit in den Jahren 1938 und 1939 liegen nur relativ wenige und widersprüchliche Informationen vor. Radomir Luža zufolge war er „offensichtlich der Hauptverantwortliche für die schweren Verluste der Partei seit 1938",[63] doch läßt sich aus den verfügbaren Quellen nicht belegen, wie weit er bereits in die Bespitzelung der zweiten zentralen KPÖ-Leitung involviert war, an deren Spitze Ludwig Schmidt stand, den das Zentralkomitee in Paris 1939 als seinen Hauptemissär nach Österreich gesandt hatte, um die Reorganisation der Partei auf eine neue Grundlage zu stellen.[64] „Ossi" schuf sich (wahrscheinlich mit Hilfe der Gestapo oder anderer nationalsozialistischer Institutionen) eine legale Basis, die ihm eine erhebliche Bewegungsfreiheit ermöglichte. Er arbeitete als außenpolitischer Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes", organisierte bzw. nutzte Auslandsverbindungen für eine Buchhandelsvertretung und unternahm ausgedehnte und zahlreiche Geschäftsreisen, die ihn nach Jugoslawien, Ungarn und in die Slowakei führten. Gegenüber den Roten Studenten, in deren Reihen er 1939 eindrang, machte er daraus ebensowenig ein Hehl wie aus seinem Vorhaben, ein Buch über die Karađorđević-Dynastie zu publizieren. Seine arglosen Freunde aus der illegalen Studentengruppe wunderten sich nicht wenig, wie es ihm, der nach den Nürnberger Rassegesetzen als „Volljude" galt, gelungen war, solch ungewöhnliche „Privilegien" zu erlangen, schöpften jedoch noch keinen Verdacht, sondern freuten sich über seine „Geschicklichkeit".[65] Geschick war ihm in der Tat nicht abzusprechen, wie insbesondere die

61 Valentin Strecha, Widerstand für Österreich (= Biografische Texte zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. 1), Wien 1988, S. 144. – Ähnlich, allerdings ohne Anführung von Namen, bei Hermann Mitteräcker, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 36.

62 Dossier Koppel, Bericht der Polizeidirektion Wien, Abt. 1, 18. 1. 1949; a. a. O., Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Franz Danimann, 22. 2. 1949.

63 Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 139.

64 Über die Liquidierung des zweiten illegalen Zentralkomitees der KPÖ nach 1938 vgl. zusammenfassend a. a. O., S. 129 f., sowie Helmut Konrad, Widerstand an Donau und Moldau, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 49. Letzterem zufolge hatten „sowohl bei der großen Verhaftungswelle im Protektorat, die zur Zerschlagung des ersten illegalen Zentralkomitees führte, als auch bei dem Schlag gegen jene illegale Landesleitung in Wien, die von Ludwig Schmidt und seinen Mitarbeitern errichtet worden war, Agenten der Gestapo in den Reihen der kommunistischen Widerstandsbewegung die wichtigste Vorarbeit" (S. 51) geleistet.

65 Marie Tidl, Die Roten Studenten. Dokumente und Erinnerungen 1938–1945, Wien 1976, S. 36.

Etablierung bzw. der Ausbau von Stützpunkten in Preßburg (Bratislava) und Agram (Zagreb) zeigten.

Seit dem September 1939 war die Verbindung zwischen dem in Paris installierten Zentralkomitee und den Aktivisten im Land erheblich blockiert, was den Transport illegaler Literatur, die Entsendung von Kurieren und Instruktoren sowie die Einschleusung zentraler Funktionäre ungemein erschwerte, wenn nicht überhaupt unmöglich machte. Mit Kriegsausbruch und besonders dem Verbot des Parti Communiste Français (PCF) wurde darüber hinaus aber die Situation des ZK bzw. Polbüros in Paris insgesamt unhaltbar, so daß nach und nach die Verlegung in die Sowjetunion organisiert wurde. Ende September 1939 verließen Johann Koplenig, Franz Honner und Erwin Puschmann die Seinemetropole und gelangten über Italien, Jugoslawien, Bulgarien und die Türkei nach Moskau,[66] etwas später folgten Erwin Zucker-Schilling, Karl Zwifelhofer, Hermann Köhler und einige weitere Spitzenfunktionäre auf einer ähnliche Route.[67] Einige Leitungsmitglieder wichen bei Kriegsbeginn nach Belgien aus und wurden im Mai 1940 zusammen mit vielen anderen Emigranten in französische Internierungslager überstellt. Durch die geographische Verlagerung der Parteiführung und die Reduzierung der über Frankreich und die Schweiz laufenden Kommununikationskanäle mußten andere Routen und Verbindungsnetze ausfindig gemacht und gesichert werden, um den Transport von illegaler Literatur, die Entsendung von Kurieren und politischen Instruktoren zu gewährleisten.

In dem hier behandelten Kontext müssen vor allem die Kontaktstellen in Bratislava und Zagreb hervorgehoben werden, da über sie auch die Einschleusung der aus Moskau gesandten zentralen Emissäre erfolgte. Die in Bratislava ansässige Kommunistin Irene Blühová unterhielt Kontakte mit Verlagen, Buchhandlungen und Antiquariaten in Wien. Sie ließ Autos voller Bücher, darunter überwiegend nationalsozialistische Literatur, über die Grenze bringen. In und unter diesen Büchern liefen die illegalen Transporte für die KPÖ von Bratislava nach Wien und zurück,[68] und über Irene Blühová lernte „Ossi" im Frühjahr 1940 auch Erwin Puschmann kennen,[69] dem er, nachdem er ihn über die Grenze geschleust hatte, nicht mehr von der Seite wich. Mit dem 1905 geborenen Schlosser Erwin Puschmann sollte der Gestapo ein halbes Jahr später der bis dahin „ranghöchste" KPÖ-Spitzenfunktionär in die Falle gehen.

Auf welche Weise und durch wen Kurt Koppel legitimiert wurde, das ZK-Mitglied Puschmann zu „übernehmen" und in die kommunistische Untergrundbewegung Österreichs einzuführen, ist derzeit nicht eindeutig zu klären. Es deutet jedoch einiges daraufhin, daß die Entscheidung in Moskau und nicht in Wien gefallen war.[70] Da bis April

66 Hilde Koplenig, Erinnerungen (Manuskript).

67 Interview mit Erwin Zucker-Schilling, Teil 8, Transkript S. 1 f.; Interview mit H. F., Teil 5, Transkript S. 21 f.; IfZW, AS VGH 7 J 278/42, Karl Zwifelhofer; Mündliche Mitteilung von Dr. Hilde Koplenig.

68 Vgl. Helmut Konrad, Widerstand an Donau und Moldau, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 45.

69 Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Helene Puschmann, 9. 3. 1949.

70 Dafür spricht z. B. folgender Umstand: Als Valentin Strecha 1940 gegenüber Erwin Puschmann Zweifel an der Integrität Koppels anmeldete, mußte er zu seinem Erstaunen als Reaktion des ranghöchsten KP-Inlandsfunktionärs feststellen: „Erwin Puschmann hat darüber nur gelächelt und gesagt: ‚Der Mann hat solche Beziehungen, daß es deplaciert ist, über diese Frage so zu reden.'" Valentin Strecha, a. a. O. (siehe Anm. 61), S. 86 f.

1941 eine regelmäßige Funkverbindung zwischen den tschechischen Kommunisten und der Kominternzentrale existierte,[71] könnte über diesen Weg eine entsprechende Mitteilung erfolgt sein. Außerdem wissen wir, daß „Glaser" im Juni 1940 mit dem sowjetischen Konsulat in Bratislava Fühlung aufgenommen hatte.[72]

Als Puschmann Ende Juli 1940 in Wien eintraf,[73] wo er die Leitung der KP-Organisation übernahm, die bislang in den Händen der sogenannten „Proko" (Provinzkommission) und der „Wiko" (Wiener Kommission) gelegen hatte, stand er vor enormen Schwierigkeiten. Es waren nicht nur die von der Gestapo seit Dezember 1939 zugefügten Schläge, die tiefe Breschen in das Organisationsgefüge der Partei gerissen hatten. Das Auseinanderbrechen der straff zentralistischen Organisationsstruktur in lose, miteinander rivalisierende Gruppen und Grüppchen war zugleich auch Ausdruck und Resultat einer tiefen ideologischen und politischen Krise, von der die Parteiorganisationen erfaßt wurden, nachdem der Abschluß des deutsch-sowjetischen Paktes vom 23. August 1939 die Mitglieder in eine enorme Verwirrung gestürzt hatte.[74] Die von Gustav Kiesel geführte Ottakringer Bezirksleitung stand in Opposition zu dem neuen Kurs und versuchte, ihren Einflußbereich auf andere Bezirke und Betriebsgruppen auszudehnen, wobei vor allem die von Rudolf Sturm geleitete Organisation der Straßenbahner eine starke Basis bildete. Da Kiesels organisatorische Ambitionen im Mai 1940 bereits darauf abzielten, die Wiener Stadtleitung unter seine Kontrolle zu bringen und ein provisorisches neues Zentralkomitee zu installieren, erwuchs den Vertretern der Moskauer „Generallinie" aus der innerparteilichen Opposition eine recht gefährliche Konkurrenz. Nachdem einige Versuche gescheitert waren, die teils unter „Trotzkismus"-Verdacht geratenen Opponenten zu neutralisieren, entledigte sich Puschmann der internen Gegner durch administrative Maßnahmen, indem er sie kurzerhand aus der Partei ausschloß.[75]

71 Vgl. Helmut Konrad, Widerstand an Donau und Moldau, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 184.

72 Dieser Aspekt der Tätigkeit Koppels kann hier nur angedeutet werden. Im Auftrag der Gestapo unterwanderte er nicht nur die KPÖ, sondern auch die katholisch-konservative „Österreichische Freiheitsbewegung" (ÖFB), d. h. die Gruppe um den Augustiner-Chorherrn Roman Scholz. In der Urteilsverkündung gegen Scholz und andere führende Mitglieder der ÖFB heißt es u. a.: „Im Juni 1940 suchte Scholz auf Vorschlag des Organisationsmitgliedes Glaser durch diesen von der Slowakei aus auch sowjetrussische Stellen für die ÖFB zu interessieren. Glaser berichtete ihm auch einige Zeit später, daß er in Preßburg mit einem Konsulatsbeamten der Sowjets Fühlung aufgenommen habe und nach 2 Wochen noch einmal vorsprechen solle. Zu einem weiteren Ausbau dieser Verbindung kam es jedoch nicht mehr. Als Frankreich zusammengebrochen war, beauftragte Scholz den Angeklagten Strasser von Györvar, nunmehr bei der englischen Gesandtschaft in Budapest eine Unterstützung für die ÖFB zu erwirken. Über das Ergebnis seiner Verhandlungen sollte Strasser dem Glaser nach Preßburg Nachricht geben" (DÖW, Akte 3399, Urteil des VGH gegen Karl Roman Scholz u. a., 23. 2. 1944). Auch in anderen Akten betr. die ÖFB ist von „Glaser" die Rede. Seine Identität mit Kurt Koppel kann als zweifelsfrei erwiesen gelten.

73 DÖW, Akte 166, AS des Oberreichsanwalts beim VGH gegen Gustav Kiesel, Otto Kirchpal und Ferdinand Künzl wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 29. 6. 1942; Akte 996, AS Generalstaatsanwalt O Js 300/42 gegen Helene Puschmann und Karl Marischler, 28. 1. 1943; Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Helene Puschmann, 9. 3. 1949.

74 Auf die Auswirkungen des deutsch-sowjetischen Paktes kann hier nicht näher eingegangen werden. Sie sind unter anderem bei Helmut Konrad, Widerstand an Donau und Moldau, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 123 ff., dargestellt.

75 Über Puschmanns Reorganisierungsversuche und die Konflikte mit Wiener KPÖ-Funktionären geben folgende Dokumente zum Teil sehr detaillierte Aufschlüsse: BArch-ZwArch, Z/B II 121 a, Staatspolizei-

Die Gestapo war durch ihre V-Leute über diese und ähnliche Konflikte genau informiert und schürte sie nach Kräften, wobei „Ossi" eine tragende Rolle zukam; als Puschmanns „rechte Hand in allen organisatorischen Fragen", als Konfident, der „genau alle Schwierigkeiten [kannte], die zwischen den Gruppen damals bestanden",[76] war es ihm ein Leichtes, die rivalisierenden Fraktionen gegeneinander auszuspielen, politisch zu schwächen und zu demoralisieren, noch bevor er sie der Gestapo ans Messer lieferte.

Auch wenn sie in anderen Bereichen voneinander abweichen, belegen alle Berichte übereinstimmend, daß „Gerbers" (Puschmanns) Verhältnis zu „Ossi" von einem unerschütterlichen Vertrauen bestimmt war, das auch nicht ins Wanken geriet, als erste Verdachtsmomente gegen ihn laut wurden. Dies führte mitunter zu paradoxen Situationen. Als etwa Franz Sebek, der gemeinsam mit Puschmann am 22. September 1942 zum Tod verurteilt wurde,[77] vor seiner Verhaftung offen sein Mißtrauen bekundete, bewirkte dies eine heftige Auseinandersetzung mit Puschmann, die damit endete, daß sich Sebek und andere Widerstandskämpfer bei „Ossi" entschuldigten.[78] Einige mittlere Funktionäre hatten wenn auch naturgemäß keine Beweise, so doch einen gesunden Instinkt, der sie davon abhielt, die Kontakte mit der zwielichtigen Figur fortzusetzen oder überhaupt aufzunehmen.[79]

In anderen Fällen basierte freilich der gegen „Ossi" ausgestreute Verdacht im Jahre 1940 auf fiktiven ideologischen Prämissen und daraus konstruierten politischen „Amalgamen", deren denunziatorische Funktion einer Erkenntnis seiner tatsächlichen Rolle eher im Wege stand. Koppel war 1937 angeblich „trotzkistischer Abweichungen" beschuldigt worden, was sich einige Untergrundkader, die Puschmanns innerparteilichen Reorganisationsversuchen aus unterschiedlichen Gründen mit Skepsis gegenüberstanden, zunutze machten, um bei den fraktionellen Auseinandersetzungen die Verdachtsmomente auch auf Puschmann zu übertragen. In der Gestapohaft berichtete etwa Hermine Dirmhirn über eine solche Kontroverse, die wenige Monate zuvor, im Oktober 1940, stattgefunden hatte:

[Forts. von Anm. 75]
leitstelle Wien, Vernehmungsprotokolle Lothar Dirmhirn, 17. 2. 1941, 18. 2. 1941; Z/B II 121 b, Staatspolizeileitstelle Wien, Vernehmungsprotokolle Hermine Dirmhirn, 29. 1. 1941, 10. 2. 1941, 20. 2. 1941, 21. 2. 1941, 3. 11. 1941, Schlußbericht betr. Hermine Dirmhirn, 11. 12. 1941; VGH 2651, Urteil des VGH, 5. Senat, gegen Friedrich Schwager, 20. 2. 1943; IfZW, Privatarchiv Otto Molden, AS VGH 7 J 113/42 gegen Josef Kohlitz, Leopold Bill, Josef Anton Lengauer, Anton Paska, 26. 5. 1942; AS VGH 7 J 213/42 gegen Karl Hodac, Michael Franz Haas, Edmund Dobesberger, Johann Sebesta, Otto Mikeschka, 16. 6. 1942; AS VGH 7 J 288/42 gegen Rudolf Fischer, Gustav Parizek, Johann Kolnberger, 27. 7. 1942; AS VGH 7 J 193/42 gegen Leopold Herbrich, Anna Herbrich, Walter Kosjek, Franz Leopold Kalis, Franz Ludwig Langer, Josef Wachter, Anton Kolar, Franziska Appel, 8. 6. 1942; AS VGH 7 J 272/42 gegen Lothar und Hermine Dirmhirn, 22. 6. 1942; AS VGH 7 J 252/42 gegen Rudolf Leopold Sturm, Franz Hofbauer, Franz Huhsar, 20. 7. 1942.

76 DÖW, Akte 6188, Bericht Margarete Schütte-Lihotzky vom 19. 9. 1945, S. 3. – Dieser Bericht ist die aufschlußreichste Quelle über „Ossis" Tätigkeit im Januar 1941, d. h. über die wichtige Zeitspanne bis zu Puschmanns Verhaftung.

77 A. a. O., Urteil des VGH gegen Erwin Puschmann, Franz Sebek, Anna Haider, Franz Haider, Margarete Schütte, Karl Lisetz wegen Vorbereitung zum Hochverrat bzw. landesverräterischer Feindbegünstigung, 22. 9. 1942.

78 Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Alfred Monz, 8. 3. 1949.

79 Vgl. Valentin Strecha, a. a. O. (siehe Anm. 61), S. 86.

„*Erich* [Fritz Schwager] behauptete wieder, *Ossi,* der mit *Gerber* zusammenarbeite, wäre von der KP ausgeschlossen worden. Er und *Gerber* seien von den Trotzkisten gekauft und wir seien mit ihnen in das trotzkistische Fahrwasser gekommen. [...] Auch Franz *Fuchs* beteiligte sich an der Debatte und behauptete, *Gerber, Ossi* und *Michl* [Rudolf Sturm] seien von den Trotzkisten gekauft. Ich glaubte das nicht und bestand auf einer Gegenüberstellung zwischen *Michl* und *Erich.* Damit war man allgemein einverstanden. Entweder am nächsten oder zweitnächsten Tag machte ich dann *Michl* mit *Erich* bei der Endstation des J-Wagens auf der Ottakringerstrasse bekannt. *Michl,* dem ich den ganzen Vorfall erzählt habe, bestand nun auf einer Gegenüberstellung des *Erich* mit *Ossi,* bei der auch *Gerber* zugegen war. *Erich,* der seinerseits behauptet hatte, er kenne *Gerber* ebenfalls gut, wusste nicht, dass er auch *Gerber* gegenüberstand. Vor *Ossi* musste *Erich* seinen Vorwurf, nämlich dass *Ossi* aus der KP ausgeschlossen wurde, zurücknehmen. *Ossi* sagte nämlich *Erich* in das Gesicht, er und *Erich* seien auf der Parteikonferenz im Jahre 1937 in Prag wegen trotzkistischer Abweichung aller Funktionen enthoben und zurückgestellt, aber nicht von der KP ausgeschlossen worden. Das musste nun auch *Erich* zugeben. Auf das hin erklärte *Erich,* er lege seine Funktion zurück und übergebe die Provinz."[80]

Das abstruse „Trotzkismus"-Verdikt diente hier allem Anschein nach primär dem Zweck, fraktionellen Intrigen und innerparteilichen Machtkämpfen einen quasi ideologischen Paravent zu bieten. Kann man aber ernsthaft annehmen, daß ein so erfahrener Parteifunktionär wie Puschmann auch alle anderen Bedenken, die man an ihn herantrug, leichtfertig vom Tisch fegte, weil er nicht glaubte oder nicht glauben wollte, daß sein Adjutant mit der Gestapo in Verbindung stand?

Die Wahrheit ist womöglich noch erschütternder, wenn zutrifft, was in einem Erinnerungsbericht der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky angedeutet wird: „Bei einer dieser Unterredungen deutete mir ‚Gerber' [Puschmann] an, dass wir auch eine direkte Verbindung zur Gestapo hätten, so dass wir über Verhaftungen, Verhöre usw. sofort im Bilde wären. Heute ist es klar, daß diese Verbindung ‚Ossi' war, der ausser allen anderen auch noch diese Rolle spielte."[81] Mit anderen Worten: Koppel schuf sich eine perfekte Tarnung, indem er – mit großer Wahrscheinlichkeit – als Doppelagent operierte. Daß er die KPÖ-Leitung auch mit „nützlichen", verifizierbaren Informationen versorgte, kann durchaus angenommen werden, da er, wie wir noch sehen werden, etliche andere kommunistische Organisationen infiltrieren sollte und dementsprechend darauf angewiesen war, den Vertrauensvorschuß, von dem er zehrte, noch zu vergrößern – teils gegen den Widerstand hellhörig gewordener militanter Aktivisten, die auf diese Weise durch die selbstmörderische Politik des stalinistischen Apparats faktisch „verheizt" wurden. Es würde im Rahmen dieser Arbeit zu weit führen, nähere Untersuchungen darüber anzustellen, welche Provokateurstätigkeit er z. B. bei der Ausschaltung der oppositionellen Kiesel-Tomasek-Gruppe entfaltete. Immerhin ist nicht auszuschließen, daß er

80 BArch-ZwArch, Z/B II 121 b, Staatspolizeileitstelle Wien, Vernehmungsprotokoll Hermine Dirmhirn, 10. 2. 1941.

81 DÖW, Akte 6188, Bericht Schütte-Lihotzky, S. 3 f.

bei deren Liquidierung gleichzeitig das Spiel der Gestapo und das des Kominternapparats spielte.

Bis zur Jahreswende 1940/41 war es Puschmann, der von Juli bis September zwischen Bratislava und Wien hin- und herpendelte und sich dann endgültig in Wien niederließ, unter großen Mühen gelungen, einen Teil seiner Reorganisationspläne in die Tat umzusetzen. Dieser Neuaufbau sah ein der Moskauer Auslandsleitung unterstelltes Zentralkomitee und eine Wiener Stadtleitung unter der Führung von Karl Hodac vor, dem auch die Verantwortung für die Untergrundpresse übertragen wurde. Die Stadtleitung kontrollierte die vier „Gebiete". Jedes „Gebiet" umfaßte drei oder mehr Rayons, ein Rayon bestand aus mindestens drei Betriebsgruppen, und die Betriebsgruppen waren jeweils aus drei Betriebszellen zusammengesetzt.[82] Puschmann stützte sich auch auf die Kooperation mit auswärtigen Kadern. Er zog u. a. Zwifelhofer heran, dem es – laut Anklageschrift – nach einer mehrmonatigen abenteuerlichen Odyssee durch Bulgarien, Jugoslawien, Ungarn und die Slowakei im September 1940 auch durch die Hilfe von Julius Kornweitz („Bobby") endlich gelungen war, den persönlichen Kontakt mit Puschmann herzustellen, der sich damit einversanden erklärte, Zwifelhofers Übersiedlung nach Prag vorzubereiten, wo dieser als KPÖ-Emissär wirken und die aus Österreich einlangenden Parteiberichte nach Moskau an Koplenig weiterleiten sollte. Dieser bestätigte Zwifelhofers Nominierung. Als wichtigste Verbindungspersonen fungierten die tschechischen KP-Funktionäre Jarmila Taussig („Karla"), František Zachistal und der Orgleiter Eduard Urx. Im Dezember erhielt Zwifelhofer über Zachistal eine Nachricht Puschmanns aus Wien, worin dieser den Besuch „Ossis" ankündigte. Über denselben Kontaktmann wandte sich „Ossi" auch direkt an Zwifelhofer und übermittelte ihm ein „Schlüsselbuch" zur Dechiffrierung verschlüsselter Mitteilungen, einen Bericht Puschmanns über dessen bisherige Tätigkeit in Wien und einen eigenen Brief, in dem er um einen „Treff" bat und Zwifelhofer ersuchte, einen Lehrbrief über die Außenpolitik der Sowjetunion zu verfassen, „da seiner Ansicht nach die Wiener Funktionäre der KPÖ zu dieser Frage eine verworrene Einstellung besaßen". Ende Dezember 1940 kam Koppel nach Prag und hielt eine Besprechung mit Zwifelhofer ab, dem er die Errichtung eines kleinen technischen Apparates empfahl, wofür er – im Auftrag der Gestapo! – gleich die Adressen illegaler Quartiere und Anlaufstellen mitlieferte. Der KPÖ-Vertreter bei der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPČ) hegte keinerlei Verdacht gegen Puschmanns Abgesandten und verwendete ihn seinerseits als Kurier, der die zwischen Prag und Moskau ausgetauschten Informationen überbringen sollte. Mitte Januar 1941 fuhr Koppel erneut nach Prag, eine Woche, bevor die Gestapo in Wien zum entscheidenden Schlag ausholte. Möglicherweise war der Spitzenkonfident im N-Referat sogar über den genauen Zeitpunkt informiert, an dem seine Auftraggeber die Wiener Organisation aufrollen würden. Denn er bat Zwifelhofer im Auftrag

82 IfZW, AS VGH 7 J 252/42 gegen Rudolf Sturm u. a. – Laut Valentin Strecha, a. a. O. (siehe Anm. 61), S. 88, vertrat Puschmann, der auch mit KJV-Funktionären wie Elfriede Hartmann und Leopold Steurer in Verbindung stand, die Auffassung, um die „Jugendarbeit" solle sich in Zukunft Grete Kahane, die für ihn alle Sekretärstätigkeiten erledigte, kümmern. Wie Koppel, so hatte sich also auch Kahane zu diesem Zeitpunkt schon eindeutig „profiliert" und wichtige Vorarbeiten für die Gestapo (innerhalb der KPÖ) „geleistet", die ihr eine solche Vertrauensstellung ermöglichten.

Puschmanns, Koplenig mitzuteilen, daß er, „Ossi", im Laufe des Februar nach Bukarest fahre und deshalb ersuche, zu dieser Zeit einen Moskauer Funktionär zur Erteilung von Informationen dorthin zu senden.[83]

Mit anderen Worten: Um seine verhängnisvolle Rolle weiterspielen zu können, ohne Verdacht zu erwecken, mußte er eine Zeitlang aus Wien verschwinden, womit seine vermeintliche „Ungreifbarkeit" im Zuge der kommenden Ereignisse eine plausible Erklärung finden konnte. Zugleich gebot die geplante Liquidierung von Puschmanns Nachfolger – mit dem „Moskauer Funktionär" war, wie die weitere Entwicklung zeigte, Leo Gabler gemeint – ein rasches Vorgehen; galt es doch, angesichts der fortschwelenden innerparteilichen Konflikte Gablers bevorstehende Mission durch die Autorität oder formelle Zustimmung des „ranghöchsten" Inlandsfunktionärs rechtzeitig zu legitimieren. „Rechtzeitig" – dies bedeutete, innerhalb des kurzen Zeitraums, den Puschmann noch in Freiheit erlebte. Die Eile des KPÖ- und Gestapokuriers wird vor solchem Hintergrund verständlich. Arglos leitete Zwifelhofer „Ossis" Aufforderung weiter. Dies läßt sich dokumentarisch nachweisen, da ein von Prag nach Moskau gesendeter Funkspruch existiert, dessen Inhalt sich mit den von Koppel geäußerten Absichten vollständig deckt.[84]

Mit welcher zeitlichen Präzision die vernichtenden Schläge gegen die österreichische und die tschechische KP sowie gegen die Auslandsfunktionäre koordiniert wurden, zeigt der innere und äußere Ablauf der Ereignisse im Januar und Februar 1941. Wir sind darüber u. a. durch einen ausführlichen Bericht Schütte-Lihotzkys informiert, die in Istanbul 1939 der KPÖ beigetreten war und in der dortigen Parteigruppe bald wichtige Funktionen übernommen hatte. Mitte Dezember 1940 erhielt sie den Parteiauftrag, nach Wien zu reisen. Am 26. Dezember 1940 traf sie in Zagreb ein, wo sie von dem ZK-Mitglied Julius Kornweitz, dem Leiter des technischen Auslandsapparates der KPÖ, ausführlich über ihren Aufgabenbereich instruiert wurde. Er erteilte ihr Aufträge organisatorischer und politischer Natur, die sie Puschmann zu überbringen hatte. „Als elegante Dame, in einen Persianermantel gehüllt, der noch aus der Sowjetunion stammte, ein Hütchen aus blauen Federn mit Schleier auf dem Kopf", stieg sie am 29. Dezember 1940 in einen Waggon erster Klasse und passierte anstandslos die Grenze. In Wien angekommen, kaufte sie das Schlüsselbuch „Gari-Gari", dechiffrierte mittels des Zahlenschlüssels die Anlaufadresse und kontaktierte daraufhin sofort Lotte Finger-Meixner, die ihr zunächst mit großem Mißtrauen begegnete, als sie sich nach „Gerber", d. h. Puschmann, erkundigte. Finger-Meixner machte sie mit „Sonja" (Grete Kahane) bekannt, und für den nächsten Tag wurde das erste Treffen mit Puschmann festgelegt – im Café Viktoria. Schütte-Lihotzky fiel auf, daß „Sonja", kaum daß sie Platz genommen hatte, telefonieren ging und noch einen zweiten Mann ankündigte, der ihr als „Ossi" vorgestellt wurde. Schütte-Lihotzky drängte darauf, daß Puschmann das Land

83 IfZW, AS VGH 7 J 278/42, Karl Zwifelhofer, 7. 7. 1942.

84 Dieser Funkspruch lautete: „B 91. 8. 2. 1941. Pokrac. Zacatkem unora pojede pritel z Vídne do Bukuresti. Muze nékdo od otce prijet pro informace? Diference 14 dní Bertl. c.21." („B 91. 8. 2. 1941. Forts. Anfang Februar kommt Freund von Wien nach Bukarest. Kann jemand von Vater [gemeint ist die Kominternzentrale] zur Information kommen? Differenz 14 Tage. [...] Nr. 21"). Depese mezi Prahou a Moskvou 1939–1941, in: *Priskevky k dejinám KSČ*, 1967, Nr. 3, S. 427.

so schnell wie möglich verlassen solle, behielt aber die organisatorischen Aufträge noch für sich, da sie ihn allein sprechen wollte. Das gelang ihr zu einem etwas späteren Zeitpunkt, als „Ossi" Wien kurzfristig verlassen hatte, um in Prag mit Zwifelhofer zu konferieren. Schütte fühlte sich beschattet und glaubte, auf der Straße fotografiert worden zu sein. Auch in der Folge lenkte „Ossi" alle Treffs ins Café Viktoria, das häufig von der Gestapo frequentiert wurde, wie sich später herausstellte. Koppel war dafür vorgesehen, Puschmanns Grenzübertritt in die Slowakei zu bewerkstelligen (worauf Schütte nochmals pochte), doch zögerte der Gestapospitzel diesen Transport natürlich hinaus: „‚Ossi' und auch ‚Gerber' sagten, momentan sei für ihn der Übertritt unmöglich, da in letzter Zeit eine kleine Grenzberichtigung erfolgt sei, die gerade jenen Platz einschließe, an dem bisher der Grenzübertritt von uns organisiert war. Auf mein ständiges Drängen erklärte ‚G', daß er sich hier ganz sicher fühle und daß ein unsicherer Grenzübergang weitaus gefahrvoller sei als das Hierbleiben. ‚O' erklärte, er würde ‚G' nur dann weggehen lassen, wenn er sicher wäre, daß nichts passiere!!" „Ossi" spielte Schütte-Lihotzky ein Buch in die Hände, das eine Reihe von Parteiberichten (samt Namen von Illegalen) enthielt. Zwei Tage später fand die Gestapo das Buch bei der Durchsuchung von Schüttes Wohnung. Nach 25tägiger illegaler Arbeit in Wien kam das Ende schnell, brutal und unerwartet. „Ossi" wußte das Datum der geplanten Abreise Schütte-Lihotzkys: „Der letzte Treff mit ‚Gerber' fand am 22. 1. 1941 im Café Viktoria statt, bei welchem uns ‚Ossi' verhaften ließ. Am nächsten Tag sollte ich abreisen. Fahrkarte, Paß, Visa hatte ich in der Handtasche. ‚G' versprach 3 bis 4 Tage später bestimmt in die Slowakei zu gehen. Ich gab ihm noch jugoslawisches Geld, er mir zwei Adressen für ‚Bobby', das einzige, was bei uns gefunden wurde. Gerade als wir fertig waren, stürzten plötzlich 2 Männer auf uns zu, ergriffen ihn, verlangten sofort meine Handtasche und führten uns ab. Mit dem Auto zum Morzinplatz gebracht, kamen wir sofort in zwei verschiedene Stockwerke. Erst bei der Verhandlung, genau 20 Monate später, sah ich ihn wieder."[85]

Nach Puschmanns Festnahme rollte über die kommunistische Untergrundbewegung in Wien und den Bundesländern eine Lawine von Razzien, Hausdurchsuchungen und Festnahmen hinweg, die erst im Oktober 1941 zum Stillstand kam. Der Abschlußbericht der Gestapo vermerkte: „Durch Einbau von V-Personen und Überwachungen wurden die Grundlagen für eine neuerliche erfolgreiche Aktion geschaffen."[86] Die Zerschlagung der dritten illegalen Leitung zog die Verhaftung von 536 Kommunisten nach sich, darunter 42 höhere Funktionäre. Im September und Oktober 1941 wurden 112 Inhaftierte dem Ermittlungsrichter des Volksgerichtshofes übergeben, der gegen sie Anklage wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" erhob und in den allermeisten Fällen Todesurteile aussprach.[87]

85 Bericht Schütte-Lihotzky, S. 2–4. Ausführlich in: Margarete Schütte-Lihotzky, Erinnerungen aus dem Widerstand 1938–1945, Hamburg 1985, S. 61–74.

86 DÖW, Akte 5732 f, Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 12 vom 27.–28. 10. 1941.

87 Ebda. – Es mutet wie ein Hohn gegen die Hunderte Opfer dieser Aktion an, wenn Hermann Mitteräcker, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 36, verharmlosend über den – ungenannten – Agent provocateur Koppel folgendes schreibt, um den Glorienschein Puschmanns als „umsichtiger" Funktionär gegen alle historische Evidenz zu retten: „Puschmann konnte aber nicht ahnen, daß einer dieser Schädlinge in seiner Nähe als Kurier tätig war. Puschmann traf jedoch auf jeden Fall Maßnahmen, die es einem Spitzel, wo immer er sich auch befand, erschwerten, über seine nächstliegende Verbindung hinaus weitere

Als gegen Zwifelhofer Anklage erhoben wurde (7. Juli 1942), war „Ossis" Tätigkeit als Gestapospitzel und Agent provocateur sowohl in den Gefängnissen als auch im Untergrund bereits in den Grundzügen bekannt, so daß er aus Sicherheitsgründen von der Gestapo aus Wien abgezogen wurde. Wohl aus demselben Grund vermochte die Anklagebehörde etwa seit dieser Zeit seine (Provokateurs-)Tätigkeit nur noch notdürftig zu verschleiern, was sich besonders deutlich an der Anklageschrift gegen Zwifelhofer, aber auch bei späteren Verfahren (etwa bei Hella Puschmann) aufzeigen läßt. Verfolgen wir also Koppels blutige Spur nach der Verhaftung Erwin Puschmanns. Am 8. Februar 1941 stattete er Zwifelhofer den dritten und letzten Besuch in Prag ab. Der Inhalt dieser Unterredung verdient in voller Länge festgehalten zu werden:

„Dieser [Koppel] übergab ihm [Zwifelhofer] [...] ein Rechtfertigungsschreiben eines aus der Wiener KPÖ ausgeschlossenen Funktionärs, das an die Adresse des Puschmann gerichtet war. Vor allem teilte aber ‚Ossy' dem Angeschuldigten mit, daß die gesamte provisorische Leitung der Wiener KPÖ einschließlich des Puschmann festgenommen worden sei. Auf die Frage des Angeschuldigten, was er nun zu tun gedenke, antwortete ‚Ossy', daß er ein neues ZK zu bilden beabsichtige, vorher jedoch nach Jugoslawien gehen und dort über diese Frage mit ‚Bobby' [Kornweitz] verhandeln wolle. Als er zu diesen Schritten die Zustimmung des Angeschuldigten erbat, will dieser geantwortet haben, daß auf Grund der Wiener Festnahmen seine Funktion als Verbindungsmann zwischen der KPÖ und der KPČ automatisch erloschen sei und er deshalb zur Zeit keine Befugnis mehr zur Erteilung von Weisungen habe. Als rein persönliche Meinung will er sowohl dem ‚Ossy' als auch durch diesen allen Wiener Parteifunktionären den Rat gegeben haben, sich von der illegalen Arbeit zurückzuziehen. Da ‚Ossy' mit diesem Vorschlage nicht einverstanden war, versprach ihm der Angeschuldigte, nach Möglichkeit durch Vermittlung der KPČ dem ‚Bobby' Mitteilung von der bevorstehenden Ankunft des ‚Ossy' in Jugoslawien machen zu wollen. Beide vereinbarten dann für drei Wochen später eine neue Zusammenkunft, zu der es jedoch nicht mehr gekommen ist."[88]

Es kam deshalb nicht mehr dazu, weil in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar, vier Tage nach dieser Unterredung, das Zentralkomitee der tschechischen kommunistischen Partei verhaftet wurde und in der Folge – mit der Aufdeckung des Geheimsenders – der Funkverkehr mit Moskau zum Erliegen kam.[89] Vollkommen isoliert, war Zwifelhofer für „Ossi" wertlos geworden. Am 26. März 1941 spürte ihn die Gestapo in Prag auf.

Die im Januar 1941 in Wien einsetzende Verhaftungswelle dehnte sich auch auf die Provinz aus und zerstörte eine Reihe von KP-Netzen. In St. Pölten, Krems und Waidhofen wurden 217 Personen festgenommen, und Ende 1941 betrug die Zahl der Verdächtigen 340, darunter 14 Wehrmachtsangehörige. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte „Ossi", der mit Fritz Schwager, dem Verbindungsmann zwischen Wien und Salzburg, in Kontakt stand, auch die Salzburger Leitung auffliegen lassen.[90]

[Forts. von Anm. 87]
Kenntnisse der Gesamtorganisation zu erlangen. Durch diese Maßnahme war auch dem Kurier eine größere Ausdehnung seiner Tätigkeit verlegt."

88 IfZW, AS VGH 7 J 278/42, Karl Zwifelhofer.

89 Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 139.

90 A. a. O., S. 142 f.

Schon vorher war es ihm gelungen, in die tschechische Sektion der Wiener KPÖ einzudringen, die – wie auch militante tschechische Aktivisten der Revolutionären Sozialisten – bereits 1940 dazu übergegangen waren, Sabotageakte und Brandstiftungen in Wien durchzuführen, was in einem völligen Gegensatz zur damaligen Kominternlinie stand. Nach dem deutschen Angriff auf die UdSSR am 22. Juni 1941 wurden solch militante Formen des Widerstandes jedoch in den besetzten Ländern stark forciert und von den jeweiligen nationalen Komintersektionen überall propagiert, obwohl sich die politischen Bedingungen, die zuvor als nicht „reif" für derlei Aktionen interpretiert wurden, oftmals keineswegs verbessert, sondern im Gegenteil verschlechtert hatten. Die tschechischen Widerstandskämpfer steckten Lagerhäuser der Wehrmacht in Brand[91] und gingen in der Folge zu Bomben- und Sprengstoffanschlägen über – ein Sprengsatz explodierte gar beim Michaelertor in der Hofburg. Auch ihre sonstigen Aktivitäten im Sommer 1941 waren recht beeindruckend: sie beschädigten die Brevillier-Urban-Fabrik sowie einen Hangar am Eßlinger Flugplatz und ließen in Floridsdorf mehrere Panzerfahrzeuge in Flammen aufgehen.[92] Auch bei der Verfolgung dieser Gruppe erwähnte ein Tagesrapport der Gestapo die Einschaltung von „V- und Gewährspersonen".[93] Gegen die im September und Oktober durch Verrat festgenommenen Tschechen wurden zumeist gar keine Gerichtsverfahren eingeleitet – zwanzig Personen kamen ins KZ Mauthausen und wurden am 6. November 1941 auf Befehl Heinrich Himmlers „liquidiert".[94]

Neben hunderten Basisaktivisten, Parteikadern und etlichen Auslandsfunktionären gingen im Jahre 1941 der Gestapo noch zwei weitere ZK-Mitglieder durch Verrat ins Netz, nämlich Hedy Urach und Leo Gabler. Urach war im Herbst 1940 aus der belgischen Emigration nach Österreich zurückgekehrt und wurde von Puschmann, den sie schon aus der legalen Zeit kannte, in die Parteiarbeit einbezogen. Von Anfang an überzeugt, daß sie verraten worden war, wurde sie am 19. Juni 1941 verhaftet und starb nach fünfmonatigem Aufenthalt in der Todeszelle am 17. Mai 1943 unter dem Fallbeil. Ihr wurde vor allem die Verbindung zur Wiener Stadtleitung angelastet. Daß sie dem Zentralkomitee angehörte, blieb der Gestapo jedoch bis zuletzt verborgen.[95] Gablers

91 Interview mit Irma Trksak, Teil 2, Transkript S. 22–25.

92 Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 153; Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945, Bd. 3, Wien 1984, S. 338–342.

93 DÖW, Akte 5732 f, Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 12 vom 27.–28. 10. 1941. – Auch an der Aufrollung der tschechischen Gruppe war Kurt Koppel maßgeblich beteiligt: „Mitte 1940 begann man innerhalb der Gruppe darüber zu diskutieren, ob man Verbindung zu anderen Wiener Widerstandsgruppen aufnehmen sollte. Alois Houdek sprach sich entschieden dafür aus, daß man eine solche zum Zentralkomitee der illegalen KPÖ herstellen sollte. Nach längerem Zögern einigte man sich schließlich dahingehend. Seitens der KPÖ wurde als Verbindungsmann ‚Ossi' geschickt, der ein Gestapogspitzel war." Inge Brauneis, Widerstand von Frauen in Österreich gegen den Nationalsozialismus 1938–1945, Phil. Diss., Wien 1974, S. 213.

94 *Völkischer Beobachter*, Wiener Ausgabe, 10. 11. 1941; DÖW, Akte 5080, Bericht der Gestapo Wien bei der Tagung der N- und IV-A-1-Referenten der Ostmark, 28. 3. 1944.

95 DÖW, Akte 3509, Anklageschrift des Oberreichsanwalts [künftig zitiert: ORA] beim VGH gegen Alfons Peschke, Friedrich Nesvadba, Hedwig Urach, Wladimir Zoul, Franz Tesarik wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 29. 5. 1942. – Eine von Susanne Wantoch verfaßte biographische Skizze (Manuskript) über Hedwig Urach befindet sich (nebst zahlreichen Briefen) im DÖW, Akte 25. Margarete Schütte-Lihotzky, a. a. O. (siehe Anm.85), S. 118, zufolge wurde auch Hedwig Urach von „Ossi" verraten.

illegaler Aufenthalt in Wien (August bis Oktober 1941) stand von Beginn an unter einem äußerst ungünstigen Stern. Anfang 1941 zwecks Unterstützung der zentralen Leitung aus Moskau „angefordert", war er schon Monate vor seiner Ankunft, die sich infolge des „Hochfliegens" der dritten Leitung, des deutschen Überfalls auf Jugoslawien und aus anderen, technisch-organisatorischen Gründen um etwa ein halbes Jahr verzögerte, ins Visier der Gestapo geraten. Als Hedy Urach im Juni 1941 der Gestapo ins Netz ging, sollen die verhörenden Beamten mit der Frage aufgetrumpft haben: „Glauben Sie, wir wissen nicht, daß der Gabler nach Österreich kommt?"[96]

Der altgediente, ranghöchste österreichische KJV-Funktionär[97] wandte große Sorgfalt und Umsicht beim Aufbau einer Kaderorganisation auf, stand jedoch auf verlorenem Posten, da seine Kontakte mit der von „Ossi" unterwanderten Wiener Tschechengruppe der Gestapo genau bekannt gewesen sein dürften. Noch eindeutiger freilich ist folgender Hinweis: „Mit Unterstützung der Grete Kahane, deren wirkliche Rolle er damals nicht kannte, erhielt er ein Quartier. Eines Abends, als Gabler nach Hause kam, um sich zur Ruhe zu begeben, verständigte Kahane die Gestapo, und Gabler wurde im Nachthemd mit einem riesigen Polizeiaufgebot verhaftet."[98] Dies erzählte Gabler – er wurde Monate hindurch schwer gefoltert, ins KZ Mauthausen überstellt, zum Tod verurteilt und am 7. Juni 1944 in Wien hingerichtet – dem 1943 aus Auschwitz nach Wien überstellten Franz Danimann, mit dem er eine Zelle im Polizeigefangenenhaus Rossauerlände teilte.

Anfang April 1942 konstituierte sich in Wien ein aus fünf Personen (Gajda, Jirak, Neustadtl, Däninger, Vorreiter) bestehendes neues Zentralkomitee. Es war nicht wie die früheren Zentralen eine Schöpfung des Auslandsapparates, aber wohl ebensowenig ein autochthones Produkt der Untergrundbewegung. Obwohl es bei seinen Organisationsansätzen – u. a. der Gewinnung starker Zellen in der Schutzpolizei und der Feuerwehr – wesentlich vorsichtiger zu Werke ging als die glücklosen Vorgänger und „die Regeln der Konspiration strikter als je zuvor"[99] beachtete, wußte die Gestapo frühzeitig von seiner Existenz Bescheid. Am 21. Mai unterrichtete ein Vertreter der Wiener Stapoleitstelle den Oberreichsanwalt beim VGH von einer Reihe geplanter Großaktionen gegen kommunistische und andere Gruppen. Es stünden sechzig Festnahmen von KJV-Mitgliedern bevor. Und weiter hieß es: „Bezeichnend ist, dass sich in Wien ein neues Zentralkomitee der KPOE gebildet hat, das z. Zt. von der Geheimen Staatspolizei überwacht wird."[100] Zwischen beiden Vorgängen bestand insofern ein Zusammenhang, als Grete

96 Interview mit Dr. Erna Hedrich, Teil 3, Transkript S. 20.

97 Der 1908 geborene Taschnergehilfe Leo Gabler war bereits 1922 dem KJVÖ beigetreten, in dem er bald als Funktionär der Ortsgruppe Rudolfsheim wirkte. 1928 beteiligte er sich als Mitglied einer Arbeitersportdelegation an einer Reise in die UdSSR. 1929 wurde er ins Zentralkomitee des KJVÖ gewählt, zu dessen Sekretär er 1931 avancierte. Gabler war ein bekannter Versammlungsredner und verbüßte aufgrund seiner politischen Tätigkeit zahlreiche Haftstrafen. 1936 befand er sich im Anhaltelager Wöllersdorf. Auf dem VI. Weltkongreß der Kommunistischen Jugend-Internationale war er in deren Exekutivkomitee aufgenommen worden. Ende 1936 emigrierte er nach Prag, ein Jahr später in die UdSSR. Vgl. RGA, 495/187/2897, Kaderakte Leo Gabler.

98 Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Franz Danimann, 22. 2. 1949.

99 Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 159.

100 Bericht des ORA beim VGH an den Reichsjustizminister, z. Hd. Staatssekretär Freisler, Berlin, 28. 5. 1942.

Kahane, Koppels Freundin, im Frühjahr 1942 von dem KPÖ-Funktionär Koutny, einem weiteren Gestapospitzel, in die Leitung des Kommunistischen Jugendverbandes eingeführt wurde, die Mitte Mai überraschend ausgehoben wurde.[101] Auch hier hatte primär die nachrichtendienstliche Infiltration den raschen Zugriff ermöglicht, während z. B. die bereits im Februar 1942 erfolgte Verhaftung von Elfriede Hartmann, einem Leitungsmitglied, der Gestapo kaum neue Erkenntnisse bescherte, da sich jene Widerstandskämpferin trotz scharfer Verhöre keine Aussagen über ihre Verbindungen abpressen ließ.[102] Im Anschluß an die Liquidierung der KJV-Leitung, deren Querverbindungen zur Parteiorganisation zusätzliche Unterwanderungsmöglichkeiten boten, fiel auch das gesamte KPÖ-Zentralkomitee der Polizei in die Hände. Alle Leitungsmitglieder wurden hingerichtet bzw. zu Tode gefoltert oder verübten Selbstmord. Die Zerschlagung der KJV-Zentrale zog etwa hundert Verhaftungen nach sich.[103]

Eine fast lückenlose Indizienkette erlaubt die Schlußfolgerung, daß das vierte illegale ZK der KPÖ, dem nur eine dreimonatige Lebensdauer beschieden war (April bis Juli 1942), vom ersten Tag seiner Existenz an gesteuert, kontrolliert und überwacht wurde. Mehr noch: im Gegensatz zu früheren Leitungsorganisationen, die von V-Leuten mit mehr oder minder großem Erfolg unterwandert wurden, dürfte das vierte ZK mit großer Wahrscheinlichkeit direkt von der Gestapo bzw. deren Konfidenten gegründet worden sein.[104]

101 Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Anna Opferkuh, 22. 2. 1949 (betr. Einführung von Kahane in die Leitung des KJV durch V-Mann Koutny); Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Anni Bienstock, 22. 2. 1949 (betr. Tätigkeit Kahanes im KJV, Freundschaft mit Elfriede Hartmann seit 1940, Versorgung des KJV mit Schreibmaschinen, Abziehpapier, Abziehapparaten usw. durch Kahane, Verhaftung diverser KJV-Gruppen); DÖW, Akte 5733c, Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 8 vom 19.–20. Mai 1942 (betr. Aktion gegen KJV).

102 Inge Brauneis, a. a. O. (siehe Anm. 93), S. 174. Dieser Darstellung (S. 173 f.) zufolge war „Sonja" (also Grete Kahane) bereits von Elfriede Hartmann, deren Vertrauen sie sich erworben hatte, als ZK-Mitglied und Jugendreferentin im Leitungsgremium des KJV installiert worden.

103 Walter Göhring, a. a. O. (siehe Anm. 47), S. 275; Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 159 f.; DÖW, Akte 5733d, Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 7 vom 15.–16. 7. 1942 (betr. Liquidierung des vierten illegalen ZK der KPÖ).

104 Diese Annahme gründet sich auf folgende Umstände: a) In der Anklageschrift (30. 11. 1943) gegen den Zahntechniker Franz Jirak (am 10. 3. 1944 zum Tode verurteilt), der dem fünfköpfigen ZK der KPÖ angehörte, wird die Entstehungsgeschichte dieses Zentralkomitees folgendermaßen dargestellt: „Nachdem im Zuge des im Sommer 1941 durch die Geheime Staatspolizei erfolgten Zugriffs auch der Funktionär Faß festgenommen worden war, hielt Jirak im wesentlichen nur noch mit einem Funktionär mit kleiner körperlicher Statur die Verbindung aufrecht, den er durch Faß oder Ecker im Herbst 1940 kennengelernt und seit April 1941 monatlich zweimal getroffen hatte. [...] Darauf [seit September 1941] hatte Jirak wieder nur noch die Verbindung zu dem ‚kleinen Mann', mit dem er nach wie vor alle zwei Wochen zur politischen Aussprache zusammenkam. Ende März 1942 teilte ihm dieser Funktionär mit, daß inzwischen die illegale Organisation wieder aufgebaut worden sei und ein neues Zentralkomitee (ZK) in Wien gegründet werden solle, als dessen Mitglied auch er – Jirak – vorgeschlagen worden sei. Durch den ‚kleinen Mann' wurde er am 2. April 1942 mit einem Funktionär von ebenfalls kleiner Statur (fortan ‚Wiener Mann' genannt) zusammengeführt, mit dem er sich in die Wohnung der Genossin Sip [...] begab, wo bereits die kommunistischen Funktionäre Gajda, Neustadl, Voreiter und Franz Däninger – durch das SS- und Oberste Polizeigericht zum Tode verurteilt – anwesend waren. Jirak und die anderen Funktionäre erklärten sich bereit, dem ZK beizutreten, besprachen Fragen der Organisation und der illegalen Arbeit und erörterten die politische Lage" (DÖW, Akte 4178). Obwohl also der „kleine Mann" und der „Wiener Mann" die Initiatoren des ganzen Unternehmens waren und Jirak sich mit ersterem Dutzende Male getroffen hatte, „begnügte" sich die Gestapo mit einer so läppisch

Nach dieser neuerlichen Katastrophe, die eine weitgehende Zerstörung der zentralen Organisationsansätze bewirkte, war die KPÖ bis Kriegsende nicht mehr imstande, eine autoritative überregionale Leitung der illegalen Widerstandstätigkeit aufzubauen.

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, wodurch „Ossis" Agentenrolle aufgedeckt wurde und welche Abwehrmaßnahmen ergriffen wurden.

Aufgrund der Polizeiverhöre und der sich daraus ergebenden Verdachtsmomente lag die Initiative bei der Entlarvung von Koppels Konfidententätigkeit naturgemäß bei den Gefangenen selbst. Von diesen wiederum dürfte ihn Schütte-Lihotzky als erste und am konkretesten verdächtigt haben, wozu sie aus mehreren Gründen gewissermaßen prädestiniert war. Seit vielen Jahren im Ausland tätig, war sie der Gestapo bis zu ihrem nur drei Wochen währenden Aufenthalt in Wien völlig unbekannt. Außer mit Koppel und

[Forts. von Anm. 104]
anmutenden Charakterisierung, sie seien von kleiner Statur gewesen. Jirak war außerdem voll geständig. Konnte er nicht mehr über die Drahtzieher angeben, oder interessierte sich die Gestapo für die geheimnisvollen Unbekannten nicht, die doch ein ziemlich ehrgeiziges Projekt in Angriff genommen hatten? b) In der Anklageschrift gegen Jirak heißt es weiterhin: „Der vom ZK erteilten Weisung entsprechend, daß sämtliche Verbindungen zu kommunistischen Aktivisten und illegalen Gruppen an den ‚Wiener Mann' abzutreten seien, führte er diesem über den ‚kleinen Mann' seinen Gesinnungsgenossen Kernau zu und bemühte sich auch im Mai 1942, die Verbindung zwischen dem ‚Wiener Mann' und einem Verbindungsmann zu illegalen Gruppen im 5. und 12. Bezirk herzustellen." Bedurfte es noch eines deutlicheren Hinweises, um die Absicht der mysteriösen Organisatoren erkennen zu lassen? Ganz offensichtlich ging es ihnen darum, von Anfang an sämtliche Fäden an einer Stelle zusammenlaufen zu lassen, um ein Maximum an Kontrollmöglichkeiten sicherzustellen. c) Jirak zog sich seit dem 16. 6. 1942 (an diesem Tag nahm er das letzte Mal an einer ZK-Sitzung teil) von der Leitungsarbeit zurück, weil er vermutete, „daß sich unter den ZK-Funktionären möglicherweise ein Spitzel oder Verräter befand". Sein Verdacht richtete sich gegen eine Genossin „Maid", deren Auslandsverbindung nach Agram (zu diesem Zeitpunkt bereits der neue Standort von Koppel, der hier öfters von Kahane besucht wurde!) er überprüfen wollte. Diese Genossin „Maid" wurde offensichtlich ebenfalls zu ZK-Sitzungen hinzugezogen. Sie sollte Jirak, nachdem dieser aus seinem Mißtrauen kein Hehl gemacht hatte, am 23. 6. 1942 über die tags zuvor durchgeführte ZK-Sitzung berichten, erschien jedoch nicht zu dem vereinbarten Treff. d) Dem „Wiener Mann" gelang es laut Anklageschrift, Jiraks Bedenken „stets zu zerstreuen". Es sei deshalb als erwiesen zu betrachten, daß Jirak „nach dem 16. Juni 1942 lediglich aus Gründen der persönlichen Sicherheit oder deshalb an den Sitzungen des ZK nicht mehr teilgenommen hat, weil er seinem Verdacht, bespitzelt zu werden, nachgehen wollte, wie denn auch seine plötzliche Reise nach Cilli nur damit zu erklären ist, daß er die kurz vorher von der ‚Maid' erhaltene Auslandsverbindung in Agram hat überprüfen wollen". Jenes Wörtchen „lediglich" spricht Bände, da damit eine offensichtlich von Jirak ins Spiel gebrachte Schutzbehauptung einer, wie es wörtlich hieß, „inneren Abkehr vom Kommunismus" destruiert wurde. Wenn Jirak aber mit einer solchen Verteidigungslinie den Kopf aus der Schlinge zu ziehen versuchte, woher konnte die Gestapo dann jene Details wissen, die um den Spitzelverdacht und daraus resultierende Vorsichtsmaßnahmen kreisten? Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Jirak selbst, da er seiner – letztlich vergeblichen – Verteidigung damit einen Bärendienst geleistet hätte. Die Informationen konnten nur aus einer anderen Quelle stammen, von einer Seite, die die Gestapo keinesfalls preiszugeben gedachte. Unter den in der Anklage angeführten „Beweismitteln" schienen aus guten Gründen keine Zeugen auf. Wer verbarg sich hinter dem ominösen „kleinen Mann"? Wer war der „Wiener Mann"? e) Überlebende Opfer berichteten, daß Grete Kahane wohl Dutzende KJV- und KP-Mitglieder der Gestapo ans Messer lieferte, aber – im Gegensatz zu Koppel – gelegentlich von Skrupeln geplagt wurde und einige wenige „Freundinnen" möglicherweise schonte. Das konnte zur Tarnung dienen, aber ebensogut konnte es für die Repressionsmaschinerie des Polizeiapparats einen gewissen Unsicherheitsfaktor darstellen, so daß man ihr nach Koppels Versetzung einen „bewährten" V-Mann als Mitarbeiter und zugleich als Aufpasser zur Seite stellte. Daß dieser besser über sie Bescheid wußte als sie über ihn, lag auf der Hand. f) In Anbetracht dieser Umstände gewinnt eine am 8. 8. 1945 von der ehemaligen Gestapomitarbeiterin Rosa Friedl gemachte Aussage eine besondere Bedeutung: „Der von

Puschmann hatte sie während dieser Zeit nur mit zwei weiteren Personen flüchtigen Kontakt, so daß sich der Kreis der potentiellen Verräter von vornherein stark einengte. Sie hatte insgesamt elf Zusammenkünfte mit Puschmann, wobei „Ossi" viermal anwesend war. Und nur über diese vier Treffs wußte die Gestapo Bescheid.[105] Schon aus dem ersten Verhör konnte sie klar erkennen, daß die Gestapo „1) den ganzen Aufbau unserer Organisation genau kannte, 2) dass sie über meine Funktion ganz genau unterrichtet war, 3) dass sie etwas von der Verbindung des russischen Schiffes [es verkehrte zwischen Istanbul und Odessa] ja sogar von dem Mann auf diesem Schiff wussten, der für uns arbeiten sollte. Über diesen Punkt waren nur ‚Wera' [Viktoria Mayer, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht verhaftet war], die die Sache angebahnt hatte, ich, die sie durchführen sollte, und Erwin im Bilde, aber Erwin besprach sie vor ‚Ossi' mit mir. Es war klar, dass durch reine Beobachtung die Gestapo nie zu diesen Ergebnissen kommen konnte. Also Verrat aus den eigenen Reihen, Provokation. Und es durchzuckte mich der Gedanke: ‚Ossi'. Aber voll Entsetzen wies ich diesen Gedanken wieder von mir, wie man eben etwas ganz Furchtbares zuerst wieder von sich abweisen will, denn ich war mir klar, was für grauenhafte Folgen es für unsere Partei haben musste, wenn meine Vermutung sich bestätigen sollte. Ich machte mir in dieser ersten Nacht auch Vorwürfe, einen Genossen leichtfertig eines ungeheuren Verbrechens zu verdächtigen."[106] Eine Reihe von Details in den darauffolgenden Verhören – sie betrafen den KPÖ-Funktionär Willi Frank und Schüttes Ehemann – brachten ihr die Gewißheit, daß ihre erste Vermutung richtig gewesen war.[107] Da sie im Polizeigefängnis von allen anderen politischen Gefangenen isoliert war, mußte Schütte-Lihotzky ihre Erkenntnisse drei Monate für sich behalten. Ende April 1941 in die Schiffamtsgasse überführt, teilte sie ihren Verdacht sofort Hella Puschmann mit, die „Ossi" gut kannte, jedoch den Warnungen keinen Glauben schenkte.[108] Darüber kam es zu einem Konflikt unter den Gefangenen, und Hella Puschmann

[Forts. von Anm. 104]
Kahane betitelte ‚Kleine' [!] heißt ‚Lux' oder ‚Edi'. Diese sind die Gebrüder Koutny. Die Gebrüder Koutny wußten wohl, daß Kahane als V-Person für die Gestapo eingesetzt war, doch war Kahane am Beginn ihrer Tätigkeit für die Gestapo darüber nicht informiert. Zu dieser Annahme kommt Friedl deshalb, weil, als der Bericht über die damalige Sitzung der KP-Funktionäre, an der sowohl Kahane als auch ‚Lux' oder ‚Edi' teilnahmen, bei der Gestapo einlief, die Bemerkung gemacht wurde, daß Kahane ihre Rolle als V-Person nicht so glänzend gespielt hat, als sie selbst geglaubt hat." Weshalb spielte Kahane ihre Rolle „nicht so glänzend"? Vielleicht, weil die „Genossin Maid" (deren Identität uns nun nicht mehr zweifelhaft erscheint) durch ihre Handlungsweise das Mißtrauen Jiraks hervorrief und ein Mann von kleiner Statur sich daraufhin bemühen mußte, Jiraks Bedenken „stets zu zerstreuen"? g) Um jeden Zweifel zu beseitigen, um welche KP-Funktionäre und um welche Sitzungen es sich handelte, sei eine andere Aussage Rosa Friedls vor der österreichischen Staatspolizei zitiert. Sie wußte über die Brüder Koutny, die in der „Hierarchie" der V-Leute gleich hinter Koppel rangierten, u. a. zu berichten: „Sie nahmen an den Sitzungen des ZK [!] und anderen kommunistischen Versammlungen teil und berichteten dann die Gespräche über die nächsten Zusammenkünfte sowie über die daran teilnehmenden Personen. Ich glaube, daß einmal der Name Neustadl gefallen ist." Neustadl war wie Jirak Mitglied des kurzlebigen vierten illegalen Zentralkomitees der KPÖ. Aus der Analyse aller verfügbaren Quellen ergibt sich somit der Schluß, daß das vierte illegale ZK der KPÖ von drei Gestapospitzeln gegründet wurde, nämlich von Grete Kahane und den Brüdern Koutny.

105 DÖW, Akte 6188, Interview mit Margarete Schütte-Lihotzky, Wien, 1. 12. 1965.

106 Bericht Schütte-Lihotzky, S. 5 f.

107 A. a. O., S. 6.

108 A. a. O., S. 7.

wurde z. B. von Anni Haider „geschnitten".[109] Konopitzky, der sie von Schüttes Mitteilungen erzählte, hielt diese für glaubwürdig, zumal sie in der Freiheit schon einmal von einem gewissen „Emil" in der Provinz vor „Ossi" gewarnt worden war.[110] Ähnliche Warnungen waren später verhafteten Frauen zugegangen (z. B. Leopoldine Starek), so daß sich nach und nach Mosaikstein an Mosaikstein fügte.[111] Durch den im Dezember 1941 verhafteten Alfred Monz, der im Landesgericht I mit Sebek und Erwin Puschmann engen Kontakt hatte, wissen wir, daß schließlich auch der führende KPÖ-Funktionär von Koppels Schuld überzeugt war.[112]

Zahlreiche Kassiber begannen innerhalb des Landesgerichtes und in anderen Gefängnissen zu zirkulieren. Schütte-Lihotzky berichtet weiter: „Bei der ersten Gelegenheit, also erst leider 14 Monate nach der Verhaftung, erhielten wir nun von Erwin die authentische Nachricht, dass ‚Ossi' wirklich der Verräter war. Jede Genossin, die durch ihre Familie Parteiverbindung hatte, schickte die Nachricht sofort hinaus. Auf den Aluminiumkrügen auf der ‚Lisl' [Polizeigefängnis Elisabethpromenade] war überall eingeritzt: ‚Ossi ist ein Verräter.'"[113] Offensichtlich galt aber auch in den NS-Gefängnissen bei inhaftierten KP-Mitgliedern das leninistische Prinzip des sogenannten „demokratischen Zentralismus", da wichtige Kassiber zum „Fall Ossi" allem Anschein nach erst hinausgeschmuggelt wurden, als die „offizielle" Sanktion dazu vorlag.

Einige dieser Kassiber sind erhalten geblieben. Einer davon stammte von dem Chemiestudenten Walter Kämpf, der einen neuartigen Sprengstoff erfunden hatte und zusammen mit Elfriede Hartmann, Masty und Fenz am 2. November 1943 hingerichtet wurde. Kämpfs 1942 aus der Untersuchungshaft an die Eltern gerichtete Mitteilung ist besonders aufschlußreich, weil sie nicht nur den damaligen Kenntnisstand über Provokateure widerspiegelt, sondern auch ganz deutlich aufzeigt, daß es selbst in persönlich ausweglosen Situationen und unter schweren Foltern noch möglich war, Gericht und Polizei irrezuführen.[114]

Während der Hauptverhandlung gegen Puschmann – mitangeklagt waren Franz Sebek, Margarete Schütte-Lihotzky, Anna Haider, Franz Haider und Karl Lisetz – wurde „Ossis" Rolle indirekt auch von amtlicher Seite bestätigt. Zur Verhandlung waren zwei Zeugen vorgeladen: Leopold Fritzsche, der tags zuvor, am 21. September 1942 zum Tode verurteilt worden war[115] und die Angeklagten entlastete, ferner ein Gestapo-

109 Interview mit Dr. Erna Hedrich, Teil 3, Transkript S. 18 f.

110 Bericht Schütte-Lihotzky, S. 8.

111 Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Leopoldine Starek, 8. 3. 1949.

112 Dossier Kurt Koppel, Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Alfred Monz, 8. 3. 1949.

113 Bericht Schütte-Lihotzky, S. 9. – In ihrem Buch „Erinnerungen aus dem Widerstand" (siehe Anm. 85) präzisiert die Verfasserin die Funktionsweise dieses Warnsystems: „Die Krüge, die täglich mit frischem Wasser in die Zellen gegeben wurden, waren aus weichem Aluminium. Leicht und schnell konnte man mit einer Schere, die man einmal in der Woche zum Nägelschneiden bekam, diese Nachricht einritzen. Das war die einzige Möglichkeit der Mitteilung. Diese Nachricht war von größter Bedeutung. Sie konnte Einfluß auf Aussagen bei der Gestapo haben, sie konnte Menschenleben retten! Bis die Krüge ausgetauscht wurden, wußten schon alle, die es wissen mußten, von der ‚Ossi'-Geschichte" (S. 86 f.).

114 Walter Göhring, a. a. O. (siehe Anm. 47), S. 406–408; Dossier Kurt Koppel, Abschrift eines Auszugs aus dem Kassiber von Walter Kämpf (Beilage zur Niederschrift der Zeugeneinvernahme mit Leopoldine Kämpf, 23. 2. 1949).

115 DÖW, Akte 4178, AS VGH gegen Franz Jirak, Karl Baubelik, 30. 11. 1943.

beamter, der vorerst nur zu einer Bagatellsache befragt wurde. Diese Gelegenheit aber benutzte Puschmann, um eine „offizielle" Äußerung über Kurt Koppel zu erzwingen. Er ließ über seinen Anwalt fragen, wer denn eigentlich dieser „Ossi" sei, von dem die Angeklagten so viel redeten, jener Mann, der gar nicht verhaftet zu sein scheine und auch nirgends als Zeuge auftrete. Der Gestapozeuge verweigerte darüber jegliche Auskunft, aus „staatspolizeilichen Gründen", wie er sagte.[116]

Erna und Fritz Hedrich, die für Julius Kornweitz ein illegales Quartier besorgt hatten – Fritz Hedrich und die Quartiergeberin Hermine Zaynard wurden deswegen im Februar 1944 enthauptet –,[117] waren offensichtlich frühzeitig von Koppels Schuld restlos überzeugt. Wochenlang wälzten sie vor ihrer Verhaftung am 13. Oktober 1941 Pläne, wie der Gestapokonfident am besten beseitigt werden könnte.[118]

Trotz scharfer Überwachung und permanenter Lebensgefahr war es 1942 den Inhaftierten möglich, über ihre Angehörigen Kassiber von Gefängnis zu Gefängnis zu schmuggeln. Auf diesem Weg erhielt der seit 1939 inhaftierte Kommunist Jaroslav Brezik, der im Gefängnis Stein einsaß, eine von Puschmann stammende Mitteilung aus dem Landesgericht Wien. Brezik meldete sich daraufhin sofort zu Außenarbeiten, um sich bessere Fluchtmöglichkeiten zu verschaffen. Tatsächlich gelang ihm die Flucht im September 1942. Nachdem er sich unter großen Schwierigkeiten ein Quartier verschafft hatte, verbrachte er die wenigen Wochen seiner Freiheit in erster Linie damit, gemeinsam mit Fritz Schwager, der im Juli 1942 aus dem Welser Gefängnis entwichen war und später für die Gestapo arbeitete, „Ossi" aufzuspüren, um ihn unschädlich zu machen. Sie wollten ihn in der Nähe des Lusthauses, eines Cafés in den Praterauen, in eine Falle locken, niederschlagen, „ausquetschen" und anschließend im Donaukanal versenken. Es kam jedoch nicht „Ossi" zum vereinbarten Treffpunkt, sondern wahrscheinlich der Gestapokonfident Koutny. Wenige Tage später wurden Brezik und Schwager verhaftet.[119] Soweit die persönliche Schilderung Jaroslav Breziks, die durch jüngst aufgefundene Gestapoakten im wesentlichen bestätigt wird. Bei seinen Einvernahmen machte Schwager kein Hehl aus seiner Absicht, Koppel zu „liquidieren". Bereits bei einem Treff in der Nähe des Lusthauses wenige Tage vor der Festnahme, zu dem Brezik, ein gewisser „Otto" und ein weiterer Mann erschienen seien, habe Schwager dem Unbekannten laut Vernehmungsprotokoll klargemacht, „dass es für ihn gut sei, dass er nicht der *Ossi* sei, denn sonst hätte ihm leicht etwas passieren können. Bei diesen Worten hatte ich eine Pistole aus der Tasche gezogen, um meinen Worten den entsprechenden Nachdruck zu verleihen"[120] – eine Drohung, die auch in Schwagers Anklageschrift Niederschlag fand

116 Bericht Schütte-Lihotzky, S. 11 f.; dies., a. a. O. (siehe Anm. 85), S. 136.

117 DÖW, Akte 116, Urteil des VGH gegen Friedrich Hedrich, Hermine Zaynard, Margarete Brzohobaty wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Feindbegünstigung, 30. 9. 1943; Akte 3405, Urteil des Reichskriegsgerichtes gegen Leopold Zaynard, Karl Weiss wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 16. 12. 1941. – Über Julius Kornweitz' Tätigkeit siehe ferner: Akte 5733c, Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 2 vom 4. bis 5. 5. 1942.

118 Interview mit Dr. Erna Hedrich, Teil 3, Transkript S. 15.

119 Interview mit Jaroslav Brezik, Teil 3, Transkript S. 13–27.

120 BArch-ZwArch, Z/B II 694, Staatspolizeileitstelle Wien, Vernehmungsprotokoll Friedrich Schwager, 1. 12. 1942. Wie an anderer Stelle schon ausgeführt, wußte bezüglich Konfidententätigkeit bei der Gestapo die linke Hand häufig nicht, was die rechte tat. Von dem Kriminaloberassistenten Fitzner verhört,

und bei der Strafzumessung als „Bereitwilligkeit" qualifiziert wurde, „sogar mit Waffengewalt die kommunistische Partei zu unterstützen".[121]

Vermutlich hielt sich Koppel zu diesem Zeitpunkt nicht mehr oder nur noch sporadisch in Wien auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde er im Frühjahr oder Sommer 1942 aus Wien abgezogen, weil ihm hier der Boden zu „heiß" geworden war.[122] Daß er unter den Wiener Kommunisten schon zu bekannt war und (auch) deshalb von Leutgeb nach Zagreb „abkommandiert" wurde, bestätigte ferner die schon erwähnte Gestapobeamtin Rosa Friedl bei ihren Einvernahmen im August 1945.[123]

Karl Zwifelhofer in den Fängen der Gestapo

Vergleicht man die im Juli 1942 verfaßte Anklageschrift gegen Karl Zwifelhofer mit jener Darstellung seiner illegalen politischen Tätigkeit, die vier Monate später als Begründung für das Todesurteil (wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" und „landesverräterischer Feindbegünstigung") vom zweiten Senat des Volksgerichtshofes präsentiert wurde, so fallen markante, den Zeitraum von Herbst 1939 bis etwa Sommer 1940 betreffende Unterschiede ins Auge. Wie aus den Verweisen in der Anklageschrift ersichtlich wird, umfaßten die in eigener Sache gemachten Aussagen des Beschuldigten mehr als 300 protokollierte Seiten. Nach den bis dahin erprügelten Geständnissen konnte sich Zwifelhofer nicht die geringste Chance erhoffen, dem Todesurteil und der Hinrichtung zu entgehen. Dennoch war er verzweifelt darum bemüht, die Gestapo in einigen wesentlichen Punkten irrezuführen, was ihm bis Sommer oder Herbst 1942 auch gelang. Die Anklageschrift übernahm seine Darstellung, der zufolge es ihm, anders als Zucker-Schilling, im November 1939 von Istanbul aus – wo beide von dem Kommunisten Herbert Eichholzer erwartet wurden und an einer Besprechung mit dem ehemaligen österreichischen Minister Dobretsberger teilnahmen – nicht gelungen sei, eine Einreisebewilligung in die UdSSR zu erhalten. Auch spätere Versuche, dies mit „Bobbys" (Kornweitz') Hilfe von Budapest aus zu bewerkstelligen, seien zum Scheitern verurteilt gewesen. Zwifelhofer schilderte seine „Rückreise" aus Istanbul als zehnmonatige Odyssee durch die Balkanländer, Ungarn und die Slowakei – sichtlich bestrebt, die internationalen Verbindungsnetze der Komintern und vor allem seinen Aufenthalt in der

[Forts. von Anm. 120]
machte Friedrich Schwager detaillierte Angaben über den V-Mann „Ossi" und die vergeblichen Versuche, sich seiner zu entledigen. Er präsentierte diesem Gestapobeamten vom Referat IV A 1 sogar „Ossis" wirklichen Namen – Kurt Koppel. Das N-Referat, auf dessen Intervention Koppel mittlerweile nach Zagreb versetzt worden war, hielt sich jedoch vollkommen bedeckt. Am 5. Februar 1943, kurz vor Abschluß der Ermittlungen gegen Schwager, vermerkte Fitzner in einer Aufstellung über die von Schwager genannten Personen: „Der in der Niederschrift vom 1. 12. 1942 [...] genannte ‚Ossi' konnte bisher nicht ausgeforscht werden."

121 BArch-ZwArch, VGH 2651, Urteil des VGH, 5. Senat, gegen Friedrich Schwager, 20. 2. 1943.

122 Dossier Kurt Koppel, Bericht der Polizeidirektion Wien, Abt. 1, 18. 1. 1949; Mündliche Mitteilung von Franz Weisz.

123 DÖW, Akte 19685, Protokoll der Einvernahme von Rosa Friedl durch die Staatspolizei, Ref. 1/d, 6. 8. 1945.

UdSSR zu verschweigen. Spätestens im November 1942 war ein solches Leugnen unmöglich geworden, wie aus dem Urteil hervorgeht:

„Nachdem sie [Zwifelhofer und Zucker-Schilling] die Einreiseerlaubnis nach der Sowjetunion erhalten hatten, fuhren sie nach Moskau. Hier nahm der Angeklagte alsbald die Verbindung zu Johann Koplenig auf, mit dem er sich über alle politischen Probleme unterhielt. Koplenig stellte sechs Punkte als Richtlinien für die weitere Arbeit der KPÖ auf, in welchen vor allem zu dem deutsch-sowjetischem Pakt Stellung genommen wurde. Darin war u. a. zum Ausdruck gebracht, daß auch der von Deutschland geführte Krieg nicht frei von imperialistischen Zielen sei. Koplenig gab dem Angeklagten die Anweisung, diese Richtlinien dem kommunistischen Funktionär Honner, den der Angeklagte bereits kannte, nach Jugoslawien zu überbringen. Er erhielt zwei Pässe, und zwar einen Schweizer Paß auf den Namen Robert Heise, den er nur bei dem Grenzübertritt nach Rumänien verwenden sollte, und einen norwegischen Paß auf den Namen Rudolf Kirchner. In Split traf der Angeklagte mit Honner zusammen, dem er den Auftrag Koplenigs ausrichtete. Weiter traf der Angeklagte in Jugoslawien noch Willi Frank und ‚Bobby', die er ebenfalls von der Auffassung Koplenigs verständigte. Zusammen mit Honner, Frank und ‚Bobby' arbeitete der Angeklagte dann auf Grund der Informationen des Koplenig sog. ‚Direktiven der KPÖ zum Kriegsausbruch' aus, die er im Auftrage des Honner nach Wien bringen sollte. Dazu kam es jedoch nicht, da dem Angeklagten die Einreise ins Reich verweigert wurde. Er begab sich nach Budapest und von dort später mit Unterstützung des ‚Bobby' nach Preßburg, wo er die Verbindung zu dem kommunistischen Funktionär Erwin Puschmann [Gerber] aufnahm."[124]

Auf welche Weise die Gestapo diese zum Teil neuen Erkenntnisse erlangte, ist ungeklärt. Selbst wenn die im Urteil enthaltene Behauptung – „Die getroffenen Feststellungen beruhen auf den eigenen Angaben des Angeklagten" – zutreffen sollte, läßt dies die wichtigere Frage offen, ob und gegebenenfalls mit welchen Aussagen dritter Personen Zwifelhofer konfrontiert wurde,[125] bevor er Dinge preisgab, die er annähernd eineinhalb Jahre gegenüber den Gestapobütteln zu verbergen vermocht hatte. Vor dem VGH-Senat versuchte er die Auffassung zu vertreten, „daß in den Bestrebungen des Kommunismus, soweit Deutschland in Frage kommt, nach Abschluß des deutsch-sowjetischen Vertrages im August 1939 eine Änderung eingetreten sei", was der Senat ebensowenig gelten ließ wie die daraus gezogene Schlußfolgerung Zwifelhofers, er habe nach dem Paktabschluß „an eine aufrichtige Zusammenarbeit der beiden Mächte geglaubt und sich auch stets seinen Gesinnungsgenossen gegenüber in diesem Sinne ausgesprochen". In der abschließenden „Begründung" dafür, daß nur die Todesstrafe in Betracht komme, wurde nochmals seinen Auslandsverbindungen erhebliches Gewicht beigemessen: „Der Angeklagte ist ein so bedeutender kommunistischer Funktionär, wie

124 BArch-ZwArch, VGH 4620, Urteil des VGH, 2. Senat, gegen Karl Zwifelhofer, 16. 11. 1942.

125 Faktisch kommen dafür nur Puschmann oder Koppel in Betracht, denen Zwifelhofer von seinem UdSSR-Aufenthalt und den Balkanverbindungen möglicherweise erzählt hatte. Alle Personen, die Zwifelhofers Tätigkeiten in dieser Periode aus eigenem Erleben bezeugen konnten, befanden sich außerhalb der Reichweite der Gestapo. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß der V-Mann Koppel seinen Auftraggebern mehr als eineinhalb Jahre derart wichtige Informationen vorenthielt. Wahrscheinlich war es Zwifelhofer selbst, der im Angesicht des Todes mit völlig neuen Erkenntnissen auspackte.

er selten vor dem Volksgerichtshof gestanden hat. Er war weit über den Rahmen der Ostmark hinaus tätig und hatte unmittelbare Verbindung zu Koplenig. [...] Er steht damit weit über den vom Senat in dieser und in den früheren Tagungen in Wien abgeurteilten Funktionären. Das Urteil auf Ausmerzung aus der Gemeinschaft des deutschen Volkes, das diese getroffen hat, ist demnach gegen den Angeklagten um so angemessener."[126]

Obwohl also – neben den vielfältigen Aktivitäten im Rahmen des illegalen Organisationsaufbaus der kommunistischen Partei in Österreich die spezifische Natur der UdSSR-Verbindung Zwifelhofers zu den gravierendsten Anklagepunkten zählte, war es gerade dieser Aspekt, der die Wiener Gestapo wahrscheinlich veranlaßte, einen Köder auszuwerfen. Oder war Zwifelhofer selbst es gewesen, der im Angesicht der bevorstehenden Hinrichtung die Initiative ergriff? Eine Initiative, die nicht darin bestehen konnte, wie ehedem seine Rolle im kommunistischen Apparat abzuschwächen, sondern die vielleicht eine winzige Überlebenschance bergen mochte, wenn er Informationen in Aussicht stellte, die außer ihm kein im Gewahrsam der Gestapo befindlicher Todeskandidat kannte?

Wie auch immer jene Entscheidung zustande gekommen sein mag, festzustellen bleibt jedenfalls: Zwei Wochen nach Verkündung des Todesurteils, am 1. Dezember 1942, sandte das N-Referat der Stapoleitstelle Wien ein vom Wiener Gestapochef Huber (Brigadeführer und Generalmajor der Polizei) gezeichnetes Fernschreiben an den Oberreichsanwalt beim Berliner Volksgerichtshof und ersuchte darum, „mit dem Vollzug der Todesstrafe noch einige Zeit zuzuwarten", da sich Zwifelhofer bereit erklärt habe, über seine Teilnahme an einer Sitzung des Kominternsekretariats in Moskau (Dezember 1939) und über den Lehrplan der Leninschule auszusagen.[127] Damit sollte ein jahrelanges Tauziehen zwischen der Wiener Gestapo, dem Volksgerichtshof und dem Justizministerium seinen Anfang nehmen – und zugleich ein grausames, auswegloses „Spiel", in das sich Zwifelhofer immer tiefer verstrickte. Ein gleichfalls im Dezember 1942 von Zwifelhofer und seinen Eltern eingereichtes Begnadigungsgesuch stieß in Berlin auf einhellige Ablehnung.[128] Justizminister Thierack ignorierte zunächst auch das Ansinnen der Gestapo und drängte auf sofortige Vollstreckung des Urteils, womit der Scharfrichter Reichhart beauftragt wurde. Auch der Wortlaut einer kurzen Pressenotiz, die allerdings nicht im ganzen Reich, sondern nur in Wien veröffentlicht werden sollte, stand schon fest.[129] Der Oberreichsanwalt beim VGH, an den diese Weisungen

126 Siehe Anm. 124.

127 BArch-ZwArch, VGH 4620, Fernschreiben Gestapoleitstelle Wien, Ref. N, gez. Huber (Brigadeführer und Generalmajor der Polizei) an den ORA beim Volksgerichtshof Berlin, 1. 12. 1942.

128 BArch-ZwArch, Z/C 16994, ORA beim VGH an den Reichsminister der Justiz, Berlin, 28. 12. 1942; Erlaß von Reichsjustizminister Thierack, 2. 2. 1943; Stellungnahme des Sachbearbeiters LGR Berner, 21. 1. 1943. In dieser Stellungnahme zum Gnadengesuch hieß es: „Das Urteil ist in tatsächlicher und rechtlicher Hinsicht bedenkenfrei. Der Vu. [Verurteilte] hat an leitender Stelle und in einer nach Zeit, Umfang und Intensität gleich bedeutungsvollen Tätigkeit die Zersetzung der ostmärkischen Bevölkerung im kommunistischen Sinne zu organisieren und dadurch die Heimatfront im Kriege zu Gunsten der Feindmächte zu schwächen versucht. Wer so sein Vaterland verrät, verdient keine Gnade."

129 BArch-ZwArch, Z/C 16994, Reichsminister der Justiz an den ORA beim VGH, Berlin, 6. 2. 1943; Anweisung betr. Pressevermerk.

ergingen, begann daraufhin, eine lavierende Haltung einzunehmen, da die Wiener Gestapo am 9. Februar 1943 in einer weiteren Eingabe nicht nur um einen kurzfristigen Aufschub der Vollstreckung bat, sondern darüber hinaus auch die Umwandlung der Todesstrafe in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe befürwortete. Angesichts dieser divergierenden Interessen schrieb der Oberreichsanwalt an das Justizministerium:

„Ich habe deshalb geglaubt, die Gnadenvorgänge nebst den Erlassen vom 2. und 6. Februar 1943 nochmals vorlegen zu sollen. Wenn ich auch nicht verkenne, daß der Verurteilte *Zwifelhofer* infolge seiner langjährigen Tätigkeit für die Komintern im In- und Auslande in der Lage ist, durch seine Angaben die Aufdeckung kommunistischer Umtriebe zu erleichtern, so halte ich doch eine Prüfung, ob aus diesem Grunde ein Gnadenerweis angezeigt ist, für verfrüht. Dem von mir geteilten Interesse der Geheimen Staatspolizei, die Kenntnisse *Zwifelhofers* künftig bei der Bekämpfung des Kommunismus zu verwerten, dürfte, jedenfalls einstweilen, dadurch ausreichend Rechnung getragen werden, daß die Vollstreckung des Todesurteils aufgeschoben und *Zwifelhofer* der Staatspolizeileitstelle Wien zu den vorgesehenen Vernehmungen übergeben wird. Falls diesem Vorschlag zugestimmt wird, beabsichtige ich, nach drei Monaten zu prüfen, ob die von der Geheimen Staatspolizei vorgebrachten, gegen eine alsbaldige Vollstreckung des Todesurteils sprechenden Gründe fortbestehen."[130]

Der Justizminister erklärte sich am 3. März 1943 dazu bereit, den Verurteilten der Staatspolizeileitstelle Wien auf vorläufig sechs Monate für die vorgesehenen Vernehmungen zur Verfügung zu stellen. Erst nach Ablauf dieser Frist sei eine „Prüfung der Gnadenfrage" eventuell in Erwägung zu ziehen.[131] Mit dem Aufschub der Hinrichtung verknüpfte sich auch das Bemühen der Gestapo, Zwifelhofer dem Zugriff der Justizbehörden zu entziehen. Der in einer Todeszelle des Wiener Landesgerichtes sitzende Häftling wurde von der Gestapo etliche Male zwecks Durchführung von Verhören „ausgeborgt", bevor die Genehmigung aus Berlin eintraf. Am 9. Januar 1943 telegraphierte SS-Brigadeführer Huber an den Oberreichsanwalt, Zwifelhofer habe „in der letzten Zeit so umfassende Angaben ueber die Taetigkeit der Komintern in den letzten Jahren, sowie ueberhaupt ueber den illegalen kommunistischen Parteiapparat Deutschlands gemacht, dass er zur Aufklaerung der einzelnen Details noch weiter gebraucht werden wuerde".[132] Einige Wochen später folgte ein weiteres Telegramm nach Berlin, dem zu entnehmen war, Zwifelhofers Angaben über den internationalen kommunistischen Parteiapparat und die Leninschule seien, soweit überprüfbar, vollkommen richtig. Der SS-Sturmbannführer und Oberregierungsrat Dr. Ebner teilte zugleich mit, er habe dem RSHA vorgeschlagen, „beim Oberreichsanwalt des Volksgerichtshofes zu erwirken, dass der Vollzug des Todesurteiles an Zwifelhofer auf unbestimmte Zeit verschoben und er selbst vorlaeufig bis auf weiteres zur Verfuegung der hies[igen] Dienststelle in ein Konzentrationslager eingewiesen wird".[133]

130 A. a. O., ORA beim VGH an den Reichsminister der Justiz [künftig zitiert: RMJ], z. Hd. Oberregierungsrat Ulrich, Berlin, 16. 2. 1943.

131 BArch-ZwArch, VGH 4620, Vollstreckungsband, RMJ an ORA, 3. 3. 1943.

132 A. a. O., Handakten ORA, Fernschreiben Gestapoleitstelle Wien, Ref. N, gez. Huber an ORA, 9. 1. 1943.

133 A. a. O., Vollstreckungsband, Fernschreiben Gestapoleitstelle Wien, Ref. N, gez. SS-Stubaf. Dr. Ebner an den ORA beim VGH, 17. 2. 1943.

Am 13. April 1943 wurde der Delinquent vom Wiener Landesgericht an die Gestapo überstellt.[134] Er kam jedoch nicht ins KZ, sondern blieb vorerst im Gestapo-„Hausgefängnis" am Morzinplatz und „pendelte" dann zwischen diesem und dem Polizeigefangenenhaus auf der Elisabethpromenade („Lisl") hin und her, wo der Gestapo ein eigener Trakt im fünften Stock zur Verfügung stand. Aus den Erinnerungen von Josef Meisel wissen wir, zu welchen „Aufgaben" Zwifelhofer hier herangezogen wurde – ebenso wie der am 20. Februar 1943 zum Tode verurteilte und anschließend von der Gestapo „umgedrehte" KP-Funktionär Fritz Schwager.[135] Ihre Tätigkeit bestand u. a. darin, neu eingelieferte Gefangene in den Zellen zu bespitzeln und ihren Widerstandsgeist durch Aussicht auf Vergünstigungen soweit zu brechen, daß sie schließlich zu jedem Geständnis bereit waren. Was physische Torturen der Gestaposchläger mitunter nicht erreichten, gelang in etlichen Fällen der demoralisierenden Zermürbungstaktik ehemaliger „Genossen", ein Phänomen, auf das wir bei späterer Gelegenheit noch zurückkommen werden. Schwager hatte bei der Einlieferung der als „Fremdarbeiter" getarnten KPÖ-Funktionäre bereits 71 (!) Fälle „bearbeitet", bei Zwifelhofer, der in der Haft eine Reihe von Privilegien genoß, sollen es noch mehr gewesen sein.[136]

Freilich hing sein Schicksal auch weiterhin an einem Faden. Im August 1943 erkundigte sich der Oberreichsanwalt bei der Wiener Gestapo nach der weiteren Führung Zwifelhofers, dem Wert seiner Aussagen und ersuchte um eine nochmalige Stellungnahme hinsichtlich der Begnadigungsfrage.[137] Die Gestapo erwiderte, der Häftling habe sich sehr gut geführt und den Vorsatz erkennen lassen, „seine Kenntnisse und Erfahrungen restlos für die Abwehr kommunistischer Umtriebe einzusetzen. Die Staatspolizeileitstelle ist der Ansicht, daß seine Mitwirkung von unschätzbarem Wert und sogar unersetzbar sei." Darüber hinaus beabsichtigte das Geheime Staatspolizeiamt auch, Zwifelhofer zur Mitarbeit für die antikommunistische Propaganda heranzuziehen, so daß es neuerlich die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus befürwortete, wogegen auch der erkennende VGH-Senat keine Einwände geltend machte. Der Oberreichsanwalt vertrat jedoch eine andere Auffassung. Er bezweifelte, daß bei Zwifelhofer ein „ehrlicher Gesinnungswandel" vorliege, und betonte gegenüber dem Justizministerium auch, es handele sich hier um einen der gefährlichsten Kommunisten, die jemals abgeurteilt worden seien. Deshalb empfahl er, die Begnadigungsfrage weiterhin auszusetzen und die Urteilsvollstreckung um weitere sechs Monate aufzuschieben, um der Gestapo Gelegenheit zu geben, ihren Häftling entsprechend einzusetzen.[138]

Dieser Schwebezustand blieb auch das ganze Jahr 1944 unverändert erhalten, als die Gestapo bei Ablauf der jeweiligen Sechsmonatsfrist wiederum intervenierte und ähnlich beschieden wurde.[139]

134 A. a. O., Vorstand Untersuchungsstrafanstalt Wien I an den ORA beim VGH, 13. 4. 1943.

135 Siehe Anm. 121.

136 Vgl. Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 125.

137 BArch-ZwArch, VGH 4620, Vollstreckungsband, ORA an Gestapoleitstelle Wien, 14. 8. 1943.

138 BArch-ZwArch, Z/C 16994, ORA beim VGH an RMJ, 6. 10. 1943.

139 A. a. O., ORA an RJM, 12. 4. 1944 (betr. Befürwortung der Begnadigung durch die Wiener Gestapo am 15. 3. 1944); Aktennotiz nach Vortrag beim RMJ, 16. 2. 1945 (betr. u. a. Begnadigungsanträge der Wiener Gestapo und des Kommandeurs der Sicherheitspolizei Wien vom 19. 12. 1944).

Aus unerklärlichen Gründen täuschte die Gestapo die Wiener NSDAP-Gauleitung. Sie teilte ihr mit, Zwifelhofer sei nach Aufhebung des Schutzhaftbefehls am 12. August 1944 entlassen worden.[140] Das Gaupersonalamt gab diese Falschmeldung an das „Ehren- und Disziplinargericht" der Deutschen Arbeitsfront weiter.[141] In Wirklichkeit blieb Zwifelhofer bis Kriegsende im Gewahrsam der Gestapo, was auch dokumentarisch belegt werden kann. In Freiheit hätte er ihr auch nicht das geringste genützt, da er angesichts seines Bekanntheitsgrades nach dem Todesurteil keinerlei Möglichkeit hatte, als V-Mann bzw. Agent provocateur in kommunistische Untergrundorganisationen einzudringen, ohne Kopf und Kragen zu riskieren.

Bei den vom Oberreichsanwalt in komprimierter Form an das Justizministerium weitergeleiteten Eingaben und Berichten der Gestapo verwies diese nicht bloß allgemein auf die „Verdienste" Zwifelhofers bei der Bekämpfung des Kommunismus, sondern ließ, wie anhand einiger Beispiele schon aufgezeigt wurde, gelegentlich auch durchblikken, worin der konkrete Nutzen bestand, der ihr aus Zwifelhofers Überleben erwuchs. Im April 1944 hieß es, er habe „durch wertvolle Angaben zur Ergreifung und Überführung von weiteren Funktionären der KPÖ beigetragen".[142] Im Januar 1945 wurde Zwifelhofer bescheinigt, durch „wichtige Angaben über den Aufbau und die Arbeitsmethoden der illegalen KPÖ und der Komintern sowie über die im feindlichen Ausland befindlichen Funktionäre [...] bei der Ermittlung und Überführung von aus dem Ausland eingereisten Funktionären und Fallschirmagenten[143] bereits gute Dienste geleistet" zu haben. Seine explizit hervorgehobenen immensen Personalkenntnisse seien selbst noch Anfang 1945, nach fast vierjähriger Haft, ein nicht zu unterschätzender „Aktivposten", so daß er für Fahndungszwecke und Gegenüberstellungen in schwebenden und zukünftigen Verfahren noch dringend benötigt werde. Weiterhin wurde der Justizminister davon in Kenntnis gesetzt, daß Zwifelhofer „gegenwärtig zur Aufklärung einer kommunistischen Organisation eingesetzt [werde], die durch aus dem Ausland als Zivilarbeiter getarnte Funktionäre aufgebaut worden sei". Einer solchen „Erfolgsbilanz" mochte sich nun auch der Oberreichsanwalt nicht mehr zu verschließen. Er schlug vor, den Delinquenten zu begnadigen und die Vollstreckung der Zuchthausstrafe der Staatspolizeileitstelle Wien zu übertragen. Vier Wochen später, am 26. Februar 1945, wandelte Justizminister Thierack „mit Ermächtigung des Führers" das 1942 ausgesprochene Todesurteil in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe um.[144]

140 DÖW, Akte E 21106, Staatspolizeileitstelle Wien an NSDAP-Gauleitung Wien, undatiert (Eingangsstempel: 18. 8. 1944).

141 A. a. O., Gauleitung Wien, Gaupersonalamt an das Ehren- und Disziplinargericht der Deutschen Arbeitsfront, 30. 8. 1944.

142 BArch-ZwArch, Z/C 16994, ORA an RJM, 12. 4. 1944.

143 Zur Problematik der Funk- und Fallschirmagenten vgl. Hans Schafranek, Im Hinterland des Feindes. Sowjetische Fallschirmagenten im Deutschen Reich 1942–1944, in: *Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes*, 1996, S. 10–40.

144 BArch-ZwArch, Z/C 16994, ORA an RMJ, 27. 1. 1945; Aktennotiz nach Vortrag bei RMJ Thierack, 16. 2. 1945; Erlaß Thierack vom 26. 2. 1945; VGH 4620, Vollstreckungsband, RMJ an ORA, 9. 3. 1945.

Die „Fremdarbeiter"-Linie

Im folgenden soll ein Aspekt kommunistischer Widerstandstätigkeit beleuchtet werden, der gleichfalls mit dem Verrat hochrangiger, in der heroisierenden KP-Geschichtsschreibung als „Unpersonen" gleichsam wegretuschierter Parteikader belastet und in diesem Kontext erst durch die bereits erwähnten Erinnerungen von Josef Meisel[145] der Vergessenheit entrissen worden ist.

Im Oktober 1942 begann die in Paris installierte operative Untergrundleitung der KPÖ (Othmar Strobl, Franz Marek, Julius Günser) ihre Devise „Das Gesicht der Heimat zu!" in die Praxis umzusetzen, indem sie die Transferierung kommunistischer Kader aus dem belgischen, vor allem aber dem französischen Untergrund nach Österreich vorbereitete. Nachdem der „Einbau" von österreichischen, als Elsässer getarnten KP-Emigranten in deutsche Dienststellen der Besatzungsmacht anfänglich ohne allzu große Schwierigkeiten geglückt war, griff man auch bei der geplanten Verlegung der zur illegalen Arbeit in Österreich bestimmten Funktionäre, die zum Teil schon im Rahmen der *Travail allemand* bzw. *Travail anti-allemand* (TA), also der gegen die deutsche Besatzungsmacht gerichteten Arbeit tätig gewesen waren, auf diese Methode zurück, um die nationale Herkunft der betreffenden Personen zu verschleiern und zugleich eine plausible Erklärung für die deutschen Sprachkenntnisse zu finden. Die Vorbereitung dieser Aktion stand unter dem Patronat leitender Gremien der PCF, die auch die gefälschten Ausweispapiere für die in Frage kommenden „elsässischen Fremdarbeiter" besorgte. In einer KP-orientierten Darstellung heißt es dazu: „Österreicher und Österreicherinnen, die sich als Franzosen tarnten, schmuggelten sich in Transporte von Franzosen, die von den Deutschen zur Zwangsarbeit im Reich zusammengestellt wurden."[146]. Diese abenteuerliche Version ist faktisch schlicht falsch, politisch (aus ziemlich durchsichtigen Gründen) irreführend und – im Hinblick auf die Zielsetzungen und Perspektiven der getarnten „Fremdarbeiter" – auch vollkommen unlogisch. Offensichtlich sollte mit einer solchen Interpretation die patriotischen Gemütern unangenehme Tatsache kaschiert werden, daß französische Arbeitskräfte eben nicht nur zur Zwangsarbeit gepreßt und nach Deutschland deportiert wurden – Tausende „unpolitische" oder kollaborationswillige Franzosen meldeten sich freiwillig zum Arbeitseinsatz im Deutschen Reich. Die Besatzungstruppen rührten dafür eifrig die Propagandatrommel, und die Werbebüros schossen wie die Pilze aus dem Boden. Es war deshalb für die kleinen Gruppen, die wir hier untersuchen, keineswegs notwendig, sich in irgendwelche Transporte von Zwangsarbeitern zu „schmuggeln", was auch deshalb wenig zielführend gewesen wäre, weil sich die zahllosen zwangsrekrutierten Arbeiter ihren Bestimmungsort natürlich nicht selbst aussuchen konnten. Um möglichst effizient operieren zu können, war jedoch eine solche Lokalisierung der illegalen Parteikader in verschiedenen Standorten bereits vor ihrer Abreise festgelegt worden.

145 Der Verfasser führte darüber hinaus fünfzehn lebensgeschichtliche Interviews mit Josef Meisel durch. Der Teil 13 (Transkript S. 1–46) in dieser Interviewserie ist großenteils den Themen „Verrat" und „Unpersonen" in der KPÖ 1943/44 gewidmet.

146 Hermann Mitteräcker, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 99.

Lebensgefährliche Schwierigkeiten waren jedoch bei jenen für die Transferierung nach Österreich vorgesehenen KP-Funktionären zu befürchten, die in Erwartung der gängigen NS-Vorstellungen „allzu jüdisch" aussahen oder beschnitten waren, da die Fremdarbeiter zwecks Feststellung etwaiger Geschlechtskrankheiten eine ärztliche Untersuchung über sich ergehen lassen mußten. Für sie kam aufgrund dieser Überlegungen ein Transport entweder überhaupt nicht in Frage oder jedenfalls nicht über die „Fremdarbeiter"-Linie, sondern nur über andere illegale Einreisemodalitäten.[147] Unter den zirka vierzig österreichischen KP-Emigranten, die zwischen Ende 1942 und Anfang 1944 (die meisten davon im Frühjahr 1943) unter falscher Identität als „Fremdarbeiter" aus Frankreich nach Österreich einreisten, befanden sich etwa ein Dutzend Spanienkämpfer sowie drei Funktionäre, die im Spanienapparat während des Bürgerkrieges eine wichtige Rolle gespielt hatten (Franz Storkan, Antonia Lehr und Gerti Schindel).

Der Ausgangspunkt des ganzen Unternehmens demonstriert, welch illusionäre Fehleinschätzungen die Pläne und Handlungen dieser Menschen diktierten. Seit der Jahreswende 1942/43 und besonders mit der deutschen Niederlage in Stalingrad festigte sich ihre Überzeugung, daß der Zusammenbruch des Nationalsozialismus unmittelbar bevorstehe. Ihre allgemeine Aufgabe sahen sie darin, bis zu diesem vermeintlich nahen Zeitpunkt ein neues Organisationsnetz zu knüpfen, um im Falle des Sturzes der Naziherrschaft als politischer Faktor in Erscheinung treten zu können. Konkret ging es zunächst darum, die politische Atmosphäre vor Ort zu sondieren, Kontakte mit ausländischen Arbeitern und früheren Genossen herzustellen, Widerstandszellen aufzubauen und einen zentralen Literaturapparat zu errichten.

Als erste Aktivisten wurden im November 1942 der Spanienkämpfer Walter Greif und Gottfried Kubasta, ein ehemaliger Redakteur der „Roten Fahne" und KPÖ-Bezirkssekretär von Floridsdorf, ins Land geschickt,[148] denen im Februar und März 1943 Ludwig (Luigi) Beer, Josef Meisel, Mara Gincburg, Anfang August Julius Günser und andere als „französische Zivilarbeiter" folgten.[149] Die vier zuletzt genannten Kader hatten Kampferfahrungen aus Spanien und bildeten den führenden Kern, allerdings nicht im Sinne einer streng formalisierten Organisationsstruktur, so daß auch der von Radomir Luža verwendete Terminus „Wiener Leitung der KPÖ"[150] – in personell teils anderer Zusammensetzung – eher problematisch anmutet.

Die erste Panne trat unmittelbar nach Beers Ankunft ein und umriß beispielhaft die jederzeit zu gewärtigenden Schwierigkeiten und die permanente nervliche Belastung, denen diese Gruppe ausgesetzt war. Beer erkannte auf dem Arbeitsamt einen ehemaligen Gefängniswärter aus dem Landesgericht II – er war schon als 16jähriger im Juni

147 Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 105.

148 DÖW, Akte 8476, Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 1 vom 1.–2. 9. 1943; Tagesbericht Gestapo Wien, Nr. 4 vom 10.–13. 9. 1943.

149 DÖW, Akte 24, Manuskript Susanne Wantochs über Ludwig Beer, Lebensgeschichte und Aufbau einer illegalen Organisation; Akte 8475, Tagesbericht der Gestapo Wien, Nr. 9 vom 27. 8.-31. 8. 1943; Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 105 und S. 129 f.; Interview mit Josef Meisel, Teil 12, Transkript S. 20–22, und Teil 13, S. 8.

150 Radomir Luža, a. a. O. (siehe Anm. 2), S. 164. – Noch irreführender ist die von Hermann Mitteräcker, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 99, gewählte Bezeichnung: „die vierte zentrale Leitung der kommunistischen Widerstandsorganisationen".

1935 erstmalig festgenommen worden und hatte in den folgenden Jahren längere Haftzeiten verbüßt –,[151] geriet in Panik, flüchtete und „illegalisierte" sich. Diese „Illegalisierung" bestand darin, daß er bei seiner Tante Zuflucht suchte, wo er sich erstaunlicherweise bis zum 24. August 1943 halten konnte,[152] in seiner Bewegungsfreiheit jedoch naturgemäß sehr eingeschränkt war. Als nächste Enttäuschung erwies sich die strikte Weigerung etlicher „alter" Parteigenossen, die Neuankömmlinge zu unterstützen. Martin Turner zum Beispiel lehnte mit der Begründung ab, „daß die zentralen Funktionäre sich nach ihrer Verhaftung alle als Verräter erwiesen hätten".[153] Lag darin auch eine starke Übertreibung, so konnte doch eines nicht von der Hand gewiesen werden: Über den vom Auslandsapparat in früheren Jahren initiierten organisatorischen Wiederbelebungsversuchen schwebte in der Regel noch stärker der Schatten der Gestapo als bei den autochthonen Organisationsansätzen.

Trotz dieser Aura des Mißtrauens und der bald um sich greifenden Erkenntnis, daß die Hoffnung auf einen baldigen Sturz des NS-Regimes trügerisch gewesen war, konnten einige der angepeilten Teilziele realisiert werden. Durch den im Frühjahr 1943 aufgebauten Literaturapparat, an dessen Entstehung Mara Gincburg einen nicht unbedeutenden Anteil hatte, brachten die Parteiaktivisten etwa 3600 Exemplare von dreizehn in Wien hergestellten Druckschriften in Umlauf.[154] Zur Erfolgsbilanz zählte zweifellos auch das Eindringen in die zwei wichtigsten Großbetriebe, nämlich die Floridsdorfer Lokomotivfabrik (zirka 30000 Beschäftigte) und die Linzer Hermann-Göring-Werke. Teils stützten sich diese Aktivitäten auf alte oder neugewonnene Parteiverbindungen,[155] teils avancierten die getarnten „Fremdarbeiter" selbst zu Funktionsträgern an „neuralgischen" Punkten. Hier verdient besonders Antonia Lehr („Anette Lutterbach") hervorgehoben zu werden, die, seit August 1943 in Wien, als Dolmetscherin im Ausländerlager der Floridsdorfer Lokomotivfabrik fungierte, was ihr die Möglichkeit verschaffte, relativ enge Verbindungen zu ausländischen Arbeitern zu knüpfen und die Organisierung von Betriebszellen in Angriff zu nehmen. Ihr Lebensgefährte Franz Storkan, mit dem sie auf einem Handabziehapparat Flugblätter herstellte, baute eine kleine

151 DÖW, Akte 24, Manuskript Wantoch, S. 23; Akte E 19711, Dossier Ludwig Beer (enthält u. a. diverse Dokumente über Beers politische Verfolgung in den Jahren 1935 bis 1937).

152 DÖW, Akte 8475, Tagesbericht der Gestapo Wien, Nr. 9 vom 27.–31. 8. 1943.

153 Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 107. – Über einige vergebliche Versuche einer Kontaktanbahnung berichtete Meisel auch im Interview, Teil 12, Transkript, S. 16–19 und S. 32.

154 Durch die Anklageschrift des ORA beim VGH gegen Alfred Polak, Hubert Gsur, Alois Brtna, Alois und Johanna Battig wegen Vorbereitung zum Hochverrat, 26. 8. 1944 (DÖW, Akte 310), sind wir über die Tätigkeiten des Literaturapparates recht genau informiert. Im Auftrag Mara Gincburgs stellte Hubert Gsur folgende illegale Materialien her: 400 Stück der Flugschrift „Stalingrad – Tunesien" (Mitte Mai 1943), 100 Stück Aufruf an die französischen Zivilarbeiter in französischer Sprache (Juni 1943), 100 Stück „An die österreichischen Soldaten an der Ostfront" (Juni 1943), 350 Stück Aufruf an die französischen Zivilarbeiter (Juli 1943), 400 Stück „Frauen, verkürzt den Krieg, ihr könnt es!" (Juli 1943), 800 Stück „Österreichischer Werktätiger!" (Juni 1943), 40 Stück „Pressedienst I" – Aufruf aus Anlaß der Auflösung der Komintern (Juni 1943), 50 Stück „An die französischen Arbeiter der Wiener Lokfabrik!" (Juli 1943), 150 Stück „Aufruf an die Arbeiter und Angestellten der Wr. Lokfabrik" (Juli 1943), 400 Stück „Zwei Jahre Krieg gegen die SU" (Juli 1943), 400 Stück „An die Männer und Frauen Österreichs" (August 1943), 400 Stück „Bomben über Wiener Neustadt" (August 1943), 50 Stück „Das Signal" (August 1943).

155 Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 106.

Gruppe in Schwechat auf.[156] Als Kuriere betätigten sich u. a. Mara Gincburg und Anna Peczenig, die während des Spanischen Bürgerkrieges im internationalen Sanitätsdienst als Krankenschwestern gewirkt hatten.

Am 17. Mai 1943 erlitt die Gruppe mit der Verhaftung Josef Meisels, der bis dahin in gewisser Weise als Primus inter pares gegolten hatte, den ersten schweren Schlag. Zwar wurde die Festnahme durch einen unglücklichen Zufall ausgelöst, doch verwies der allgemeinere Hintergrund, die mangelhafte Bereitstellung und Ausweichmöglichkeit in illegale Quartiere, auf ein Defizit, an dem die ganze „Fremdarbeiter"-Gruppe seit den Anfängen ihres Wiener Aufenthaltes krankte.

Meisel hielt den Folterungen am Morzinplatz stand.[157] Trotz wochenlanger Mißhandlungen befand er sich insofern in einer relativ „leichteren" psychischen Situation, als die Gestapo entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten ihn – und damit seine Verbindungsleute – nicht observiert, sondern bei der ersten Gelegenheit, seiner habhaft zu werden, zugegriffen hatte. Deshalb konnte er fast nur mit den haarsträubenden Beschuldigungen Fritz Schwagers, mit dem er drei Wochen eine Zelle teilte, konfrontiert werden. An die phantasievollen Protokolle dieses neugewonnenen Gestapokonfidenten, der es nach 1945 in der SBZ und später in der DDR zu Amt und Würden brachte, glaubten in diesem Fall selbst seine Auftraggeber nicht so recht.[158] In der letzten Augustwoche 1943 hob die Gestapo einen Großteil der leitenden Kader des „Fremdarbeiter"-Netzes aus. Neben Ludwig Beer (24. August), Julius Günser, Mara Gincburg alias „Germaine Roland" (26. August), Walter Greif (28. August) und Gottfried Kubasta alias „Ernst Paul Clement" (10. September) verhaftete sie in diesen Tagen die Quartiergeber, die Verbindungsleute zum Literaturapparat und eine Reihe von Betriebszellenfunktionären der Wiener Lokomotivfabrik und der Watt-Glühbirnen-AG.[159] Bemerkenswerterweise war schon im Gestapotagesrapport vom 27. August bis 31. August von „einzelne[n] nachrichtendienstliche[n] Mitteilungen" die Rede. Aus diesen Mitteilungen und dem Inhalt beschlagnahmter Flugschriften schloß die Gestapo auf die Existenz einer neuen Wiener Leitung. Ferner hieß es im selben Bericht: „Umfangreiche Ermittlungen, Beobachtungen und der Einsatz neuer Gewährsmänner haben nunmehr zur

156 Inge Brauneis, a. a. O. (siehe Anm. 93), S. 122 f.; Interview mit Antonia Lehr, Teil 4.

157 Über die Art der Verhörmethoden vgl. Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 112 ff. – Diese Mißhandlungen kamen durch den Prozeß gegen Johann Sanitzer am 13. 1. 1949 zur Sprache. Während der Hauptverhandlung sagte der Feuerwehrmann Johann Pollak, der im Mai 1943 von Dachau nach Wien zurücktransportiert wurde und in der Folge als „Fazi" (Hausarbeiter) im Gefängnis auf der Rossauerlände viele politische Häftlinge kennenlernte, u. a. aus: „Während ich als Hausarbeiter beschäftigt war, wurde eine Gruppe von Häftlingen aus Frankreich eingeliefert, und zwar Greif, Meisel, Beer, Frau Günzburg [sic] und Günser. Sie kamen immer baden, ich hatte auch im Gang und in der Aufnahme zu tun und konnte mit den Leuten sprechen. Unter den Häftlingen waren die Namen Sanitzer und Hitzler ein Begriff. Manchmal hieß es, Handtuch und Seife mitnehmen. Die Häftlinge wurden dann weggeführt, wenn sie zurückkamen, konnten sie infolge der Misshandlungen nicht mehr gehen, und ich musste sie in den 4. Stock hinauftragen. So habe ich auch Meisel, den einzigen Überlebenden aus der Gruppe der Häftlinge aus Frankreich, hinaufgetragen" (Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945, Bd. 2, a. a. O., S. 127).

158 Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 121 f. und S. 125 ff.

159 Siehe Anm. 148 und Anm. 152.

Feststellung des engeren Funktionärskreises und einer Reihe von Verbindungsmännern zu Wiener Großbetrieben geführt."[160]

Wer sich außerhalb der Organisation als Denunziant betätigte, konnte nicht eruiert werden. Hingegen schälte sich nach einigen Wochen, als die meisten Inhaftierten von der Gestapozentrale ins Polizeigefängnis auf der Elisabethpromenade überstellt wurden, immer deutlicher heraus, daß ein Mann, von dem man es am allerwenigsten erwartet hatte, bei den ersten Verhören vollständig zusammengebrochen war, sämtliche Verbindungen preisgab und seine Mitgefangenen aufs schwerste belastete. Julius Günser brachte selbst Details ans Tageslicht, von denen die Folterknechte im Hotel „Metropol" zuvor nicht die geringste Ahnung gehabt hatten, z. B. Pariser Verbindungen (Rosl Funk, Porreaux) mit einer Widerstandsgruppe in der Wiener Feuerwehr, die nur ihm, Othmar Strobl und – zu einem kleinen Teil – Josef Meisel bekannt waren, der nun neuerliche Torturen erleiden mußte, da er die Gestapobeamten wochenlang in die Irre geführt hatte, wofür sie sich nun rächten.

Durch die Aussagen von Günser, Sally Grynvogel („Robert") und Ullmann („Alter") wurde fast die gesamte organisatorische Vernetzung der im besetzten Frankreich tätigen Widerstandsgruppen der KPD und der KPÖ aufgedeckt. Dies veranschaulicht sehr deutlich ein vom Befehlshaber der Sicherheitspolizei (BdS) in Paris erstelltes Organisationsschema, worin explizit auf die drei genannten Personen als Quelle hingewiesen wird.[161]

An Günsers Aussagen zerbrach das Kollektiv. Die Gründe waren vielfältig und können hier nur in groben Strichen angedeutet werden. Der faktische Gehalt der vorliegenden Geständnisse reduzierte die Manövrierfähigkeit der übrigen Gefangenen auf ein Minimum oder machte sie überhaupt gänzlich zunichte. Die ausgeklügelten Foltermethoden zermürbten den Widerstandsgeist von weniger robusten Naturen. Aber es war nicht bloß die harte Konfrontation mit dem Feind, die der individuellen Widerstandsfähigkeit Grenzen setzte. Demoralisierender noch als der größte physische und psychische Druck, dem die Inhaftierten unterworfen wurden, wirkte die innere Auflösung der Kollektivstrukturen. An ihrer Zersetzung konnte abgelesen werden, daß „die Partei" in Extremsituationen sich für viele Mitglieder nicht als mythische, abstrakte, ferne Instanz verkörperte, sondern von einem Geflecht persönlicher Beziehungen lebte, von einer Vertrauensbasis, von Erinnerungen an eine gemeinsame Vergangenheit und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. Und nirgends wird die systematische Zerstörung dieser kollektiven Fäden so deutlich wie am Fall Günser.

Günser unterschied sich in manchem von KP-Mitgliedern, die gleichfalls dem Druck des faschistischen Terrors erlagen und denen eine ähnliche Funktion zugedacht wurde. Er war weder ein Apparatschik wie Zwifelhofer noch ein relativ wenig bekannter Jugendfunktionär wie Kurt Koppel. Günser war von ganz anderem Format. Er besaß Charisma, war ehedem ein Idol der kommunistischen Jugendbewegung, ein Mann, zu dem man aufblickte, den man verehrte und bewunderte. Der 1909 geborene Sohn eines

160 Siehe Anm. 152.

161 BArch-ZwArch, Z/C 15192, Bd. 2, ORA beim VGH, Strafsache gegen Irene Wosikowski, Beilage: Organisationsschema BdS-Paris (Darstellung aufgrund der Angaben von Günser, Ullmann und Grynvogel).

kleinen jüdischen Bäckers und Kaffeehausbesitzers in der Leopoldstadt war schon im Wiener Bildungsausschuß der Sozialistischen Arbeiterjugend durch seine Intelligenz und Belesenheit aufgefallen, bevor er 1931 mit einem Teil der Leopoldstädter SAJ zum Kommunistischen Jugendverband übertrat. Von der Universität relegiert, verkörperte der gebildete Marxist nichts weniger als den Typus eines introvertierten Schreibstubengelehrten. Günser scheute keine Konfrontation mit Polizei, Heimwehr oder Nationalsozialisten, er suchte sie geradezu. Eine besonders militante und aktivistische KJV-Gruppe (zu ihr gehörten u. a. Franz Hrejsemnou, Paul Meisel, Horšicka und Delian), die sich bei zahlreichen gewalttätigen Auseinandersetzungen mit politischem Hintergrund hervortat, stand unter seiner Führung. Als am 1. Mai 1933 erstmalig der traditionelle Maiaufmarsch verboten wurde, als Stacheldrahtverhaue, spanische Reiter, Maschinengewehre und ein riesiges Polizeiaufgebot die Wiener Ringstraße säumten, unternahm eine von Günser gebildete Aktionsgruppe im Auftrag der Wiener Stadtleitung eine wagemutige Aktion, indem sie, um die Ausfahrt der Straßenbahnen zu verhindern, die Weichen mit Zement ausgoß.[162] Auch das Verbot der KPÖ (26. Mai 1933) bremste nicht den aktivistischen Drang des militanten Intellektuellen. Ende 1934 bröckelten sowohl bei den Revolutionären Sozialisten als auch in der KPÖ die Hoffnungen auf eine „kurze Perspektive" (d. h. auf einen baldigen Zusammenbruch oder Sturz der „austrofaschistischen" Diktatur) ab, und damit verebbte auch die Welle von Akten des sogenannten „individuellen Terrors" gegen Einrichtungen des verhaßten Diktaturregimes. Lediglich eine Gruppe um Franz Szydzina setzte diese Aktionen, hauptsächlich Sprengstoffanschläge, bis Mitte 1935 fort – u. a. sprengte sie ein Wachzimmer im 20. Bezirk in die Luft.

Szydzina und Johann Berger verübten in der Haft Selbstmord (nach der offiziellen Version, die wohl angezweifelt werden darf), während Günser am 30. August 1935 aus dem Gefängnis flüchtete. Nach einjähriger politischer Tätigkeit in Prag (u. a. als Redakteur der „Proletarierjugend" und Mitarbeiter der „Roten Fahne") emigrierte er im November 1936 in die UdSSR, wo der 27jährige eine Lektorenstelle an der Internationalen Leninschule in Moskau erhielt.[163] Bei dieser Gelegenheit freundete er sich mit Othmar Strobl an. Am 1. Mai 1938 traf Günser (Deckname: „Martin Flohr") in Spanien ein,[164] diente als Leutnant im Bataillon „12. Februar" der XI. Internationalen Brigade und kam nach einer schweren Verwundung ins Brigadespital Mataró.[165] Hier lernte er seine große Liebe kennen, die lettische Kommunistin Mara Gincburg. Auch sie hatte damals bereits eine bewegte politische Vergangenheit – im illegalen Kommunistischen Jugendverband – hinter sich, hatte aus ihrem Heimatland flüchten müssen und arbeitete in Spanien während des Bürgerkrieges als Krankenschwester. Günser verließ Spanien nicht auf der „regulären" Route der Interbrigadisten, die geradewegs in die französischen Internierungslager führte; mit siebzehn anderen österreichischen

162 Interview mit Josef Meisel, Teil 13, Transkript S. 5–35.

163 DÖW, Akte 6569 (Div. Dokumente betr. die „Terrorgruppe" um Franz Szydzina, Leopold Frankl, Friedrich Fabian, Julius Günser und andere); RGA, 495/187/3013, Kaderakte Julius Günser.

164 Laut einer Spitalsliste des Hospitals Mataró. DÖW, Akte E 19711, Dossier Julius Günser.

165 Dossier Julius Günser, „Relación de hospitalizados extranjeros en la clinica militar internacional numero 7 (Mataró)", 19. 10. 1938.

Spanienkämpfern wurde er im Rahmen des „Kaderschutzes" über die Pyrenäen illegal nach Frankreich geschleust und entging so vorerst dem entwürdigenden Dasein, das zirka 450 österreichische Interbrigadisten seit dem Februar 1939 in den Lagern fristeten. Später in Frankreich interniert, gelang ihm 1940 die Flucht aus dem Lager St. Cyprien. In der Folge gehörte er im besetzten Frankreich der illegalen Parteileitung an und organisierte mit Strobl gemeinsam die illegale Arbeit. Er war an der Herstellung des „Soldaten im Westen", der „Roten Fahne" und anderer Materialien beteiligt.[166]

Und dieser Mann, um den sich schon zu Lebzeiten Legenden rankten, dem man bedingungslos vertraute, dessen überragende Ausstrahlungskraft alle möglichen Schwächen überdeckte, dieser „harte bolschewistische Kader", der intellektuelle Brillanz, militantes Draufgängertum und persönlichen Charme in sich vereinte, entpuppte sich nun – im August 1943 – als Schwächling, der bei der ersten Ohrfeige umfiel, als Verräter, der seine Genossen preisgab und die Gestapo auf neue Fährten lenkte, als Kollaborateur, der seinen Kampfgefährten bei Gegenüberstellungen mit „überzeugenden Argumenten" klarzumachen versuchte, daß alles, was sie bisher gemacht hatten, sinnlos gewesen sei und die einzige Chance darin bestünde, mit dem Todfeind zu kooperieren.

Bei einer Reihe von Günsers ehemaligen Mitarbeitern verfehlte diese Methode der Demoralisierung nicht ihre Wirkung, etwa bei Ludwig Beer, der nach schweren Folterungen Günser gegenübergestellt wurde und erst danach zusammenbrach. Er gab eine einzige Verbindung preis. Aber dadurch wurde ein Wehrmachtsangehöriger, der sich schon an der Ostfront befand, zurückgeholt und verhaftet.[167] Von Schuldgefühlen gequält, wollte Beer seinem Leben im Dezember 1943 ein Ende setzen.

An dieser Stelle ist vielleicht ein kurzer Einschub erforderlich. Obwohl die Mitglieder der hier behandelten Gruppe nicht nur am Morzinplatz, sondern später auch auf der Elisabethpromenade in Einzelhaft gehalten wurden, keine Besuche erhalten durften und auch sonst einer weitgehenden Isolierung unterworfen waren, entwickelte sich unter ihnen dennoch ein gut funktionierendes, bis zuletzt intakt bleibendes Kommunikationssystem. Dazu gehörte in erster Linie das „Klopfalphabet" (von Zelle zu Zelle), das von einigen allerdings erst mehr oder minder mühsam erlernt werden mußte. Eine weitere Form der Kontaktaufnahme konnte hergestellt werden, indem man das Wasser von den Klosetts ausschöpfte. Kurze Mitteilungen konnten gelegentlich über „Fazis" (Hausarbeiter) überbracht werden. Solche Möglichkeiten – und zum Teil sogar der Austausch von Kassibern – ergaben sich auch, wenn die Gefangenen einmal wöchentlich zur Dusche geführt wurden. Vorteilhaft erwies sich auch der Umstand, daß aufgrund des Personalmangels nicht nur hartgesottene SS-Leute den Wachdienst versahen, sondern auch alte, reaktivierte Justizwachebeamte, teils sozialdemokratischer Herkunft, die sich in der Regel gegenüber den politischen Gefangenen humaner benahmen und in Ausnahmefällen auch wichtige Mitteilungen überbrachten.

166 Interview mit Josef Meisel, Teil 13, Transkript S. 13; Hans Landauer, Weg und Blutzoll der österreichischen Spanienkämpfer in den Jahren 1939–1945, in: *Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes*, 1988, S. 149, Anm. 3; Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 130; DÖW, Akte 2616.

167 Interview mit Josef Meisel, Teil 13, Transkript S. 11.

Einer Kombination dieser Kommunikationsmöglichkeiten, die durch eine Vielzahl ähnlicher Schilderungen ergänzt werden könnten,[168] verdankte Ludwig Beer zunächst sein Leben. Durch das schon erwähnte „Klopfsystem" erfuhr Josef Meisel von Mara Gincburg, daß Beer in seiner Zelle eine Rasierklinge hatte, mit der er sich die Pulsadern öffnen wollte. Meisel zog nun bei der ersten sich bietenden Gelegenheit einen Wachebeamten ins Vertrauen, der die gegenüberliegende Zelle durchsuchte, die Rasierklinge tatsächlich fand und verschwinden ließ, ohne Meldung zu erstatten. Auch ein Kassiber ging an Beers Adresse, der ihn beruhigen sollte. Obwohl man ihn also keineswegs als „Verräter" betrachtete, konnte er seine beim Verhör gezeigte Schwäche nicht verwinden. Zusammen mit Gustav Teply und Gottfried Kubasta im Februar 1944 nach Dachau überstellt, schwebte er wie seine beiden Gefährten in höchster Lebensgefahr (alle drei sollten im KZ „liquidiert" werden), so daß die illegale Parteiorganisation einen Fluchtplan ausarbeitete. Alle drei hatten sich durch Aussagen mehr oder weniger kompromittiert, und allen dreien fehlte infolge ihres früheren Verhaltens die moralische Kraft, die Flucht zu wagen. Keiner überlebte das KZ Dachau.[169]

Daß kommunistische Widerstandskämpfer eher den physischen Quälereien der Gestapo widerstanden als den Demoralisierungsversuchen ihrer früheren Genossen, manifestierte sich in den entsprechenden Mechanismen nicht nur bei Julius Günser – er war für diese Rolle kraft seiner „heroischen" Vergangenheit bloß besonders prädestiniert. Ähnlich gingen Fritz Schwager und Karl Zwifelhofer ans Werk, worauf im vorigen Abschnitt bereits hingewiesen wurde.

Als Beispiel für jenes bemerkenswerte Phänomen soll hier der Fall Franz Maresch geschildert werden. Der äußerst robuste Gießer, ein „Bär" von Statur und Widerstandsfähigkeit, war beauftragt worden, illegale Quartiere und Lebensmittelmarken zu beschaffen, was er an eine Genossin delegierte, der er unvorsichtigerweise erzählte, daß sich Josef Meisel in Wien aufhielt. Dieser berichtet darüber: „Als sie in die Wohnung Mitzi Grassingers kam, saß dort schon die Gestapo. Sie wurde verhaftet, war offenbar schweren Foltern ausgesetzt und gestand dann, daß der Maresch sie beauftragt hatte, Verbindung aufzunehmen. Unter anderem hat sie auch gestanden, daß ich hier sei. Daraufhin haben sie Maresch verhaftet [...]."[170] Über Maresch versuchte die Gestapo dann den Aufenthaltsort Meisels zu eruieren. Der widerstandsfähige Arbeiter hielt grausamen Quälereien stand. Als die Gestapo damit keinerlei Erfolg erzielte, folterte sie vor seinen Augen Frau und Tochter – dem 16jährigen Mädchen wurden u. a. brennende Zigaretten an der Brust ausgedrückt. Maresch verharrte dennoch in Schweigen. Nachdem all dies nichts gefruchtet hatte, setzte man ihm Fritz Schwager in die Zelle, der solange auf ihn einredete, bis Maresch den geplanten Treff mit Meisel bekanntgab. Es blieb bei diesem einmaligen „Umfaller" – Josef Meisel zufolge verhielt er sich danach sehr standhaft und solidarisch –, doch blieb Maresch, der die NS-Herrschaft überlebte, bis zu seinem Lebensende ein gebrochener Mensch.[171]

168 Ausführlich geschildert im Interview mit Josef Meisel (Teil 13) sowie bei Margarete Schütte-Lihotzky, a. a. O. (siehe Anm. 85), S. 101–104.

169 Vgl. Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 131.

170 A. a. O., S. 111.

171 Interview mit Josef Meisel, Teil 12, Transkript S. 42–47.

Allerdings sind auch Fälle überliefert, bei denen das Konzept der Gestaposchergen und ihrer Kollaborateure nicht aufging. Als bemerkenswertestes Beispiel darf in diesem Zusammenhang Mara Gincburgs Verhalten nicht unerwähnt bleiben. Für sie brach nicht nur das Kollektiv zusammen, sie sah sich zusätzlich dem persönlichen Schock ausgesetzt, daß der Mann, den sie geliebt hatte, ununterbrochen „spie" und zum „Schwein" geworden war, wie sie ihren Mitgefangenen signalisierte. Maras Gegenüberstellung mit Günser verlief dramatisch: seine „Bemühungen", sie im Beisein der Gestapo zur Mitarbeit und einem Geständnis zu bewegen, quittierte die moralisch ungebrochene Widerstandskämpferin, indem sie Günser das Gesicht zerkratzte und anspuckte.[172]

Durch Günser wurde im November 1943 auch ein Teil des TA-Netzes in Frankreich aufgerollt. Es kam zu „Riesenverhaftungen",[173] die einen Teil der „Mädelarbeit" (d. h. der individuellen antimilitaristischen Agitation von deutschen und österreichischen Widerstandskämpferinnen gegenüber deutschen Soldaten, mit denen sie vornehmlich in Cafés Kontakte aufnahmen) lahmlegten und auch die meisten „Inter" (interregionale Instruktoren) sowie eine Reihe von „Eingebauten" (d. h. Antifaschisten, denen es mit Hilfe falscher Papiere gelungen war, eine Beschäftigung in Dienststellen der deutschen Besatzungsmacht zu erhalten) erfaßten. Ob der von der Gestapo gefaßte Plan, Günser nach Frankreich mitzunehmen, um seine Hilfe auch vor Ort in Anspruch zu nehmen, realisiert wurde, konnte bislang nicht geklärt werden. Jedenfalls verlegte sie einen Schwerpunkt ihrer Fahndung nach Lyon und Paris. Im Juni 1944 wurde ein Team von Verhör- und Folterspezialisten – u. a. Eduard Toucek, Müller, Schmiedl, Höfler – zusammengestellt und nach Frankreich entsandt, um der restlichen österreichischen Leitungsmitglieder in der französischen Widerstandsbewegung habhaft zu werden.[174]

Über das auslösende Moment dieser neuerlichen Verhaftungswelle berichtet Franz Marek in seinen unveröffentlichten Erinnerungen: „Schwieriger fällt die Antwort auf die Frage, ob ich die Opfer verantworten kann, die meine Weisungen direkt bewirkten. Zu einer Kette von Verhaftungen kam es z. B. im Juni 1944 – sie erreichte mich im August –, weil ich für den Boten aus Lyon eine Stelle vor einem Haus angegeben hatte, in dem eine Französin wohnte, die uns einst ihre Wohnung zur Verfügung gestellt hatte. Ich konnte nicht wissen, daß die Wohnung gerade in dieser Woche von einem unserer Sympathisanten der Gestapo angegeben worden war."[175]

Der „Bote" – Paula Draxler, die Krankenschwester in Spanien gewesen war – lief der bereits wartenden Gestapo direkt in die Hände. Schwer mißhandelt, setzte sie ihrem Leben selbst ein Ende, indem sie sich – einen Augenblick unbewacht – aus dem vierten Stock der Lyoner Gestapozentrale am Place Bellecour stürzte. Diese Adresse war für Tausende Franzosen der Inbegriff des Naziterrors – bekanntlich residierte hier der

172 Interview mit Josef Meisel, Teil 13, Transkript S. 10 f. und S. 33; Josef Meisel, a. a. O. (siehe Anm. 59), S. 132.

173 Franz Marek, Erinnerungen (Manuskript), o. J., S. 53.

174 Vgl. Ernst Schwager, Die österreichische Emigration in Frankreich 1938–1945, Wien, Köln und Graz 1984, S. 112; Österreicher im Exil. Frankreich 1938–1945. Eine Dokumentation, Wien 1984, S. 207 ff.

175 Marek, Erinnerungen, a. a. O., S. 56.

Massenmörder und Chef der Lyoner Gestapo, Klaus Barbie.[176] Paula Draxler hatte sich zuvor die Adresse ihres Mannes, Leopold H., abpressen lassen. Dieser aus Linz stammende Funktionär, ein Absolvent der Leninschule, war 1937 zum Vertreter der KPÖ beim Zentralkomitee der PCF nominiert worden. Von linientreuen KPÖ-Funktionären wie Antistalinisten in seltener Einmütigkeit als völlig unfähiger Bürokrat und Apparatschik etikettiert,[177] ließ Leopold H. ein Übermaß an konspirativer Sorglosigkeit erkennen, das ihm trotz seines schlechten Rufes doch niemand zutrauen mochte. Er hatte eine Liste angefertigt und in seiner Wohnung aufbewahrt, die sämtliche Namen und Adressen der nach Österreich entsandten „Fremdarbeiter" enthielt. Dadurch konnte die Gestapo im Juli 1944 zum zweiten großen Schlag ausholen – Julius Günser waren nicht alle Verbindungen bekannt, und etliche Widerstandskämpfer hatten Frankreich erst nach der Zerschlagung der embryonalen Leitung in Wien verlassen. Die Koordination zwischen den Lyoner, Pariser und Wiener Polizeiapparaten klappte wie am Schnürchen, und dementsprechend sahen die Resultate aus: zwischen dem 4. und dem 11. Juli 1944 faßte die Gestapo alle übriggebliebenen und neuen Aktivisten der „Fremdarbeiter"-Linie, darunter die Spanienkämpfer bzw. Mitarbeiter im Spanienapparat René Hajek, Gerti Schindel, Antonia Lehr, Franz Storkan, Anna Peczenig, Lisa Gavric, Josef Gradl, Hans Bily und Walter Heider.[178]

176 Zu Barbies Tätigkeit in Lyon siehe Tom Bower, Klaus Barbie. Lyon, Augsburg, La Paz – Karriere eines Gestapo-Chefs, Berlin 1984, S. 43–125, sowie Horst J. Andel, Kollaboration und Résistance. „Der Fall Barbie", München und Berlin 1987, S. 42–104.

177 Interview mit Gerti Schindel, Teil 4, Transkript S. 30 ff.; Interview mit Josef Meisel, Teil 12, Transkript S. 34–39.

178 Interview mit Hans Bily, Teil 4; Interview mit Gerti Schindel, Teil 4; Inge Brauneis, a. a. O. (siehe Anm. 93), S. 123; DÖW, Akte E 19711, Dossier Franz Storkan; Dossier Lisa Gavric.

Die Direktive im Knopf oder das Konstrukt einer Verschwörung

Der „Fall Varvara Nikolaevna Jakovleva"

Von Wladislaw Hedeler und Alexander Watlin

Am 25. September 1937 bestätigte Stalins Schwager Stanislav Redens,[1] Chef der Moskauer Gebietsverwaltung des NKWD, die auf den Namen Jakovleva, Varvara Nikolaevna, geb. 1884, wohnhaft Sverčkovgasse, Haus Nr. 1, ausgestellte Verhaftungsorder. Leutnant Aseev von der 1. Abteilung (zuständig für Bewachung)[2] der Verwaltung Staatssicherheit und Hauptmann der Staatssicherheit Perzic von der 4. Abteilung (der geheimen politischen Abteilung, zuständig für die Überwachung Oppositioneller) hatten festgestellt, daß es sich bei Jakovleva um eine „militante Trotzkistin" handele, die „konterrevolutionär tätig ist" und deshalb gemäß Art. 58 Abs. 10 und 11 (Propaganda und Agitation zum Sturz der Sowjetmacht) belangt werden könne. Am darauffolgenden Tag wurde ihre in der angelegten Akte falsch verzeichnete Adresse präzisiert (es handelte sich um das Haus Nr. 3, Wohnung 1) und die Anklageformel geändert. Jetzt war von Art. 58 Abs. 7, 8 und 11 die Rede. Im Klartext: Jakovleva „ist aktive Teilnehmerin an einer illegalen, konterrevolutionären, trotzkistisch-terroristischen Schädlingsorganisation und ging terroristischer und Schädlingstätigkeit nach". Das Bemerkenswerte an diesen Nachbesserungen ist, daß Jakovleva bereits seit dem 12. September im Inneren Gefängnis des NKWD des Moskauer Gebiets Nr. 14 in Haft war.

Im Zentralkomitee der KPdSU(B) war das Vorgehen gegen „Abweichler aus den eigenen Reihen" gründlich vorbereitet worden. Die für die leitenden Parteiorgane zuständige Abteilung im ZK der KPdSU(B) legte von 1935 bis 1937 Listen vor, in denen die Namen der ausgeschlossenen und der mit Parteistrafen belegten Nomenklaturkader, geordnet nach Tätigkeitsbereichen, erfaßt worden waren. Darunter befanden sich Aufstellungen über die im Zusammenhang mit dem Kronstädter Aufstand ausgeschlossenen Parteimitglieder,[3] über jene, die die Plattform der 83 vom 25. Mai 1927 unterzeichnet und die Parteireinigung 1936 durchlaufen hatten,[4] sowie über jene Mitglieder oppositioneller Gruppierungen, die 1928 bis 1929 aus dem Institut für Marxismus-Leninismus[5] und dem Zentralen Parteiarchiv entlassen worden waren. Ferner wurden

1 Redens, Stanislav Francevič (1892–1940). Bevollmächtigter Vertreter der OGPU, später UNKWD, für das Moskauer Gebiet, Kommissar der Staatssicherheit 1. Ranges, Volkskommissar für Inneres der Kasachischen SSR, am 22. November 1938 als polnischer Spion verhaftet, am 21. Januar 1940 verurteilt und am 12. Februar 1940 erschossen. Verheiratet mit Anna Sergeevna Allilueva (1896–1964), der Schwester von Nadežda Sergeevna Allilueva (1901–1932), Stalins Frau.

2 Zur Struktur des NKWD siehe: Lubjanka. VČK – KGB 1917–1960. Spravočnik. Hrsg. von A. I. Kokurin und N. V. Petrov, Moskva 1997.

3 Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii [künftig zitiert: RGASPI], f. 17, op. 71 [Sammlung von Dokumenten der inneren Opposition in der KPdSU(B) 1921–1937], d. 2 (50 Blatt).

4 A. a. O., d. 20 (22 Blatt).

5 Das Institut für Marxismus-Leninismus entstand zunächst als Marx-Engels-Lenin-Institut nach der Vereinigung des Lenin-Instituts mit dem Marx-Engels-Institut. Die Leitung des neuen Instituts, dessen Gründung eine ausgiebige „Säuberung" im März 1931 vorausging, hatte V. V. Adoratskij inne.

Auskunftsberichte über Sympathisanten der Moskauer Opposition, geordnet nach Kreisleitungen und Einrichtungen,[6] Namenslisten der während der Prozesse von Januar 1935 bis Januar 1937 belasteten, aber noch nicht verurteilten Parteimitglieder,[7] die Ausschlußlisten der Mitglieder von Bezirksleitungen[8] sowie eine Liste der internen, von 1923 bis 1927 angelegten Parteidokumente bereitgestellt, die von Mitarbeitern des Marx-Engels-Lenin-Institutes und des Moskauer Bezirksparteiarchivs durchgearbeitet wurden, um die Mitwirkung der vom 21. Dezember 1936 bis zum 17. Februar 1937 ausgeschlossenen Moskauer Funktionäre in oppositionellen Gruppen zu belegen.[9]

Außer den hier erwähnten Auskunftsberichten und Namenslisten, die zum Beginn der „Säuberungs"kampagnen in der KPdSU(B) am 1. Januar,[10] 1. Februar[11] und 15. Februar 1937[12] vorlagen, gibt es Listen, die die Ausschlüsse im Ergebnis des Umtauschs der Parteidokumente von April bis Juli 1937 widerspiegeln bzw. einen Eindruck über die vom 1. Januar bis 20. Juni 1937 durchgeführte Umsetzung jener Parteifunktionäre vermitteln, die einmal der Opposition nahestanden.[13] Weitere Listen enthielten die Namen der vom 1. Januar bis 2. Juni 1937 entlassenen Nomenklaturkader der Abteilung Agitation und Propaganda des ZK.[14] Zu den ZK-Abteilungen, die besonders gründlich überprüft wurden, gehörten die Abteilung Presse und Verlage in der Zeit vom 1. Januar bis 1. April 1937,[15] die Abteilung Kultur in der Zeit vom 1. Januar bis 20. Juni 1937,[16] sowie die Abteilungen Transportwesen und Industrie,[17] Landwirtschaft, Finanzen und Handel.[18]

Im März 1936 stimmte Generalstaatsanwalt Andrej Vyšinskij dem vom Politbüro bestätigten Vorschlag des Generalkommissars für Staatssicherheit Genrich Jagoda[19] zu, alle bereits verhafteten Trotzkisten in noch entferntere Lager zu verbannen. Aber dem Generalsekretär des ZK genügte das Vorgehen gegen die Trotzkisten nicht mehr. NKWD, ZK und Komintern stimmten ihre Aktionen gegen „die in den Apparat eingedrungenen Agenten des Klassenfeindes" ab. Stalin warf dem NKWD-Chef Jagoda Nachgiebigkeit gegenüber den Rechten vor. Jagodas Nachfolger Nikolaj Ežov berücksichtigte diese neue Wendung bei der Überarbeitung des 1935 begonnenen Manuskriptes „Von der Fraktionsmacherei zur offenen Konterrevolution".[20]

6 RGASPI, f. 17, op. 71, d. 32 (135 Blatt).
7 A. a. O., d. 33 (17 Blatt).
8 A. a. O., d. 34 (115 Blatt).
9 A. a. O., d. 117 (Namensliste im Umfang von 250 Blatt).
10 A. a. O., d. 36 (55 Blatt).
11 A. a. O., d. 40 (190 Blatt) und d. 53 (biographische Auskunftsberichte im Umfang von 207 Blatt).
12 A. a. O., d. 37 (156 Blatt).
13 A. a. O., d. 41 (141 Blatt).
14 A. a. O., d. 47 (39 Blatt).
15 Istorija sovetskoj političeskoj cenzury [Geschichte der sowjetischen politischen Zensur]. Dokumenty i kommentarii, Moskva 1997, S. 65–82, 305–314.
16 RGASPI, f. 17, op. 71, d. 48 (88 Blatt).
17 A. a. O., d. 42 und 43 (123 bzw. 341 Blatt).
18 A. a. O., d. 44 und 45 (293 bzw. 272 Blatt).
19 Jagoda, Genrich Georgievič (1891–1938). Seit 1922 im Apparat der Tscheka, vom 10. Juni 1934 bis zum 26. September 1936 Volkskommissar des Innern der UdSSR. 1938 im Moskauer Schauprozeß zum Tode verurteilt.
20 Im RGASPI werden mehrere Varianten (über 2000 Blatt) des von Stalin und Mitgliedern des Politbüros redaktionell bearbeiteten Manuskriptes aufbewahrt.

Mitte März 1936 ließ Ežov die Kaderunterlagen aller Grigorij Zinov'ev, Lev Kamenev, Nikolaj Bucharin und Karl Radek nahestehenden Mitarbeiter aus der Akademie der Wissenschaften der UdSSR überprüfen.[21] Von Anfang an richtete sich die „Säuberung" nicht nur gegen die Trotzkisten, sondern gegen die Parteiopposition in ihrer Gesamtheit. Das ZK der KPdSU(B) beschloß am 20. Mai 1936, die Fälle aller inhaftierten Trotzkisten wieder aufzunehmen, dem NKWD zu übergeben und die Höchststrafe zu beantragen.[22] „Auch Ežov macht seine Sache gut", schrieb Lazar Kaganovič[23] am 12. Oktober 1936 an Sergo Ordžonikidse[24] über die Sitzung des Politbüros vom Vortag: „Er hat sich auf Stalinsche Weise an die Arbeit gemacht."[25]

Im Oktober 1937 übernahm die 4. Abteilung der Hauptverwaltung (HV) Staatssicherheit des NKWD der UdSSR den „Fall Varvara Nikolaevna Jakovleva". Die dünne, etwas mehr als siebzig Blatt umfassende Akte ging mit entsprechenden Begleitschreiben an die übergeordnete Abteilung. Da deren Leiter Vladimir Kurskij am 8. Juli 1937 Selbstmord begangen hatte, war diese vorerst „führungslos". Als Nachfolger wurde Aleksandr Žurbenko bestimmt, der die geheime politische Abteilung bis zu seiner Verhaftung am 29. November 1938 leitete.[26]

Am 29. September 1937 verhafteten „die Organe" auch die Tochter – Irina Jakovleva – und verbrachten sie in das berüchtigte Butyrkagefängnis. Auf diese Weise sollte die uneinsichtige Mutter zum Geständnis gezwungen werden. Die für die Registratur zuständige 8. Abteilung der HV Staatssicherheit des NKWD fügte die Akten von Mutter und Tochter zu einem Vorgang zusammen.

Worum es den Untersuchungsführern zunächst ging und welchen Verlauf die „Untersuchung" nehmen sollte, geht aus den von Hauptmann Perzic und Major Jakubovič, stellvertretender Leiter der Verwaltung des NKWD des Moskauer Gebiets, an das Archiv der Revolution und Außenpolitik gerichteten Nachfragen vom 10. Dezember 1937 hervor. Aus den Lebensläufen und den Fragebogen zur Person wurden von den Vernehmern alle diejenigen Angaben herausgefiltert, die auf „Kontakte" zur zaristischen Geheimpolizei Ochrana, zu Spitzeln und „Abweichlern" schließen ließen. Die Biographie von Jakovleva und ihrem 1918 gefallenen Ehemann bot mehr als genug Ansatzpunkte für daraus abgeleitete Verdächtigungen. Nikolaj Jakovlev half 1912 dem damals gerade in Hannover eingetroffenen Nikolaj Bucharin bei der Arbeitssuche. Bucharin hatte dem Vorsitzenden des Gebietssowjets Westsibirien, der nach dem Aufstand der Tschechoslowaken 1918 bei einem Feuergefecht erschossen wurde, sein Buch „Theorie des historischen Materialismus" gewidmet.

21 A. G. Solov'ev, Tetradi krasnogo professora 1912–1941 gg. [Tagebücher eines roten Professors 1912 bis 1941], in: Neizvestnaja Rossija, Bd. 4, Moskva 1993, S. 184 f.

22 *Izvestija CK KPSS*, H. 9, 1989, S. 36.

23 Kaganovič, Lazar Moiseevič (1893–1991). 1934–1935 Vorsitzender der Zentralen Parteikontrollkommission, 1935–1937 Volkskommissar für Transportwesen, 1937–1939 Volkskommissar für Schwerindustrie.

24 Ordžonikidze, Grigorij Konstantinovič (1886–1937). 1930–1937 Mitglied des Politbüros des ZK der KPdSU(B), 1932–1937 Volkskommissar für Schwerindustrie.

25 Stalinskoe Politbjuro v 30e gody [Das Stalinsche Politbüro in den 30er Jahren], Moskva 1995, S. 150 bis 152.

26 Zu den Biographien der Führungsmitglieder des NKWD siehe: Spravočnik. Kto rukovodil NKVD 1934–1941. Hrsg. von N. G. Ochotin und A. B. Roginskij, Moskva 1999.

Jetzt hatte sich der Kreis geschlossen, und Jakovleva sollte als Zeugin im Moskauer Schauprozeß 1938 gegen den „Block der Rechten und Trotzkisten" – Bucharin war einer der Hauptangeklagten – auftreten.

Varvara Jakovleva war seit 1904 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) und hatte von 1900 bis 1907 die Frauenkurse in Moskau absolviert. Ihr Interesse, schrieb sie in einem in der Strafakte abgelegten Lebenslauf, galt der Astronomie. Sie zeigte Interesse an Politik, wollte sich aber nicht voreilig für die bolschewistische oder die menschewistische Fraktion der Sozialdemokratie entscheiden. Im Herbst 1905 wirkte sie als Propagandistin im Umfeld der Bolschewiki. Sie wurde sechsmal verhaftet, einige Male verbannt, aber ihr gelang immer wieder die Flucht. Die Untersuchungsführer zählten im Anschreiben an das Archiv penibel die Verhaftungen von 1905 bis 1913 auf und wiesen auf den „Kontakte zum Spitzel Romanov" hin. Daß Jakovleva damals trotz der zahlreichen Verbannungen „nur" anderthalb Jahre in Gefängnissen verbrachte, war ihnen ebenso verdächtig wie die Tatsache, daß sie nur kurze Zeit einen Decknamen benutzte, sonst aber unter ihrem bürgerlichen Namen für die Partei tätig war. In ihren Augen war sie ein Lockspitzel der Ochrana.

1916 war Jakovleva Mitglied des Moskauer Parteikomitees, von März bis Oktober 1917 in der Aufstandsleitung. Von 1917 bis 1918 gehörte sie dem Kollegium der Tscheka an, nach der Ermordung Mojsej Urickijs, des Vorsitzenden der Petrograder Tscheka durch A. Kanegiser war sie de facto Vorsitzende der Tscheka des Nordgebietes. Von 1919 bis 1920 arbeitete sie im Kollegium des Volkskommissariats für Lebensmittelindustrie. Am 5. April 1926 erhielten sie und der Volkskommissar für Volksbildung Anatolij Lunačarskij[27] eine Parteistrafe (Rüge) wegen der „Einladung der Negeroperette und der damit verbundenen Verschwendung von Valutamitteln"; die Strafe wurde am 14. Juni 1936 aufgehoben. Am 22. März 1933, Jakovleva war inzwischen als Volkskommissar für Finanzen der RSFSR tätig, wurde sie mit dem Leninorden ausgezeichnet.[28]

Am 8. November 1937 wandte sich die Untersuchungsgefangene an den Bürger Redens mit der Erklärung, „den Kampf gegen die Untersuchungsführung einstellen und Aussagen über ihre konterrevolutionäre Arbeit machen zu wollen". Die neun Seiten lange Erklärung war mit der Schreibmaschine geschrieben und enthielt alle in vergleichbaren Unterlagen nachweisbaren Unterwerfungsformeln.[29] Jakovleva schrieb, daß sie nicht mehr mit dieser Last auf ihrer Seele leben könne und deshalb zur weiteren Aufdeckung der Untaten des von den Organen des NKWD entlarvten Reservezentrums, des dritten trotzkistischen Zentrums, dem außer ihr Andrej Bubnov,[30] Nikolaj Krylenko,[31]

27 Lunačarskij, Anatolij Vasil'evič (1875–1933). Mitglied der ersten Sowjetregierung, Volkskommissar für Bildungswesen.

28 Zum Lebenslauf siehe: Dejateli SSSR, Moskva 1989, S. 783 f., und die im RGASPI aufbewahrte Kaderakte 17/100/154776.

29 Kopie im Besitz der Verfasser.

30 Bubnov, Andrej Sergeevič (1884–1938). Volkskommissar für Volksbildung. Auf dem Januarplenum des ZK der KPdSU(B) von seinen Funktionen im Staatsapparat entbunden, am 25. Oktober 1937 verhaftet, am 1. August 1938 erschossen.

31 Krylenko, Nikolaj Vasil'evič (1885–1938). Volkskommissar für Justiz. Am 1. Februar 1938 verhaftet, am 29. Juli 1938 zum Tode verurteilt und erschossen.

Vasilij Mancev[32] sowie die ehemaligen „demokratischen Zentralisten" Abram Kamenskij, Vladimir Maksimovskij, Aleksandr Novoselov und Nikolaj Vichirev angehörten, beitragen wolle. Mit ihrer Erklärung wolle sie ihre „Mitschuld tilgen und ein für allemal den Eichenpflock ins Grab des Trotzkismus rammen", schrieb Varvara Jakovleva. Am 10. November 1937 ging eine leicht überarbeitete, „versachlichte" und auf sieben Seiten gekürzte Erklärung an den Volkskommissar des Inneren Nikolaj Ežov.[33] Bubnov war zu diesem Zeitpunkt bereits verhaftet. Jakovlevas „Erklärung" weist dort Anstreichungen auf, wo von Krylenko die Rede ist.

Das Verschwörungsszenario, an dem die Untersuchungsführer des NKWD von diesem Zeitpunkt an gemeinsam mit Jakovleva „arbeiteten", entstand in der entscheidenden Phase der Vorbereitung auf den Moskauer Schauprozeß 1938. Die Vernehmungen der meisten der 21 im Prozeß Angeklagten waren bereits abgeschlossen. Da Angeklagte und „Zeugen" nicht überzeugend vorgeführt werden konnten, griff man auf die Ärzte Lev Levin[34] und Ignatij Kasakov[35] sowie Venjamin Maksimov-Dikovskij[36] und Michail Černov[37] zurück, die Anfang November bzw. Anfang Dezember verhaftet wurden. Jakovleva und der am 22. Oktober 1937 verhaftete Mancev wurden vom Verhör am 11. November 1937 an auf ihre Rolle als Zeugen im bevorstehenden Prozeß präpariert. Als Ansatzpunkt wählten die Untersuchungsführer die Mitarbeit der Zeugen in der Parteiopposition. Leitmotiv war Stalins Feststellung, daß vom „linken" Kommunismus ein direkter Weg zu Leo Trotzki führte. Diese unumstößliche Erfahrung aus der Geschichte der KPdSU(B) ging alsbald in den „Kurzen Lehrgang" ein. Vorerst stand sie wie ein Motto in der rechten oberen Ecke auf dem ersten Blatt des Verhörprotokolls vom 11./12. November 1937.

Ende 1937 rückte die angeblich geplante „Ermordung Lenins" erneut in den Mittelpunkt der Vernehmungen von Bucharin und Rykov.[38] Anfang September 1937 war es

32 Mancev, Vasilij Jakovlevič (1889–1938). Von 1924 bis 1930 Mitglied des Präsidiums des Obersten Volkswirtschaftsrates, seit 1927 Stellvertretender Volkskommissar für Finanzen, seit Dezember 1934 Vorsitzender des Obersten Rates für Körperkultur der UdSSR. Mancev wurde am 22. Oktober 1937 verhaftet und am 25. Dezember 1937 zum Tode verurteilt. Nachdem er sich bereit erklärt hatte, gegen Bucharin auszusagen, wurde die Todesstrafe bis zum 19. August 1938 ausgesetzt.

33 Ežov, Nikolaj Ivanovič (1895–1940). Seit dem 10. Februar 1934 Stellvertreter Vorsitzender und seit dem 28. Februar 1935 Vorsitzender der Zentralen Kontrollkommission (ZKK) sowie Mitglied des Orgbüros und des ZK der KPdSU(B), seit 1935 Mitglied des Exekutivkomitees der Komintern (EKKI), vom 26. September 1936 bis zum 25. November 1938 Volkskommissar des Innern, seit 1937 Generalkommissar für Staatssicherheit, bis zu seiner Verhaftung am 10. April 1939 Kandidat des Politbüros. Am 2. Februar 1940 zum Tode verurteilt und am 4. Februar 1940 erschossen.

34 Levin, Lev Grigorevič (1870–1938). Arzt, am 2. Dezember 1937 verhaftet.

35 Kasakov, Ignatij Nikolaevič (1891–1938). Arzt, am 13. Dezember 1937 verhaftet.

36 Maksimov-Dikovskij, Venjamin Adamovič (1900–1938). Arzt, am 11. Dezember 1937 verhaftet.

37 Černov, Michail Aleksandrovič (1891–1938). Vom 10. April 1934 bis 30. Oktober 1937 Mitglied des ZK der KPdSU(B) und Volkskommissar für Landwirtschaft der UdSSR, am 7. November 1937 verhaftet, auf dem Januarplenum 1938 aus dem ZK ausgeschlossen, am 13. März 1938 im Schauprozeß zum Tode verurteilt.

38 Rykov, Aleksej Ivanovič (1881–1938). 1924–1930 Vorsitzender des Rats der Volkskommissare. Von 1931 bis zum 26. September 1936 Volkskommissar für Post- und Fernmeldewesen. 1937 verhaftet und 1938 im Moskauer Schauprozeß gegen den „Block der Rechten und Trotzkisten" zum Tode verurteilt. 1988 rehabilitiert.

den Untersuchungsführern gelungen, Rakovskijs[39] Widerstand zu brechen. Aber eine verbindliche Sprachregelung im Hinblick auf den im bevorstehenden Moskauer Prozeß zu verurteilenden „Block" lag Anfang September, als weitere vier Angeklagte verhaftet wurden, immer noch nicht vor. Während im Zusammenhang mit der „Säuberung" des Komsomol von „trotzkistisch-bucharinistischen Spionen" die Rede war, richtete sich die vom EKKI-Präsidium verabschiedete Resolution zum Beschluß des Februar-März-Plenums 1937 ausschließlich gegen die „Trotzkisten".[40]

Auf die dritte Verhaftungswelle, während der Arkadij Rozengol'c[41] (aufgrund von Aussagen Rakovskijs), Černov und Vladimir Ivanov[42] verhaftet wurden, folgte eine weitere von Mitte November bis Mitte Dezember 1937, während deren wiederum vier „Mitglieder des Blocks", darunter Ärzte aus der Kremlklinik, verhaftet und vom 19. bis 29. Dezember verhört wurden. Jagoda, Bessonov[43], Bucharin und Rakovskij wurden in ihren Zellen von NKWD-Spitzeln beobachtet, die sich als Mitgefangene ausgaben. Da auch diese Zuträger nicht die fehlenden „Beweise" erbringen konnten, mußten im Dezember weitere „Zeugen" herbeigeschafft und auf den Prozeß vorbereitet werden. Zu ihnen gehörte der am 25. Dezember 1937 vom Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR zum Tode verurteilte Mancev. Da er nach dem Gesetz vom 1. Dezember 1934 verurteilt worden war, hätte das Urteil eigentlich sofort vollstreckt werden müssen. Am 31. Januar 1938 sagte Mancev aus, Bucharin habe die Verhaftung und Ermordung Lenins, Stalins und Sverdlovs geplant. Jetzt war es möglich, die Arbeit am Prozeßszenario abzuschließen.

Im Januar 1938 wurden nur noch die Hauptangeklagten – mit langen Pausen zwischen den Verhören – vernommen. Rykov wurde am 4. und 10. Januar verhört. In den bis Prozeßbeginn verbleibenden zwei Monaten mußten die 21 Angeklagten und die „Zeugen"[44] die ihnen zugewiesenen Rollen einstudieren. Zu den darüber hinaus auf den Bucharinprozeß vorbereiteten Angeklagten und Zeugen gehörte u. a. der Arzt Weisberg-Cybulskij, ein weiterer, ebenfalls verhafteter Arzt verstarb in der Haft. Zur „Reserve" gehörten ferner der Historiker Nevskij (er widerrief seine Bucharin belastenden Aussagen am 25. Mai 1937 und wurde erschossen) sowie der Volkskommissar für Volksbildung A. Bubnov. Bucharins Jugendfreund Sokol'nikov wurde im Herbst 1937 aus dem Gefängnis nach Moskau überführt, damit er gegen Bucharin aussagte.

39 Rakovskij, Christian Georgievič (1873–1941). Seit 1934 Leiter der Verwaltung Bildungseinrichtungen des Volkskommissariats für Gesundheitswesen der RSFSR und seit 1935 Vorsitzender des Roten Kreuzes der UdSSR. In der Nacht zum 27. Januar 1937 verhaftet. Im März 1938 als „japanischer und deutscher Spion" zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt. Am 11. September 1941 im Gefängnis von Orël erschossen.

40 Verjagt die trotzkistischen Schädlinge aus der Arbeiterbewegung, in: *Rundschau*, Basel, Nr. 40, 1937, S. 1437 f.

41 Rozengol'c, Arkadij Pavlovič (1889–1938). Von 1930 bis Juni 1937 Volkskommissar für Außenhandel, seit 1937 Leiter der Staatsreserve, am 7. Oktober 1937 verhaftet, 1938 im Schauprozeß zum Tode verurteilt.

42 Ivanov, Vladimir Ivanovič (1893–1938). Von 1931 bis 1937 Erster Sekretär der Nordgebietsleitung der KPdSU(B), vom 1. Oktober 1936 bis 1937 Volkskommissar für Holzindustrie. 1938 im Schauprozeß zum Tode verurteilt.

43 Bessonov, Sergej Alekseevič (1892–1941). 1933 Botschaftsrat der UdSSR in Deutschland, verhaftet am 28. Februar 1937.

44 Die Vorbereitung der Zeugen auf den Prozeß erfolgte am 13., 15., 17., 19. und 20. Februar 1938.

Er weigerte sich und wurde hingerichtet. Alles das blieb nicht ohne Folgen auf die ständige Überarbeitung des Szenarios.

Der Ende Juli 1937 an Intensität zunehmende Terror erfaßte alle Bevölkerungsschichten und richtete sich nicht nur gegen die Parteielite. Im Sommer begannen die Massenoperationen des NKWD gegen die „ehemaligen Kulaken, Mitglieder antisowjetischer Parteien, Weißgardisten, ehemalige Gendarmen und Beamte des zaristischen Rußland, Banditen, Teilnehmer antisowjetischer Organisationen, Remigranten, Geistliche und Rückfalltäter, gegen die Angehörigen, die Ehemänner bzw. Ehefrauen und Kinder der Repressionsopfer". Die Urteile – verhängt wurde entweder die Todesstrafe oder acht bis zehn Jahre Arbeitslager – wurden in der Regel im Schnellverfahren von „Troikas" gefällt. Die Kinder der Verurteilten kamen in Kinderheime des NKWD. Um die Prozedur zu beschleunigen, wurde am 11. August 1937 die Bildung von „Dvoikas" (Zweierkommissionen) beschlossen. Stalin, Molotov, Kaganovič und Kossior hatten diesen Befehl unterschrieben.

Lange bevor Stalins Weisungen in Gestalt des „Kurzen Lehrgangs" zusammengefaßt, gedruckt und gebunden Verbreitung fanden, lebte und handelte die Partei nach diesen Gesetzen. Unmittelbar vor dem Ende des zweiten Moskauer Schauprozesses gegen das „sowjetfeindliche trotzkistische Zentrum"[45] am 28. Januar 1937 wandte sich z. B. der wachsame, aus der KPdSU(B) ausgeschlossene Genosse Pavel Žarov mit einer „Erklärung" an den Sekretär des Kirower Rayonkomitees der KPdSU(B). Der wegen Amtsmißbrauchs (Art. 109) zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilte Žarov betonte, den Prozeß gegen die „trotzkistisch-sinowjewistische Bande" aufmerksam verfolgt zu haben. In erster Linie interessierte ihn, ob während des Prozesses „das Hauptquartier der Trotzkisten und Sinowjewisten in der Malaja-Grusinskaja-Straße aufgedeckt wird". In der Nachbarwohnung von Ivan Smirnov[46] würden Varvara Jakovleva sowie „Trotzkisten und Rechtsabweichler", unter ihnen auch Bucharin, ein- und ausgehen.

Dem aufmerksamen Nachbarn war auch nicht entgangen, daß Bucharins Name seit dem 16. Januar 1937 nicht mehr im Impressum der Regierungszeitung „Izvestija" erschien. Der offiziell noch nicht abgesetzte Chefredakteur stand von diesem Tage an de facto unter Hausarrest. Für den Apparat war Bucharin zu diesem Zeitpunkt bereits erledigt. Im Zentralorgan „Pravda" durfte er als „Gestapoagent" verunglimpft werden. Kominternfunktionäre lieferten Anfang Februar 1937 vertrauliche Informationen über Bucharin an die Internationale Kontrollkommission.

Von 1930 bis 1931, schrieb Žarov, hätten fast täglich Geheimberatungen in der von ihm observierten Nachbarwohnung stattgefunden. Als besonders verdächtig bezeichnete Žarov die Tatsache, daß in den fünf Wohnungen des Hauses lediglich zehn Familien wohnten.

45 Der zweite Moskauer Schauprozeß vor dem Militärgericht des Obersten Gerichtshofes der UdSSR in den Jahren des großen Terrors fand vom 23. bis 30. Januar 1937 statt.

46 Smirnov, Ivan Nikitovič (1881–1936). Am 1. Januar 1933 verhaftet, aus der KPdSU(B) ausgeschlossen und zu zehn Jahren Haft verurteilt, die er im Politisolator des Gefängnisses von Susdal verbüßte. Im Frühjahr 1936 nach Moskau überführt, vom 20. Mai 1936 bis 5. August 1936 als Zeuge im ersten Moskauer Schauprozeß vorbereitet und 1936 zum Tode verurteilt.

„Nachdem Bubnov und Krylenko enttarnt waren, sollte das Reservezentrum in Aktion treten." Dieser Schritt, „gestand" Jakovleva, sei von den Trotzkisten von langer Hand vorbereitet worden. Am 15. Oktober 1926 habe Jakovleva auf Trotzkis persönliche Weisung öffentlich mit dem Trotzkismus gebrochen, aber nur, um konspirativ, als „Doppelzünglerin" und „verkappte Trotzkistin", noch intensiver im Sinne der Bewegung wirken zu können. Eine Abschrift der an Trotzki, Pjatakov[47] und Preobraženskij[48] gerichteten Erklärung war der Untersuchungsakte als „Beweisstück" beigelegt. Zur letzten Begegnung mit Trotzki sei es unmittelbar vor dessen Ausweisung nach Alma-Ata gekommen, danach habe sie dessen Direktiven über ihren früheren Ehemann Ivan Smirnov erhalten. Jakovleva sei die Rolle der eigentlichen Koordinatorin und Leiterin des Reservezentrums zugekommen. Sie sei es, die gemäß dem Drehbuch Bubnov 1929, ihren „Geliebten" Krylenko 1930, Vichirev 1934 oder 1935 und den „alten Bolschewiken" Novoselov 1935 – in der Regel beim Mittagessen in der Kantine – für die nach Volkskommissariaten gegliederte Verschwörerorganisation gewonnen habe.

Von Verhör zu Verhör wurde das „erklärte Ziel" der in der Neujahrsnacht 1935 konstituierten Gruppe präzisiert. Zunächst war die Rede vom „Sturz der proletarischen Diktatur und Übernahme der Macht durch die trotzkistische Bande". Später wurde daraus „Machtergreifung" vermittels „bewaffneten Aufstandes gegen die Stalinsche Führung mit Hilfe einer Intervention". 1936 seien, dem Szenario folgend, die „Kontakte der Trotzkisten zu den Faschisten" bereits so stabil gewesen, daß auf die praktische Verwirklichung der Pläne habe orientiert werden können. Am 1. Januar 1936 habe Jakovleva eine diesbezügliche, in den Knöpfen einer ihr geschenkten Bluse versteckte Direktive von Trotzki erhalten. Die aus dem Ausland zurückgekehrte Ehefrau Kamenskijs, Valentina Poljakova, habe ihr das „von einem unbekannten jungen Mann übergebene" Geschenk überbracht.

Auf jeder Ebene wirkte ein „trotzkistisches Zentrum", das über ein eigenes Netz verfügte. So konnte jeder Sachverhalt – vom schadhaften Einband eines Schulbuches über einen weitererzählten Witz bis hin zu Unregelmäßigkeiten im Finanzhaushalt des Sowjetlandes – als Sabotage ausgelegt werden. Volksbildung, Gesundheitswesen, Finanzverwaltung, Justiz – überall saßen Trotzkisten und Rechtsabweichler. Im Dezember 1937 lag die Liste mit den Namen der Personen vor, die Jakovleva durch ihre Aussagen belastet hatte. Außer Bubnov, Krylenko und Mancev waren es Nikolaj Vežerev, Anna Veisman, Nikolaj Kočkarin, Efim Malachovskij, Konstantin Kaminskij, Davydova, Ėngel', Basovič und Poppel'. Gegen diese Personen wurde gesondert ermittelt. In der Anklageschrift wurde diese Liste durch die Namen von Mitarbeitern aus dem Volkskommissariat für Finanzen der RSFSR ergänzt: Stukov, Rozenberg, Breslavskij, Jurkanskij, Miročnik.

47 Pjatakov, Georgij Leonidovič (1890–1937). Seit 1929 als Vorsitzender der Verwaltung der Staatsbank tätig. 1930 bis zu seiner Verhaftung am 12. September 1936 Mitglied des ZK, Stellvertretender Volkskommissar für Schwerindustrie. Auf dem Dezemberplenum 1936 ausgeschlossen, am 30. Januar 1937 zum Tode verurteilt.

48 Preobraženskij, Evgenij Aleksejevič (1886–1937). Von 1921 bis 1927 Mitglied des Kollegiums des Volkskommissariats für Finanzen und Mitglied des Präsidiums der Kommunistischen Akademie.

In der Anklageschrift, die Jakovleva im Mai 1938 ausgehändigt wurde, ist von einer „neuen Konstellation und Abstimmung der trotzkistischen Gruppe mit den Rechten" die Rede. Die Verbindung zu den Rechten – mit dem Ziel der „Koordinierung der terroristischen Tätigkeit" – lief angeblich über Bubnov, Novoselov und Polonskaja. Die „Aktivisten der Gruppe" seien die bereits genannten Mitarbeiter aus dem Volkskommissariat für Finanzen der RSFSR Stukov, Rozenberg, Breslavskij, Jurkanskij, Miročnik und Engel' gewesen. Um die Ausmaße der vom NKWD konstruierten Verschwörung zu illustrieren, kann die Meldung des Leiters der Kreisdienststelle des NKWD in Pskow herangezogen werden. Aus ihr geht hervor, daß im ersten Halbjahr 1937 45 Personen wegen Schädlingstätigkeit, Spionage und Diversantentum verhaftet wurden, im zweiten Halbjahr 1937 waren es bereits 3655. Von Januar bis Mai 1938 stieg die Zahl auf 5000 an. 3000 Personen wurden durch Troikas verurteilt, 179 Personen gehörten „antisowjetischen Verschwörergruppen der Rechten" an. Der Sekretär der Kreisleitung der KPdSU(B) würdigte am 30. Mai 1938 auf der 3. Pskower Kreisparteikonferenz die Arbeit des NKWD. Aus einem Auskunftsbericht über die operative Arbeit der Kreisverwaltung des UKGB/ NKWD für die Zeit vom 1. Juli 1937 bis 25. Mai 1938 geht hervor, daß von den aufgeführten 4836 Namen ein Drittel sogenannte Nationale, d. h. Esten, Letten, Polen und Deutsche, waren. Eine andere Aufstellung ist nach Kulaken, Weißgardisten, Polizisten, rechten Konterrevolutionären (Partei- und Staatsfunktionären) gegliedert. Für 1937 und 1938 enthält sie insgesamt 9800 Namen. Von August bis September 1937 wurden fast alle Mitglieder des örtlichen Partei- und Staatsapparates verhaftet. Gegen 182 Personen wurden in den Rayons „Kollektivstrafsachen" erfunden. Dieses Vorgehen wurde von einer umfangreichen Kampagne zur Propagierung der Moskauer Schauprozesse in der Provinz begleitet.

Was in den Folterkellern des NKWD einstudiert wurde, gelangte zur weiteren Verbreitung in die Parteipresse. Der Beschluß „Über das Gerichtsverfahren gegen die Schädlinge in der Landwirtschaft des Ostrowski-Rayons" sah einen aus fünf Punkten bestehenden Maßnahmeplan vor: 1. Kenntnisnahme der Information des NKWD über den Fall. 2. Gewährleistung einer breiten Öffentlichkeit bei der Auswertung durch Verlesen des Materials in Kolchosversammlungen und durch Gespräche mit Kolchosbauern über den Prozeß. 3. Die Anwesenheit von leitenden Funktionären während des Prozesses ist zu gewährleisten, wobei der Parteisekretär über die Anwesenheit zu entscheiden hat. 4. Mobilisierung. 5. Die übergeordnete Parteileitung delegiert einen Genossen zur Unterstützung bei der ideologischen Arbeit vor Ort.

Eine Anklageschrift gegen die Rechten sollte nach folgendem Muster aufgebaut sein: Der oder die Betreffende sei 1932 für die rechte terroristische Organisation angeworben worden und habe sich zu einem aktiven Mitglied entwickelt. 1935 habe der oder die Betreffende Direktiven für die Durchführung der Schädlingstätigkeit im Gebiet erhalten. 1936 sei der oder die Betreffende bereits selbst als Werber und Organisator neuer Gruppen von Verschwörern hervorgetreten. Nunmehr sei die Schädlingstätigkeit in Absprache mit zwischenzeitlich kontaktierten anderen rechten Gruppen im Kreis abgestimmt worden. Beispiele für konkrete Schädlingstätigkeit seien zu nennen.[49]

49 Angaben aus: Ne predat' zabveniju, Bd. 1, Pskov 1996, S. 30–44.

In dem hier untersuchten Fall seien Bubnov und Bucharin für die Umsetzung des Programms der rechten Verschwörer in die Praxis zuständig gewesen. Diese allgemeine „Aussage" von Jakovleva war für das Prozeßszenario außerordentlich wichtig, denn Bucharin hatte sich in der Voruntersuchung hartnäckig geweigert, nach 1929 datierte „Fehler" zuzugeben. Um die „Glaubwürdigkeit" von Jakovleva als Belastungszeugin nachzuweisen, wurde ihre Tätigkeit in der „parteifeindlichen Gruppe der ‚linken' Kommunisten", d. h. an der Seite Bucharins, ausführlich herausgearbeitet und im theoretischen Organ der KPdSU(B) „Bolschewik" unter der Rubrik „Konsultation" publiziert.

Dieser „Sachverhalt" ging in die Anklageformel im Moskauer Schauprozeß gegen den „Block der Rechten und Trotzkisten" ein: „Die in der Staatsanwaltschaft der UdSSR am 19. Februar dieses Jahres als Zeugen verhörten ehemaligen Leiter und aktiven Teilnehmer der Gruppe der ‚linken Kommunisten' V. N. Jakovleva, V. V. Ossinskij und V. N. Mancev bestätigten vollinhaltlich, daß 1918 eine Verschwörung bestand, die auf Initiative des Angeklagten Bucharin durch den Block der ‚linken Kommunisten' und ‚linken' Sozialrevolutionäre gegen V. I. Lenin als das Haupt der Sowjetregierung organisiert worden war. So sagte V. N. Jakovleva aus: ‚Bucharin entwickelte mir den Gedanken, daß der politische Kampf immer schärfere Formen annehme und daß die Dinge sich nicht auf die politische Formulierung des Mißtrauens gegenüber dem ZK der Partei allein beschränken könnten. Bucharin erklärte, daß die Dinge unweigerlich bis zur Absetzung der Führung gehen müßten und daß im Zusammenhang damit die Frage der Verhaftung Lenins, Stalins und Sverdlovs und sogar ihrer physischen Vernichtung aktuell sei'" (Aussage Jakovleva, Bd. 44, Bl. 77).

Die in der Voruntersuchung verhörte V. N. Jakovleva sagte weiter aus: „Trotzki war der Meinung, daß der politische Kampf sich erst ganz in seinen Anfängen befinde, daß er sich bis zu den aggressivsten Formen steigern könne, daß die ‚linken Kommunisten' gegen den Standpunkt Lenins in der Frage des Friedens bei den ‚linken' Sozialrevolutionären und anderen Parteien Unterstützung fänden; daß es nötig sei, den Sturz der Regierung und die Verhaftung ihrer Führer mit Lenin und Stalin an der Spitze vorzubereiten. Trotzki war der Meinung, daß sich in einer so zugespitzten Periode der Revolution die Dinge bei der weiteren Entwicklung des Kampfes möglicherweise nicht auf die Verhaftung der Führer beschränken würden, daß sich aus der Verhaftung mit logischer Konsequenz auch die Frage ihrer physischen Beseitigung ergebe" (Aussage Jakovleva, Bd. 44, Bl. 78).

In der Abendsitzung vom 5. März 1938 stellte Vyšinskij den Antrag, die Zeugen zu laden. Am 7. März 1938 trat Jakovleva als erste Zeugin in den Zeugenstand. In der Abendsitzung erhielt Bucharin, der sich während des Prozesses selbst verteidigte, Gelegenheit, der Zeugin Fragen zu stellen.

Auszug aus dem Stenogramm des Prozesses gegen den „Block der Rechten und Trotzkisten" [50]

„JAKOVLEVA: Das ist mir bekannt, aber mir ist ebenso auch der Umstand bekannt, daß Bucharin, als er auf dem Höhepunkt des Kampfes der Partei gegen Trotzki von dieser Sache Mitteilung machte, nicht bis zu Ende gesprochen hat, bei weitem nicht bis zu Ende.

BUCHARIN: Das ist eine andere Frage ...

VORSITZENDER: Angeklagter Bucharin, lassen Sie sie zu Ende sprechen.

JAKOVLEVA: Er hatte nicht genügend Mut, den ganzen Schleier zu lüften, und er hat den äußersten Zipfel nur ein wenig gelüftet. Das ist mir ebenfalls bekannt.

VORSITZENDER: Welche Fragen haben Sie noch?

BUCHARIN: Ich habe noch eine Frage ...

VYŠINSKIJ: Entschuldigen Sie, ich habe eine Frage an die Zeugin Jakovleva. Was hat nach Ihrer Meinung Bucharin verheimlicht, was verschwieg er?

JAKOVLEVA: Er verschwieg all das, wovon ich heute dem Gericht erzählt habe.

VYŠINSKIJ: Das heißt?

JAKOVLEVA: Das heißt davon, daß es eine Verschwörung der ‚linken Kommunisten' zusammen mit den ‚linken' Sozialrevolutionären gab.

VYŠINSKIJ: Sie wurde organisiert unter unmittelbarer, aktiver, führender ...

JAKOVLEVA: Teilnahme Bucharins selbst.

VYŠINSKIJ (zu Bucharin): Ist das richtig?

BUCHARIN: Richtig ist das, was ich ausgesagt habe.

VYŠINSKIJ: Ist *das*[51] richtig?

BUCHARIN: Das, was Jakovleva über die Zeit vor dem Brester Frieden sagt – das ist nicht richtig.

VYŠINSKIJ (zu Bucharin): Ich spreche nicht davon. Ist es richtig, daß Sie einer der Organisatoren der Verschwörung gegen die Sowjetmacht waren, d. h. der Verschwörung der ‚linken Kommunisten' und der ‚linken' Sozialrevolutionäre?

BUCHARIN: Das habe ich ausgesagt. Jetzt will ich fragen, ob die Zeugin Jakovleva wußte, daß zu den ‚linken Kommunisten' Kuibyšev, Menžinskij und Jaroslavskij gehörten?

VYŠINSKIJ: Ich bitte, diese Frage als nicht zur Sache gehörig abzulehnen.

VORSITZENDER: Sie brauchen auf diese Frage, da sie nicht zur Sache gehört, nicht zu antworten.

BUCHARIN: Dann bitte ich den Bürger Vorsitzenden, mir zu erklären, ob ich das Recht habe, die Fragen zu stellen, die ich will, oder ob der Bürger Staatsanwalt meine Fragen bestimmt?

VORSITZENDER: Angeklagter Bucharin, Jakovleva wurde hierhergerufen, damit sie Aussagen über Ihre antisowjetische Tätigkeit macht, über die Tätigkeit Bucharins, Nikolaj Ivanovič. Im Zusammenhang mit ihren Aussagen wollten Sie ihr einige Fragen stellen, die Sie betreffen, aber nicht Fragen betreffs irgendwelcher anderer Personen.

BUCHARIN: Ganz richtig. Aber ich bitte den Bürger Vorsitzenden um Erklärung, ob ich das Recht habe, die Fragen zu stellen, die ich für notwendig halte, oder ob irgendein

50 Bei dem hier veröffentlichen Auszug handelt es sich um das im Zentralen Archiv des Föderativen Sicherheitsdienstes der Russischen Föderation aufbewahrte und mit der 1938 erfolgten Veröffentlichung – Prozeßbericht über die Strafsache des antisowjetischen „Blocks der Rechten und Trotzkisten", verhandelt vor dem Militärkollegium des Obersten Gerichtshofes der UdSSR vom 2. bis 13. März 1938, Moskau 1938 – verglichene Stenogramm.

51 Hervorhebung im Stenogramm.

anderer, insbesondere der Bürger Staatsanwalt, ihren Charakter bestimmt. Wenn dem so ist, kann ich natürlich keine Fragen stellen.

VORSITZENDER: Sie haben eine Frage gestellt, und auf die Frage haben Sie eine Antwort erhalten. Wünschen Sie, noch Fragen zu stellen?

BUCHARIN: Ja, ich wünsche das sehr.

VYŠINSKIJ: Gestatten Sie mir folgende Bemerkung: Ich halte es für notwendig, den Artikel 257 der Strafprozeßordnung zu erklären, der erstens bestimmt, daß der Vorsitzende die gerichtliche Untersuchung leitet, und zweitens, daß in der gerichtlichen Untersuchung der Vorsitzende alles aus der gerichtlichen Untersuchung und aus den Auseinandersetzungen zwischen den Parteien entfernt, was keine Beziehung zur behandelten Sache hat.

BUCHARIN: Dann bitte ich mir zu erklären, Bürger Staatsanwalt ...

VORSITZENDER: Der Bürger Staatsanwalt wird Ihnen nichts erklären.

BUCHARIN: Dann bitte ich den Bürger Gerichtsvorsitzenden, mir zu erklären, ob die Frage über die Zusammensetzung der zentralen Gruppe der ‚linken Kommunisten' eine Beziehung zur Sache hat oder nicht?

VORSITZENDER: Ich lehne Ihre Frage absolut ab. Haben Sie Fragen an die Zeugin Jakovleva in bezug auf das, was Sie betrifft, oder nicht?

BUCHARIN: Ich habe noch eine ganze Reihe von Fragen.

VYŠINSKIJ: Ich bitte, Bucharin den Inhalt des Artikels 257 der Strafprozeßordnung zu erklären, um im weiteren Mißverständnisse zu vermeiden und damit der Angeklagte Bucharin in Zukunft keine derartigen Fragen stellt.

VORSITZENDER: Ich verlese den Artikel 257 der Strafprozeßordnung der RSFSR: ‚Der Vorsitzende in der Gerichtsverhandlung leitet den Verlauf der Gerichtsverhandlung, beseitigt aus der gerichtlichen Untersuchung und aus dem Plädoyer alles, was mit der zu verhandelnden Sache nichts zu tun hat, lenkt die gerichtliche Untersuchung in die Richtung, die zur Aufdeckung der Wahrheit am meisten beiträgt.'

BUCHARIN: Muß ich das so verstehen, daß Sie diese Frage als eine Frage, die keine Beziehung zum Wesen der Sache hat, ablehnen?

VORSITZENDER: Angeklagter Bucharin [was sollen wir uns hier streiten].[52] Wenn Sie Fragen an die Zeugin Jakovleva haben, so stellen Sie ihr konkrete Fragen.

BUCHARIN: Ja, ich habe Fragen. Ich bitte zu sagen, ob die Zeugin Jakovleva leugnet, daß die ‚linken Kommunisten' plus Trotzkisten vor dem Brester Frieden im Zentralkomitee die Mehrheit der Stimmen hatten?

VORSITZENDER: Was hat diese Frage mit Ihrer verbrecherischen Rolle zu tun?

BUCHARIN: Ich will damit motivieren und erklären, daß es vollkommen sinnlos war, eine Verschwörung anzustreben ...

VORSITZENDER: [Ihnen hat niemand das Wort erteilt.][53] Das Gericht interessiert Ihre Rolle in der Verschwörung gegen die Führer der Sowjetregierung, und davon handeln gegenwärtig die Aussagen.

52 Vom Redakteur gestrichen.
53 Vom Redakteur gestrichen.

BUCHARIN: Gut, dann gestatten Sie mir, folgende Frage zu stellen. Leugnet die Zeugin Jakovleva, daß die ‚linken Kommunisten' sich bis zum Parteitag bemühten, in der Partei auf legalem Wege die Mehrheit zu bekommen?

VORSITZENDER: Das ist eine Frage, die in keinem Zusammenhang zu der Anklage steht, daß Sie eine Verschwörung gegen die Sowjetmacht organisierten, darum lehne ich sie ab.

BUCHARIN: Leugnet Jakovleva, daß ich eins der Präsidiumsmitglieder des Kongresses in Moskau war, eines der Mitglieder des Präsidiums, das zur Zeit der Ermordung Mirbachs die Fraktion der ‚linken' Sozialrevolutionäre verhaftete? [In dem Augenblick, als wir die Fraktion der Bolschewiki aus dem Bolschoitheater herausführten ...][54]

VORSITZENDER: Diese Frage hat mit Ihrer verbrecherischen Tätigkeit nichts zu tun. Ich lehne sie ab.

BUCHARIN: Leugnet die Zeugin Jakovleva, daß ich im Jahre 1919 auf einer Versammlung des Moskauer Komitees durch eine Bombe der ‚linken' Sozialrevolutionäre verwundet wurde?

VORSITZENDER: Die Frage hat zu der gegen Sie erhobenen Anklage wegen Verschwörung keinerlei Beziehung. Auch diese Frage lehne ich ab.

BUCHARIN: Ich habe keine Fragen mehr.

VORSITZENDER: Genosse Staatsanwalt, haben Sie Fragen an die Zeugin Jakovleva?

VYŠINSKIJ: Ich habe eine Frage an Bucharin. Trotz allem, mich interessiert, ob Sie im Jahre 1918 der Organisator der Verschwörung gegen die Sowjetmacht waren?

BUCHARIN: Ich habe, Bürger Staatsanwalt, zu dieser Frage ausgesagt und hatte eine Gegenüberstellung in Ihrer Anwesenheit. Ich sagte, daß ich bekenne ...

VYŠINSKIJ: Ich frage Sie. Wenn es Ihnen beliebt zu antworten, sprechen Sie; beliebt es nicht – antworten Sie nicht. Ich frage Sie: Waren Sie im Jahre 1918 [wirklich][55] einer der Organisatoren der Verschwörung der ‚linken Kommunisten' und der ‚linken' Sozialrevolutionäre gegen die Sowjetmacht?"

In seinem „letzten Wort" unternahm Bucharin nochmal einen Versuch der Richtigstellung: „Die Hauptzeugin war Varvara Nikolaevna Jakovleva. Varvara Nikolaevna Jakovleva verlegt diesen ganzen Vorfall, die Vorbereitung der Verschwörung gemeinsam mit den ‚linken' Sozialrevolutionären gegen Lenin, Stalin und Sverdlov, die Vorbereitung ihrer Verhaftung und angenommenen Tötung usw. – all das verlegt sie in ihren Aussagen, dann bei der Konfrontierung, dann bei der gerichtlichen Untersuchung in die Periode des Brester Friedens. Ich habe sowohl bei der Konfrontierung und der Voruntersuchung als auch vor Gericht *auf die offensichtliche Sinnlosigkeit dieser Behauptung hingewiesen,* gesagt, daß dies unrichtig ist. [Und diese Behauptung ist unsinnig.][56] *Es ist unsinnig, [dies] zu behaupten.* Es ist unrichtig, daß die ‚linken Kommunisten' und die Trotzkisten vor dem Brester Frieden einen Staatsstreich mit gewaltsamen Mitteln ausführen wollten, unrichtig deswegen, weil die Trotzkisten und die sogenannten

54 Vom Redakteur gestrichen.
55 Vom Redakteur gestrichen.
56 Vom Redakteur gestrichen.

‚Linken' die Mehrheit im Zentralkomitee bildeten, und wenn die Trotzkisten im entscheidenden Moment der Abstimmung über die Frage des Brester Friedens nicht kapituliert hätten, so hätten die Trotzkisten und ‚Linken' damals die Mehrheit im Zentralkomitee gehabt. Wie kann man also annehmen, daß sie in einer solchen Situation kapitulierten, um zu den Methoden der Verschwörung ihre Zuflucht zu nehmen. Jeder, der jene Zeit miterlebt hat, weiß ausgezeichnet, daß die ‚linken Kommunisten' vor dem Brester Frieden in solcher Stimmung waren, daß sie darauf hofften, auf dem nächsten Parteitag die Parteimehrheit zu erobern, [daß diese damalige Gruppe, an deren Spitze ich stand, die Hälfte der Mandate auf dem Parteitag besaß. Das weiß doch jeder, das ist doch jedem bekannt. Darum sagen Sie bitte,][57] wie also unter solchen Umständen die Rede davon sein konnte, wovon jetzt die Zeugin Varvara Nikolajevna Jakovleva spricht. Aber ich habe ein anderes Beispiel angeführt. Varvara Nikolaevna Jakovleva hat behauptet, daß die Sache darin bestand, daß bei uns das Fraktionszentrum der ‚linken Kommunisten' das Moskauer Gebietsbüro war. Da habe ich mir erlaubt, einige Namen, einige geachtete Parteimitglieder zu nennen. Ich wollte damit bloß das Argument von Varvara Nikolaevna Jakovleva kompromittieren. Es ist bekannt, daß eine ganze Reihe hervorragender Männer – Kujbyšev, E. Jaroslavskij, Menžinskij und andere – damals Anhänger der ‚linken Kommunisten' waren, zu dieser meiner ‚linken' Gruppe gehörten. Sie, diese Leute, standen durch ihr spezifisches Gewicht bedeutend höher als die Mancev, Stukov und alle möglichen anderen, und sie waren ihrem politischen Temperament und ihrer politischen Aktivität nach tätiger als die erwähnten Personen. Deswegen schloß in Wirklichkeit die zentrale Gruppe in Leningrad in der Frage des Brester Friedens die erwähnten Positionen ein. Ich frage Sie also: Wie wäre ein Aufstandsplan möglich gewesen, wenn diese Leute den wichtigsten Platz in der zentralen Gruppe einnahmen. [Es ist doch klar, daß dies ausgesprochener Unsinn ist.][58] Das ist undenkbar, das ist unmöglich. Und die Hauptzeugin gegen mich, Varvara Nikolaevna Jakovleva, bringt hier vollständig die Sache mit der anderen Periode nach dem Brester Frieden, mit der Moskauer Periode, durcheinander. [Aber wenn man über die Moskauer Periode sprechen muß und kann, dann stürzt die ganze Angelegenheit mit den Protokollen, mit den Direktiven, die ich Stukov gegeben haben soll, mit den Reden Stukovs in sich zusammen. Und wenn solche Reden dennoch gehalten wurden, wenn es dennoch derartige Protokolle gibt, dann ist es möglich, daß ich damit nichts zu tun hatte, denn ich war im damaligen Petersburg und konnte diese Direktiven nicht geben.][59]

Ich entschuldige mich (bei Ihnen) sehr, Bürger Richter, daß ich Ihre Aufmerksamkeit bei dieser Sache aufhalte, aber da dies ein außerordentlich schwerwiegendes Moment und von außerordentlichem Interesse ist und ihm vom Gericht eine so große Aufmerksamkeit gewidmet wurde, so habe ich mir erlaubt, über diesen Punkt zu wiederholen, was ich schon gesagt habe. Der Bürger Staatlicher Ankläger aber hat behauptet, daß ich diesbezüglich nichts zu meiner Rechtfertigung vorgebracht habe.

57 Vom Redakteur gestrichen.
58 Von Stalin gestrichen.
59 Von Stalin gestrichen.

Ich werde bei den anderen Sachen[, auf den Widersprüchen in den Aussagen von Kamkov und Karelin und im Hinblick auf eine Reihe anderer Dinge,][60] nicht verweilen, weil ich Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen will. Ich gebe die Tatsache zu, daß ich mit Karelin und Kamkov ein Gespräch hatte, wobei die Initiative in bezug auf die Verhaftung Lenins für 24 Stunden und das Fortbestehen des Blocks mit den ‚linken' Sozialrevolutionären von den ‚linken' Sozialrevolutionären ausging. Aber beim ersten Gespräch war die Antwort darauf eine grob ablehnende, und was den Umstand anbelangt, daß in der Folgezeit Verhandlungen mit den ‚linken' Sozialrevolutionären durch Vermittlung Pjatakovs geführt wurden, was man, wie wohl der Bürger Staatsanwalt formulierte, als einen Versuch zum gewaltsamen Sturz der Sowjetmacht ansehen kann, so gestehe ich: Einen solchen Moment gab es. Die Absicht der physischen Vernichtung bestreite ich kategorisch, und hier hilft keineswegs jene Logik, von der der Bürger Staatlicher Ankläger gesprochen hat, daß gewaltsame Verhaftung physische Vernichtung heißt.

Die Konstituierende Versammlung wurde verhaftet, indessen hat dabei niemand physisch gelitten. Die Fraktion der ‚linken' Sozialrevolutionäre wurde verhaftet, hat aber nicht physisch gelitten. Und ich sage – und dies wurde in der Rede des Staatlichen Anklägers ausgelassen –, daß in diesen verbrecherischen und ruchlosen Gesprächen speziell davon gesprochen wurde, daß um keinen Preis auch nur ein Haar auf dem Haupte der bezeichneten Personen gekrümmt werden dürfe. Dies mag scheinen, wie es einem beliebt, aber gerade so verhielt es sich in der Wirklichkeit.

Das ist eine Episode nach dem Brester Frieden.[61] [...] sie nahm überhaupt zeitlich einen ungewöhnlich kleinen Platz ein, da bald darauf die ‚linken' Sozialrevolutionäre ihre Aktionen unternahmen. Wir mußten die Fraktion der ‚linken' Sozialrevolutionäre verhaften, und ich nahm selbst an dieser Operation teil, ich nahm selbst an der Leitung der Verhaftung der ‚linken' Sozialrevolutionäre teil. Danach hatten wir überhaupt nichts mehr mit den ‚linken' Sozialrevolutionären zu tun. Ich fuhr ins Ausland, dann kam ich von dort zurück, nachher, ich wiederhole es, wurde ich durch eine Bombe der ‚linken' Sozialrevolutionäre verwundet.[62] Ich bestreite nicht, daß diese nicht persönlich gegen mich gerichtet war, wie der Zeuge Mancev aussagte, aber ich will sagen, daß allen bekannt war, daß ich im Hause des Moskauer Komitees ein Referat halten sollte. Damals wurde auch das Attentat verübt, wobei ich leicht verwundet wurde. Eine ganze Reihe damaliger Parteifunktionäre wurde getötet. Dieses Attentat wurde bekanntlich von [vom Block der] ‚linken' Sozialrevolutionäre[n][63] mit Čerepanov und seiner Frau Tamara an der Spitze und von sogenannten illegalen Anarchisten ausgeführt.

Ich habe Mancev deswegen genannt, weil der ‚linke Kommunist' Mancev den Čerepanov verhaftete, da er nicht ein Bundesgenosse dieses Čerepanov war. Die Behauptung, daß Béla Kun die ‚linken' Sozialrevolutionäre angespornt habe, ist unrichtig.

60 Von Stalin gestrichen.

61 Falsche Übersetzung in der deutschen Ausgabe. Die Rede ist von einer Episode, die sich nach dem Brester Frieden ereignet hat.

62 Am 25. September 1919 verübten die linken Sozialrevolutionäre ein Bombenattentat im Leontevskij pereulok.

63 Stalin fügte an dieser Stelle „vom Block der ‚linken' Sozialrevolutionäre" ein.

Ich will sagen, daß es einen Augenblick lang eine verbrecherische Verschwörung der ‚linken Kommunisten' mit den ‚linken' Sozialrevolutionären gegeben hat, die nach der Aktion, an deren Unterdrückung eine ganze Reihe ‚linker Kommunisten' aktiven Anteil nahm, rasch in die Brüche ging."

Varvara Jakovleva hatte getan, was von ihr verlangt worden war, und auf diese Weise das Leben ihrer Tochter gerettet.

Die geschlossene Sitzung des Militärkollegiums des Obersten Gerichts der UdSSR gegen Varvara Jakovleva begann am 14. Mai 1938 um 21.30 Uhr und dauerte fünfzehn Minuten. Das Urteil lautete zwanzig Jahre Haft, Aberkennung der politischen Rechte für fünf Jahre und Beschlagnahme des persönlichen Eigentums. Am 8. September 1941 wurde sie im Gefängnis von Orlow erneut angeklagt (antisowjetische Agitation im Gefängnis) und vom Militärkollegium unter dem Vorsitz von Ul'rich[64] zum Tode durch Erschießen verurteilt.

64 Ul'rich, Vasilij Vasil'evič (1889–1951). Vorsitzender des Militärkollegiums des Obersten Gerichts der UdSSR von 1926 bis 1948.

Eine Episode aus dem Jahre 1909

Die Beziehung von Alltagsleben und Politik in der russischen sozialistischen Emigration vor dem Ersten Weltkrieg*

Von Jürg Ulrich

Vorbemerkung

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert wandten die russischen Sozialdemokraten die Theorien des Marxismus auf ihr eigenes Land an. Schon innerhalb weniger Jahre schienen diese sich zu bestätigen: 1905 lief das russische Volk zum ersten Mal Sturm gegen die Selbstherrschaft des Zaren. Im Verlauf weniger Monate erwies sich dabei das städtische Proletariat, die industrielle Arbeiterschaft, als die führende Schicht auf seiten der Revolution. Die Intellektuellen der russischen Sozialdemokratie hatten dies aufgrund ihres Studiums des Marxismus vorausgesehen und empfanden den Massenaufbruch von 1905 als einen Triumph ihrer Analyse.

Nach der Niederlage der Revolution im Jahre 1907 verzagten indes viele russische Sozialisten und vertrauten sich der Führung des Bürgertums an. Nur in wenigen hatte das Erlebnis der Revolutionsjahre Siegeszuversicht hinterlassen. Wegen der Verfolgungen in der Heimat begaben sie sich in die Emigration nach Westeuropa und versuchten, von hier aus die revolutionäre Bewegung in Rußland und ihre Ideen zu beeinflussen. Dazu mußten sie die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) neu organisieren, ihr Ideengut und ihre Strategien kritisch sichten.

Neben und innerhalb der allgemein bekannten Parteiflügel – der Bolschewiki und der Menschewiki – bildeten sich neue Tendenzen und Fraktionen, die sich bekämpften, zum Teil aber auch überraschend zusammenfanden. Diese Entwicklung innerhalb der russischen Emigration zu verfolgen ist für den Historiker deshalb von Interesse, weil die in den sozialistischen Emigrantenzirkeln gewonnenen Gesichtspunkte in der Revolution von 1917 eine entscheidende Rolle spielten.

Wenn wir annehmen, daß jeder Mensch nicht nur seine privaten Anliegen mit sich trägt, sondern auch ein Ausdruck der auf ihn einwirkenden kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Kräfte ist, so ist die Korrespondenz zwischen Lev Davidovič Trockij, Lev Borisovič Kamenev und Vladimir Il'ič Lenin aus dem Jahre 1909 von vitalem Interesse. Diese Revolutionäre, die ihr Leben bewußt in den Dienst der Revolution und des Sozialismus stellten, waren dadurch gesellschaftlichen Zwängen besonders stark ausgesetzt. Sie nahmen einerseits in Kauf, sehr bescheiden leben zu müssen, andrerseits versuchten sie, organisierend auf die Arbeiterbewegung in Rußland einzuwirken. In den Kreisen der russischen sozialdemokratischen Emigranten bestimmte

* Der Autor dankt Herrn Professor Heiko Haumann, Historisches Seminar Basel, für die Beratung beim Abfassen dieses Artikels und Herrn Dr. Heinrich Riggenbach, Basel, für die Hilfe bei der Übersetzung des russischen Textes.

einerseits die Gesellschaftstheorie, andererseits das tägliche Leben in den Ländern, in die sie geflohen waren, die politischen Entscheidungen. Dies soll hier anhand einer kurzen persönlichen Korrespondenz zwischen den drei genannten Sozialisten gezeigt werden.[1] Die Beziehung zwischen Politik und persönlichem Alltagsleben kann man daran nachweisen, weil einerseits fast gleichzeitig eine protokollierte Redaktionssitzung des „Proletarij", des theoretischen Organs des bolschewistischen Flügels der russischen Sozialdemokratie, stattfand,[2] andererseits die ersten Nummern der „Pravda", einer sozialistischen Zeitung unter der Leitung Trockijs, herausgekommen waren.[3]

Die Korrespondenz

Sie wird von den Herausgebern bisher unbekannter russischer Lenindokumente als „nicht früher als am 7.(20.) Juni und nicht später als am 11.(24.) Juni 1909" datiert.[4]

Brief Trockijs an Kamenev

Lieber Lev Borisovič, ich wende mich an Sie mit einer Bitte, die Ihnen keinerlei Vergnügen bereiten wird: Sie müssen hundert Rubel aus dem Boden stampfen und sie mir telegraphisch überweisen. Wir befinden uns jetzt in einer schrecklichen Lage, wovon ich nichts beschreiben werde: Es reicht zu sagen, daß wir dem (Lebensmittel-)Händler, bei dem wir alles beziehen, für den April, Mai und Juni nichts bezahlt haben [dostatočno skazat', čto lavočniku, u kotorogo vse zabiraem, ne zaplačeno za]. Die „Kievskaja mysl'" hätte vor etwa drei Wochen 100 Rubel Vorschuß zahlen sollen (so versprach es der Redakteur) – aber ungeachtet meiner Briefe antwortet er kein Wort. Unterdessen hat der Händler [lavočnik] eine letzte Frist bis zum Morgen des 25. genannt. Stellen Sie das Darlehen für eine Frist von zwei Wochen aus (bis 7.–8. Juli), und schicken Sie es unverzüglich per Telegraph, so daß es bis am 24. abends hier ist – sonst sind wir am 25. ohne Brot, Milch und Fleisch. Im Telegramm muß man unbedingt nicht nur den Familiennamen, sondern auch den Vornamen schreiben: Leo Bronstein, Friedlgasse 40, Wien XIX.

Wenn Sie dies nicht beschaffen können, wenden Sie sich an Sverčkov. Hier kann ich mich an absolut niemanden wenden. Das Geld werde ich zur Zeit zurückgeben. Ich bin sehr in Eile, und deshalb schreibe ich über nichts anderes. Was hört man von Ol'ga? Wie lebt sie in der Dača?

Ihr L. Bronstein.

1 Vgl. V. I. Lenin, Neizvestnye dokumenty 1891–1922, Moskva 1999, S. 34, Dok. 15.

2 Vgl. Protokoly soveščanija rasširennoj redakcii „Proletarija" jun' 1909. Hrsg. von Geoffrey Swain, Milwood, New York, 1982.

3 Vgl. Lewis Sinclair, Trotsky. A Bibliography, Brookfield, Vermont, and Southampton 1989. Hier sind die Einträge Pravda 081003 (1), 081217 (1–3), 090327 (1–4), 090602 (1) von Belang.

4 Vgl. V. I. Lenin, a .a. O. (siehe Anm. 1). Die Übersetzung der Korrespondenz erfolgte durch den Autor.

Notiz Kamenevs an Lenin

Lesen Sie. *Dies ist klar via* [čerez] *mich an höhere Kollegen.* Wie denken Sie? Soll so etwas nicht das Zentralorgan tun? Auf mich konnte er doch nicht zählen.

Kamenev.

Antwort Lenins an Kamenev

Ich bin dafür, es zu senden. Aber es ist eine Sache für die Kleingeldkommission.

Anmerkungen im russischen Buch

Das Zentralorgan der SDAPR war die Zeitung „Socialdemokrat", die von Februar 1908 bis Januar 1917 herauskam. Sie wurde in Wilna, Paris und Genf gedruckt.

Das Geld (100 Rubel) wurde Trockij am 11.(24.) Juni 1909 geschickt.

Kommentare

Die Beteiligten

Die Adresse Trockijs in Wien geht aus dem Brief selbst hervor. Nach übereinstimmender Darstellung seiner Biographen handelte es sich um ein bescheidenes Haus in einem Arbeiterviertel.[5]

Lenin lebte seit Herbst 1908 in Paris[6] an der Rue Bonnier, einer Querstraße der Avenue d'Orléans, nicht weit vom Parc Montsouris, einem wohlhabenden Viertel in der Nähe des Stadtwalls.[7] Kamenev war ebenfalls Ende 1908 oder Anfang 1909 von Genf nach Paris gezogen. Seine Adresse wird in einem Brief an Aleksandr Aleksandrovič Bogdanov und dessen Frau Anfang 1909 mit „20 Rue Sarrette" angegeben, wobei Kamenev in diesem Schreiben bittet, ihm Briefe per *poste restante* auf den Namen Rozenfel'd zu schicken. Der Brief hält auch fest, daß er einstweilen „biwakiere", d. h. wohl, daß er bald bei diesem, bald bei jenem Freund wohnte. Er litt an Fieberschüben, seine Frau hatte sich noch wenig an Paris gewöhnt, der kleine Sohn war häufig krank.[8] Die Adresse entspricht einer Wohnung im 14. Arrondissement (Montparnasse). Demnach wohnte Kamenev nicht weit von Lenin.

Weitere erwähnte Personen

Ol'ga war Kamenevs Frau und Trockijs Schwester. Sie lebte zum Zeitpunkt des zitierten Briefs in einer „Dača", was wohl ein ländliches Haus in der Nähe von Paris bezeichnet.

5 Isaac Deutscher, The Prophet Armed, New York 1965, S. 183; Pierre Broué, Trotsky, Paris 1988, S. 134.

6 Entnommen dem Anhang über Lenins Lebensdaten in: W. I. Lenin, Werke, Bd. 15, Berlin 1980, S. 516.

7 N[adežda] K[onstantinovna] Krupskaja, Erinnerungen an Lenin, 2 Bde., Zürich [1933], hier Bd. 2, S. 3.

8 Vgl. Rossijskij gossudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii, f. 323, op. 2, d. 152, Bl. 21–23. Aus dieser Abschrift von nicht datierten, nach dem Inhalt Anfang 1909 verfaßten Briefen Kamenevs an

Vermutlich lebte sie dort, damit das Kind und sie selbst sich von den winterlichen Erkältungen erholen konnten.

Dmitrij Sverčkov, bei dem Kamenev auf Bitte Trockijs betreffs des Geldes anfragen sollte, falls Kamenev selbst nicht aushelfen könne, war Bolschewik, Mitglied des Petersburger Sovets von 1905 und 1905/06 ein Mitangeklagter Trockijs. Er schrieb selbst ein Buch über die Revolution von 1905.[9] Im Personenverzeichnis des Buches, aus dem der hier besprochene Brief stammt, wird er allerdings als Menschewik bezeichnet, der 1909 bis 1910 zum Zentralkomitee dieser Fraktion gehörte. Nach der gleichen Quelle lebte er von 1882 bis 1938. Er hinterließ Memoiren, die nicht aufzufinden waren.[10]

Zum Text

Wie aus dem Wortlaut des Briefes hervorgeht, reichte der von Trockij erbetene Betrag von 100 Rubeln für ein Ehepaar mit zwei Kindern zum Kauf von vermutlich bescheidenen Lebensmitteln während knapp dreier Monate. Nach anderen Vergleichen entspricht der Betrag etwa zwei Arbeitermonatslöhnen in Rußland.

Erstaunlich ist, daß Trockij um dieses Geld in russischer Währung bat, mußte er doch seine Lebensmittel in österreichischer Währung bezahlen, während Kamenev und Lenin damals in französischen Francs rechneten.[11] Auch die telegraphische Überweisung mußte vermutlich in einer dieser Währungen formuliert werden. Es ist deshalb denkbar, daß Trockij damit rechnete, daß sein Schreiben einem russischen Emigranten gezeigt würde, der sich erst kürzlich in Paris niedergelassen hatte und deshalb über Geldfragen noch in Rubeln dachte – also Sverčkov.

Der Brief zeigt uns Trockij in großer materieller Not. Er hält es für möglich, daß es Kamenev besser geht. Es fällt auf, daß er präzisiert, er brauche das Geld für Lebensmittel, obwohl er vermutlich noch andere Schulden hatte, etwa für Mietzins, Kleider, Reisen und für die von ihm selbst lancierte „Pravda" (von Historikern meist „Wiener Pravda" genannt), deren erste Nummer im Oktober 1908 erschienen war. Nach Zusammenstellungen, die in Abständen von einigen Monaten in der „Pravda" erschienen, waren für diese Zeitung in vier Monaten etwa 2000 Rubel notwendig. Diese kamen aus verschiedenen russischen und westeuropäischen Städten zusammen (u. a. aus Wien und Zürich) und waren wohl teils Kauf- und Abonnementskosten, teils Gönnerbeiträge. Die Einzeleinnahmen erreichten dabei nur selten 100 Rubel.[12]

[Forts. von Anm. 8]
Bogdanov und dessen Frau geht hervor, daß Kamenev mit Bogdanov freundschaftliche Beziehungen verbanden, er sich aber nicht für kompetent hielt, in Bogdanovs philosophische Kontroverse mit Lenin einzugreifen. Es wurde hier von Kamenev auch festgehalten, daß er früher den Boykott der Dumawahlen befürwortet habe, im Augenblick der Korrespondenz diesen aber nicht mehr für richtig erachtete.

9 Deutscher, a. a. O., S. 140 und S. 147.

10 Dmitrij Sverčkov, Na zarje revoljucii, Leningrad 1925. Zit. bei Deutscher, a. a. O., S. 130 f. und S. 147.

11 Dies geht u. a. aus den in Anm. 1 angeführten, kürzlich veröffentlichten Dokumenten über Lenin hervor, hier S. 29, Dok. 12.

12 Siehe z. B. die Zusammenstellung auf S. 4 der Pravda, Nr. 9 vom 1./14. Januar, die die finanzielle Seite der Nummern 5–8, d. h. seit September 1909, abdeckt.

Geld für seinen eigenen Lebensunterhalt aufzutreiben muß für Trockij erniedrigend gewesen sein. Deshalb wandte er sich an seinen Schwager. Eine gewisse Verlegenheit läßt sich anhand der leicht burschikosen Wendungen zu Anfang des Briefes vermuten: „die 100 Rubel aus dem Boden stampfen" [dobyt' iz pod zemli 100 rub]. Daß er die Angelegenheit am liebsten als Familiensache betrachtet hätte, geht auch aus der Erkundigung nach seiner Schwester Ol'ga hervor. Was allfällig anzusprechende Parteigenossen betrifft, erwähnt er Sverčkov, mit dem ihn Erinnerungen an den Petersburger Sovet, an das Gefängnis, an den Prozeß verbinden.[13]

Für den deutschen Leser ist die Umgangsform auffallend: Trockij ist mit seinem noch nicht dreißigjährigen Schwager per „Sie" und spricht ihn mit Vor- und Vatersnamen an, also formell. Die russische Anrede mit Vor- und Vatersnamen zeugt aber nicht nur von Distanz, sondern auch von Achtung. Das unter deutschen Sozialdemokraten jener Zeit übliche „Du" wurde unter den führenden russischen Sozialdemokraten nicht gebraucht. Dies wird auch durch die zitierte Notiz Kamenevs an Lenin belegt. Es wäre interessant, die prägenden Einflüsse solcher Umgangsformen zu untersuchen.

Kamenevs Reaktion mußte rasch erfolgen. Er war entweder wirklich nicht in der Lage, selbst finanziell auszuhelfen, oder er wollte es nicht. Jedenfalls betätigte er sich als Vermittler – nicht gegenüber Sverčkov, wie von Trockij angeregt, sondern gegenüber Lenin. Er war nach dem Wortlaut seines Begleitzettels der Ansicht, daß er als Geldverleiher niemals selbst gemeint sein könne, sondern ein „Höherer". Als solchen empfand er also bereits damals Lenin.

Auffallend ist der Kontrast zwischen dem Brief Trockijs einerseits und den Zetteln Kamenevs und Lenins andrerseits. Trockij wendet sich an Kamenev als an einen Privatmann, ein Familienmitglied. Kamenev und Lenin betrachten die Bitte als eine Parteisache. Es stellt sich die Frage, ob Kamenev mit der Bezeichnung „Zentralorgan" wirklich die Zeitung „Socialdemokrat" meinte, wie die Herausgeber des Buches denken, oder ob er in dieser beiläufigen Notiz einfach die Partei so bezeichnete. Dabei wäre nicht einmal klar, ob dies der Sozialdemokratie als Ganzem oder der bolschewistischen Fraktion galt. Möglicherweise dachte Kamenev auch daran, Trockij dadurch zu bezahlen, daß er als Autor des „Socialdemokrat" gewonnen werden könne, wodurch er in eine gewisse Abhängigkeit geriete. So zufällig auch die ganze Episode wirkt, wirft sie doch die wichtige Frage nach dem Lebensunterhalt der politischen Emigranten auf. Schon aus den wenigen Worten des Briefes Trockijs geht hervor, daß er diesen im wesentlichen durch seine journalistische Tätigkeit (bei der „Kievskaja mysl'"), also parteiunabhängig, verdiente. Die Reaktion Kamenevs und Lenins zeigt, daß ihnen die Vorstellung nahelag, auch die Stillung der täglichen Bedürfnisse müsse von der Partei übernommen werden. Will man die Textinterpretation weitertreiben, so kann man auch die Tatsache, daß Trockij seinen Brief mit dem bürgerlichen Namen, Lenin und Kamenev ihre Zettelchen aber mit dem Parteipseudonym unterzeichneten, entsprechend deuten.

Lenins Reaktion auf Trockijs Bitte macht deutlich, daß Lenin mit Hilfe der Parteikasse nicht nur über Mittel in der genannten Größenordnung verfügte, sondern auch

13 N. [sic!] Trotzky, Rußland in der Revolution, Dresden 1910, gegenüber S. 304. Isaac Deutscher, a. a. O., S. 140 und S. 147.

versuchte, diese so einzusetzen, daß eine Bindung des Begünstigten an die Parteiorganisation daraus erwuchs. Ähnlich dachte wohl auch Kamenev.

An Lenin wandte sich Kamenev nicht nur als an eine „höhere", sondern an diejenige Person, von der er sich in solcher Lage am ehesten pekuniäre Hilfe versprechen konnte. Dieser war zwar kein reicher Mann, konnte sich aber immerhin eine Wohnung in einem bürgerlichen Quartier leisten und dort auch die Schwester Marija und seine Schwiegermutter aufnehmen.[14] Lenin machte aus der Geldnot Trockijs eine Angelegenheit der Partei, deren „Kleingeldkommission" er einsetzte. Das Geld wurde innerhalb der sehr kurzen Frist (aber keinen Tag früher) überwiesen. Es ist unwahrscheinlich, daß Parteigremien, denen gewisse Prozeduren vorgeschrieben sind, so rasch hätten reagieren können. Lenin verfügte also wohl selbst über den Betrag und forderte ihn nachher von der Partei zurück. Der Zweck war eindeutig: er war der Gönner Trockijs, er konnte eine Gegenleistung fordern – am ehesten eine Mitsprache bei der „Pravda".

Allgemeine Situation

Das Jahr 1909 fiel in die Triumphzeit der Reaktion in Rußland. Der Druck auf alle Arbeiterorganisationen war groß. Ihre Mitgliederzahlen, und somit die Mitgliedsbeiträge, schwanden. Es war nicht mehr möglich, daraus das Leben von Berufsrevolutionären in der Emigration zu bezahlen.[15] Viele Sozialdemokraten verschwiegen ihre sozialistischen Meinungen und gaben sich als sozial gesinnte Liberale aus. Unter anderem hofften sie, auf diese Weise finanzielle Unterstützungen durch Liberale, Schriftsteller und Künstler zu gewinnen, Gesinnungsgenossen in Kulturvereinen und ähnlichem organisieren zu dürfen und so einen Teil des dringend benötigten Geldes aus deren Mitgliedsbeiträgen und Spenden zu erhalten. Besonders gefährlich schien es solchen Sozialdemokraten, eine illegale Parteiorgansation zu unterhalten. Weil sie diese liquidieren wollten, nannte sie Lenin polemisch „Liquidatoren", ein Ausdruck der auch von Trockij ein Jahr später in einem Artikel für die „Neue Zeit" übernommen wurde.[16]

Auf ungewöhnliche Weise suchten die Bolschewiki ihre Parteikasse aufzufüllen: einerseits mit „Expropriationen", Überfällen auf Banken und Geldtransporte,[17] andererseits mit Spenden und testamentarischen Vermächtnissen. Unter letzteren ist das Testament N. P. Schmitts besonders bekannt geworden.[18]

14 Krupskaja, a. a. O., S. 34.

15 Vgl. Leo Trotzki, Stalin, Reinbek b. Hamburg 1971. Hier besonders das vierte Kapitel im ersten Band: Die Periode der Reaktion, S. 133–192.

16 N. [sic!] Trotzky, Die Entwicklungstendenzen der russischen Sozialdemokratie, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 28 (1910), Bd. 2, S. 860–871.

17 Trotzki, Stalin, a. a. O., S.161–168; Grigorij Uratadze, Vospominanija gruzinskogo socialdemokrata, Stanford, CA, 1968. Die berühmteste Expropriation war diejenige in Tiflis 1907 durch Ter Petrossian, genannt Kamo. Lange hatte man angenommen, Stalin sei bei der Organisation dieses Überfalls unmittelbar beteiligt gewesen. Im zitierten Werk legt Trockij seine Gründe dar, an dieser Version zu zweifeln. Außer dem Ereignis in Tiflis kamen andere vor, über die Uratadze in seinen Memoiren berichtet. Die von Uratadze genannten „Expropriationen" fanden alle in Georgien statt.

18 Vgl. Dietrich Geyer, Kautskys russisches Dossier. Deutsche Sozialdemokraten als Treuhänder des russischen Parteivermögens 1910–1915, Frankfurt a. M. und New York 1981. Schmitt war Besitzer einer Möbelfabrik, Erbe einer reichen Kaufmannsfamilie in Moskau und überzeugter Sozialist gewesen. Im

Die eher unbürgerlichen Mittel, die Lenin und sein Kreis zur Beschaffung finanzieller Mittel einsetzten, zeigen, welche zentrale Rolle Geld bei der Organisation der Partei für die sozialistische Emigration spielte. Die Überzeugung der Revolutionäre konnte nur unter Aufwand erheblicher finanzieller Mittel in organisatorisches Handeln umgesetzt werden.

Parteileben in Paris

Ein gutes Bild darüber kann man sich aufgrund der Erinnerungen Nadežda Konstantinovna Krupskajas machen. Vom 21. bis 30. Juni 1909 (neuer Kalender), also rund zehn bis vierzehn Tage nach dem Ersuchen Trockijs, fand in Paris die erweiterte Redaktionssitzung des theoretischen bolschewistischen Organs „Proletarij" statt, die mit einiger Nervosität vorbereitet worden war und Lenin dermaßen erschöpfte, daß er nachher einen Monat Urlaub brauchte.[19] Diese Sitzung wurde protokolliert.[20] Der Betrag von 100 Rubeln wurde am 11. Juni an Trockij überwiesen, also zehn Tage vor dem Beginn dieser Sitzung. Das Gremium konnte also auf Lenins Entscheidung keinen Einfluß ausüben. Nicht auszuschließen ist aber, daß Lenin seine Entscheidung bereits im Hinblick auf die Redaktionskonferenz traf. Die Beziehung zu Trockij und dessen in Wien herausgegebener Zeitung „Pravda" war ein wichtiges Traktandum der Konferenz.

An der erweiterten Redaktionskonferenz des „Proletarij" in Paris nahmen Lenin, Grigorij Evseevič Zinov'ev, Kamenev, Bogdanov, Goldenberg-Meškovskij, I. F. Dubrovinskij, Aleksej Ivanovič Rykov, Viktor K. Taratuta, V. L. Šancer-Marat, Michail Pavlovič Tomskij, V. M. Šuljatikov, N. A. Skrypnik, Nadežda Konstantinovna Krupskaja, A. J. Ljubimov und A. P. Golubkov teil, insgesamt also fünfzehn Personen.

Der wichtigste Gegenstand der ersten Sitzungen war die Ablösung Bogdanovs in der Redaktion des „Proletarij" durch Zinov'ev und Kamenev. Sie wurde mit der Philosophie Bogdanovs und seiner Anhänger, besonders Anatolij Vasilevič Lunačarskijs, begründet. Diese nannte man „Gotteserbauer" [bogostroiteli]. Ihr Gedankengut klassifizierte die Versammlung als mit dem Marxismus unvereinbar, ohne daß inhaltlich darauf eingegangen wurde.

Des weiteren war das Gremium mehrheitlich der Ansicht, daß man die parlamentarischen Möglichkeiten der Duma nach Kräften nutzen solle, daß also eine spektakuläre Abberufung der sozialdemokratischen Abgeordneten und ein künftiger Boykott

[Forts. von Anm. 18]
Zusammenhang mit dem Aufstand der Moskauer Arbeiter im Dezember 1905 wurde er verhaftet und starb im Gefängnis eines gewaltsamen Todes. Sein Vermögen, wahrscheinlich etwa eine halbe Million Rubel, hatte er mündlich seiner Partei vermacht. Dabei blieb unklar, ob die ganze Partei oder lediglich die bolschewistische Fraktion gemeint war. Verwandte des Erblassers, zwei minderjährige Schwestern, unterstützten wenigstens zeitweise die Ansprüche der Partei. Um der Partei dieses Erbe auch gegenüber dem bürgerlichen Recht zu sichern, ging ein bolschewistisches Parteimitglied mit einer der Schwestern sogar eine Scheinehe ein. Da die Ansprüche der verschiedenen Fraktionen und Strömungen innerhalb der russischen Sozialdemokratie unklar waren, wurden die Gelder einer Kommission, bestehend aus den drei führenden deutschen Sozialdemokraten Clara Zetkin, Karl Kautsky und Franz Mehring, anvertraut.

19 Krupskaja, a. a. O., S. 40 f.

20 Vgl. Protokoly soveščanija ..., a. a. O. (siehe Anm. 2).

der Dumawahlen, wie sie Bogdanov und seine Anhänger vorschlugen, nicht in Frage kämen.

Die schwerwiegenden Meinungsunterschiede in bezug auf die Philosophie und auf die parlamentarische Strategie führten zur Abwahl Bogdanovs aus der Redaktion des „Proletarij". Er war während der zweiten Hälfte der Versammlung nicht mehr anwesend.

Finanzprobleme wurden erst gegen Schluß des Treffens besprochen. Protokollarisch festgehalten sind nur Verhandlungen über die Ausgaben (rund 3000 Rubel im Monat, vorwiegend für die Parteipresse). Die Anwesenheit Taratutas, der zu einer der Schwestern des Erblassers Schmitt intensive Beziehungen unterhielt, läßt aber darauf schließen, daß auch die Einnahmen in nicht protokollierten Gesprächen eine Rolle spielten. Bogdanov, der nun von der Redaktion des „Proletarij" ferngehalten wurde, war einer der Hauptbefürworter der „Expropriationen" gewesen. Solche wurden nach 1909 kaum mehr unternommen. Auch sie dürften auf der Sitzung besprochen worden sein. Daß darüber keine Protokolle existieren, wundert weiter nicht.

In den späteren Sitzungen kam die Frage nach einem populären Presseorgan der Bolschewiki zur Sprache. Kamenev schlug vor, daß man versuchen solle, die von Trockij herausgegebene „Pravda" zu einem solchen zu machen. Auffallend an seinem diesbezüglichen Votum ist, daß er diesen Versuch ausdrücklich als eine Kampfmaßnahme *gegen* Trockij charakterisierte.

Er plante mithin eine Unterwanderung von Trockijs Organ durch die Bolschewiki. Die Versammlung beauftragte ihn in der Folge, mit Trockij entsprechende Verhandlungen aufzunehmen. Lenin formulierte seine Interventionen so, daß er die Schaffung einer populären Zeitung und eine Kontaktnahme mit Trockij befürwortete, wobei er offenließ, wie die beiden Schritte miteinander verbunden werden sollten.

Kamenev: „Mit der Umwandlung des ‚Proletarij' in ein populäres Organ bin ich nicht einverstanden. Ich bestreite nicht die Notwendigkeit eines populären Organs in Rußland, aber den Kampf mit Trockij muß man anders führen. Man muß mit ihm in Verhandlung treten über die Herausgabe des populären Organs, so daß dort in der Redaktion die Mehrheit unser wäre."

Lenin: „Ich schlage eine Resolution vor: ‚Das bolschewistische Zentrum beauftragt die Redaktion des Proletarij [...], einen Plan der Herausgabe eines populären Organs durch das Zentralorgan auszuarbeiten, der sich einer Verhandlung mit Trockij über die Umwandlung in ein populäres Organ und auch einer Einstellung des ‚Proletarij' nicht verschließt, sofern der Kampf mit den Otzovisten und ähnliche Bedingungen dies erlauben.'"[21]

Unmittelbar nach der Konferenz suchte Goldenberg-Meškovskij Trockij in Wien auf, um mit ihm diese Frage zu besprechen.[22] Später, im Jahre 1910, arbeitete Kamenev einige Monate mit Trockij zusammen in der Redaktion der „Wiener Pravda".[23] Daß sich die beiden Schwäger dabei überwarfen, ist bei der erklärten Unterwanderungsabsicht

21 A. a. O., S. 111.
22 A. a. O., S. XXXVII.
23 Deutscher, a. a. O., S. 195–197; Broué, a. a. O., S. 137 f.

Kamenevs nicht weiter erstaunlich. Die Übernahme der Zeitung durch die Bolschewiki mißlang. Von einigem Interesse ist, daß Kamenev sich in seiner von ihm selbst beglaubigten Kurzbiographie durch Feodosij Ivanovič Muzyka als Befürworter der Zusammenarbeit mit Trockij, Lenin aber als reserviert darstellt.[24] Offensichtlich wollte er 1924/25 seine These, daß Leninismus und Trotzkismus zwei verschiedene Doktrinen seien, noch stärker stützen.[25] Ab 1910 war Lenin wirklich derjenige, der die Zusammenarbeit mit der „Wiener Pravda" am entschlossensten ablehnte.

Die Beziehung der bolschewistischen Emigration in Paris zu Trockij

Die im vorliegenen Artikel dargestellte Phase der Auseinandersetzungen in der russischen sozialdemokratischen Emigration lenkt den Blick auf die „Wiener Pravda".[26] Diese Zeitung war durch Spenden von seiten sozialistischer russischer Emigranten und deutschsprachiger Sozialdemokraten möglich geworden. Am 15. Juni 1909 (neuer Kalender), also eine Woche vor der erweiterten Redaktionssitzug des „Proletarij", war die vierte Nummer herausgekommen. Trockij hatte die ersten Nummern bereits am 16. Oktober 1908 und 31. Dezember 1908 erscheinen lassen. Die erste Nummer wurde in Genf gedruckt, die nächsten fünf in Lemberg. Erst für die folgenden wird Wien als Erscheinungsort angegeben. Trockij, M. I. Basok-Melenevskij, S. Ju. Semkovskij, Adolf Abramovič Ioffe und M. I. Skobelev werden von Frédéric Corney als „editorial board" genannt. Ein solches wurde aber aus konspirativen Gründen in der Zeitung selbst nicht angezeigt. Als Sekretär diente Tomskij-Kopp. Wichtige Mitarbeiter waren D. B. Rjazanov und M. I. Semkovskij. Skobelev, Sohn reicher Eltern, gehörte wahrscheinlich dank finanzieller Zuwendungen zu den Herausgebern.

In der ersten editorischen Erklärung des Herausgebers Trockijs wurde hervorgehoben, daß das Blatt „nicht führen, sondern dienen" und „nicht spalten, sondern vereinen" wolle.

Was die Gesamtlinie der „Pravda" betrifft, kann festgehalten werden, daß sie immer die Einheit der Partei zu wahren versuchte und auch deren kleinen Absprengungen die Tür offenhielt, damit sie wieder den Weg in eine einheitliche russische sozialdemokratische Partei fänden. In der hier besprochenen Zeit, vor allem in den Nummern 3 und 4 (April und Juni 1909), versuchte die „Pravda" außerdem, besonders internationalistisch zu agieren. So erschienen Artikel, die jeden Blutzoll für ein reaktionäres Vaterland seitens der Arbeiterschaft verurteilten. Die „Pravda" nahm also das zentrale Problem der sozialistischen Parteien beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs vorweg. Ferner verfolgte die Zeitung die Wahlergebnisse in Westeuropa, freute sich an Erfolgen westlicher sozialdemokratischer Parteien. Trotzdem schrieb Lenin im August 1909 an Ljubimov, Trockij gründe eine neue Fraktion und wehre sich gegen Parität,[27] was

24 F. I. Muzyka, Kamenev, Lev Borisovič, in: Dejately SSSR i revoljucionnogo dviženija Rossij Granat, Moskva 1989 [Nachdruck der Ausgabe von 1926], S. 427–430.

25 Vgl. L. B. Kamenev, Leninismus oder Trotzkismus?, in: Um den Oktober, Hamburg 1925, S. 53–101.

26 Vgl. Frédéric Corney, Trotsky and the Vienna Pravda, in: *Canadian Slavonic Papers*, 1985, Nr. 3, S. 248 bis 268.

27 Brief Lenins an Ljubimov vom 18. August 1909. Hier zitiert nach: a. a. O., S. 260 f.

vermutlich hieß, daß nach Lenins Ansicht die Hälfte der „Pravda"-Herausgeber Bolschewiki sein sollten.

In diesem Zusammenhang fällt eine Bemerkung Krupskajas in den Erinnerungen an Lenin auf, daß Lenin 1908 eine Umsiedelung von Genf nach Wien anstelle von Paris erwogen habe.[28] Etwa gleichzeitig wurde die „Pravda" aus dem Organ einer Gruppe ukrainischer Menschewiki, der „Spilka", in ein Organ der gesamten russischen Sozialdemokratie umgeformt.[29] Ein Umzug Lenins nach Wien hätte ihn also nicht nur näher an Rußland gebracht, sondern auch eine intensivere Auseinandersetzung mit Trockij bewirkt.

Fazit

Die Korrespondenz, die die materielle Lage Trockijs offenlegte, führte zu den Problemen der Finanzierung der revolutionären sozialistischen Bewegung. Überzeugte Sozialisten mit Beziehungen zu vermögenden Kreisen unterstützten die Bewegung in der Phase des Abschwungs und der Neubesinnung. Die Unterstützung erfolgte gelegentlich durch letztwillige Verfügung wie im Fall Schmitts, gelegentlich durch persönliche Mitwirkung von Mitgliedern reicher Familien wie im Fall Skobelevs, des Sohnes eines Unternehmers, der sich für die Gewinnung von Erdöl engagierte.[30] Auch Ioffe, der engste Mitarbeiter Trockijs und Verteiler der „Pravda" in Rußland, war Sohn eines vermögenden Transportunternehmers in Simferopol.[31]

Die führenden Sozialdemokraten selbst verfügten meist nicht über vergleichbare Vermögen. Immerhin waren die Familien oft in der Lage, für ihren Lebensunterhalt im Westen aufzukommen. Dies ist von Lenin bekannt. Auch Kamenev, dessen Vater 1908 ermordet worden war, hatte vielleicht Vermögensanteile geerbt. Jedenfalls war es seiner Mutter möglich gewesen, 1000 Rubel zu hinterlegen, damit er aus dem Gefängnis entlassen werden konnte.[32] Ob die hier vorgestellte Bitte Trockijs um finanzielle Unterstützung durch Wissen um solche Verhältnisse zustande kam, ist nicht mehr festzustellen. Viele führende sozialistische Emigranten waren also materiell unabhängig genug, um wenigstens für ihr persönliches Leben im Ausland aufzukommen. Für die Publikationen mußten sie erhebliche Mittel aufbringen, was in den Jahren der Reaktion nach der

28 Krupskaja, a. a. O., S. 13.

29 Corney, a. a. O., S. 249. Nach dieser Darstellung war die „Spilka" eine ukrainische sozialdemokratische Organisation, die sich 1908 wie andere revolutionäre Gruppierungen in einem desolaten Zustand befand. Ihr führender Kopf, M. I. Basok-Melenevskij, wandte sich deshalb an Emigrantenzirkel um Rat und Hilfe. Durch deren Vermittlung wurde Trockij gebeten, der Herausgebergruppe beizutreten. Er entwickelte sich rasch zu ihrem führendem Mitglied. Die „Spilka" trat in den Hintergrund, blieb aber immer noch beteiligt.

30 A. a. O., S. 252.

31 Nadezhda A. Joffe, Back in Time. My Life, My Fate, My Epoch, Oak Park, MI, 1995, S. 3.

32 Diese Angaben finden sich im Staatlichen Archiv der Russischen Föderation (GARF) als Beilagen zur Begründung einer Nichtverlängerung der Anstellung Ivan Rozenfel'ds (eines jüngeren Bruders Kamenevs) bei der Bahn in Petersburg und Warschau 1912: GARF, 1912, Bl. 12, 14, 15, 15ob, 16, 16ob, 17, 17ob, die noch nicht in einem bestimmten Fond untergebracht sind.

Niederlage der Revolution fast ausschließlich dank der Beziehungen zu vermögenden Sympathisanten möglich war.

Deshalb führte uns die Analyse eines banalen Briefes mit der Bitte um einen bescheidenen Geldbetrag nicht nur zu den Alltagssorgen der damaligen russischen Emigranten, sondern auch zu ihrem politischen Zirkelwesen. Die Akten darüber enthalten also oft nur scheinbare Banalitäten. Manche Akten, wie der Streit um die Erbschaft Schmitts, wirken auf den heutigen Forscher als kleinliches, mit sozialistischer Ideologie verbrämtes Gezänk um Geld. Über dieses Niveau hinaus hebt die drei Korrespondenten Lenin, Trockij und Kamenev zunächst nur der Umstand, daß sie in der Revolution von 1917 eine herausragende Rolle spielten. Das läßt vermuten, daß hinter dem „kleinlichen Gezänk" sich auch reale politische Anliegen verbargen. Deshalb wundert es nicht, daß das Nachzeichnen von Vorgängen politischer Art, die sich gleichsam mit der „banalen" Korrespondenz verflochten, sowohl in einer Redaktionskonferenz des „Proletarij" als auch in der Werkstatt der illegalen, in Wien herausgegebenen Zeitung „Pravda" wiederfanden.

Das ziemlich genau zu rekonstruierende Datum, an dem der Brief Trockijs verfaßt wurde, ließ es zu, die politischen Beziehungen der revolutionären Emigranten untereinander in dieser Zeit genauer zu umschreiben. Es ergeben sich dabei Abweichungen ebenso gegenüber der offiziellen sowjetischen Historiographie wie gegenüber der hauptsächlich von Trockij selbst ausgehenden oppositionellen Geschichtsschreibung.

Im Gegensatz zu der von Kamenev propagierten, damals offiziellen Darstellung eines Antagonismus „Leninismus – Trotzkismus" sehen wir einen Trockij wohlgesinnten Lenin. Er ist freilich mißtrauisch und unterstellt Trockij, daß er eine weitere Spaltung der russischen Sozialdemokratie beabsichtige. Der ganze Grundton der (Wiener) „Pravda" widerspricht dem allerdings. Andererseits bagatellisiert Trockij in den nach 1929 entstandenen Schriften[33] sein gegen die Parteispaltung gerichtetes Engagement und wertet es als ein zum „Leninismus" Bekehrter unnötig ab.

33 Charakteristisch hierfür ist folgende Passage aus Leo Trotzki, Mein Leben, Frankfurt a. M. 1990, S. 193: „In Wirklichkeit war der Artikel [in der deutschen sozialdemokratischen Zeitung ‚Vorwärts'] nicht richtig, denn er rechnete damit, daß eine Partei entstehen würde durch Verschmelzung der Bolschewiki mit den Menschewiki, unter Wegfall aller Extreme, während in Wirklichkeit eine Partei entstanden ist im schonungslosen Kampf der Bolschewiki gegen die Menschewiki."

Karl Radek im Januaraufstand 1919 in Berlin

Drei Dokumente*

Von Ottokar Luban

Es war eine Sensation für die gesamte deutsche Presse, als plötzlich am ersten Tag des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund) – am 30. Dezember 1918 – dem bekannten bolschewistischen Propagandisten und russischen Regierungsmitglied Karl Radek „als Vertreter der russischen Sowjetrepublik"[1] das Wort zu einer Begrüßungsansprache erteilt wurde. Denn die von der Mehrheitssozialdemokratie und den unabhängigen Sozialdemokraten gebildete deutsche Revolutionsregierung, der Rat der Volksbeauftragten, hatte Anweisung gegeben, die Delegierten des russischen Zentralausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte (zu denen Radek gehörte) an der Ostgrenze abzuweisen, obwohl eine offizielle Einladung durch den Vollzugsrat der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in Berlin vorlag. Dennoch gelang es Radek, zusammen mit vier anderen Abgesandten aus Rußland illegal nach Berlin durchzukommen. Kein Wunder, daß – angesichts der bereits seit der zweiten Novemberhälfte 1918 in der Presse geschürten Bolschewismusfurcht – nach Ausbruch des Januaraufstandes 1919 in Berlin Radek als einer der Urheber dieser ersten großen Massenaktion nach dem 9. November 1918 angesehen wurde, die deutschen Militär- und Strafverfolgungungsbehörden intensiv nach ihm fahndeten und ihn nach seiner Festnahme fast ein Jahr lang in Haft behielten. Obwohl der Januaraufstand 1919 in Berlin hauptsächlich von den Berliner linken Betriebsvertrauensleuten, den „Revolutionären Obleuten", unter Mitwirkung der Berliner USPD-Organisation und der KPD-Führung getragen wurde, hat sich die von den Mehrheitssozialdemokraten und Bürgerlichen im damaligen politischen Tageskampf verwendete Bezeichnung „Spartakusaufstand", die die „Spartakisten", also die Kommunisten, als Hauptverantwortliche brandmarken sollte, fast bis in die Gegenwart erhalten.[2]

Von kommunistischer Seite ist wiederholt versucht worden, dieses verzerrte Bild geradezurücken. Am interessantesten für den Historiker ist dabei der 1929 in der partei-

* Karl Radek (1885–1939). Die biographischen Angaben zu Radek in dieser Dokumentation stützen sich, soweit nicht anders angegeben, auf die folgenden Studien: Marie-Luise Goldbach, Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923, Bonn-Bad Godesberg 1973 [künftig zitiert: Goldbach], sowie Markus Wehner, Karl Radek (1885–1939). Biographische Notizen, in: *IWK*, Jg. 28 (1992), H. 3, S. 393–406 – beide Arbeiten mit reichhaltigen bibliographischen Angaben.

1 Diese Formulierung benutzte der Parteitagsvorsitzende Wilhelm Pieck laut Protokoll bei der Worterteilung. Siehe: Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/19. Mit einer Einführung zur angeblichen Erstveröffentlichung durch die SED. Hrsg. und eingel. von Hermann Weber, Berlin 1993 [künftig zitiert: Gründungsparteitag], S. 67. Zum Presseecho: a. a. O., S. 44, Anm. 107.

2 Vgl. Ottokar Luban, Demokratische Sozialistin oder „blutige Rosa"? Rosa Luxemburg und die KPD-Führung im Berliner Januaraufstand 1919, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 2, S. 176–207 [künftig zitiert: Luban, Demokratische Sozialistin], hier: S. 205.

offiziösen Geschichte der Novemberrevolution 1918 veröffentlichte Brief Karl Radeks an die KPD-Zentrale vom 9. Januar 1919, in dem er die Führung der deutschen Kommunisten aufforderte, sich aus der aussichtslosen Aufstandsbewegung zurückzuziehen, zum Abbruch des Kampfes und gleichzeitig zur sofortigen Neuwahl der Arbeiterräte aufzurufen. Bedauerlicherweise wird nur ein Teil des Briefes wörtlich, auch noch mit einer Auslassung, zitiert, von einem weiteren Briefteil wird nur der Inhalt referiert. In einer in Deutschland nur schwer zugänglichen russischsprachigen Publikation eines Radek-Aufsatzes soll der auf deutsch geschriebene Brief ungekürzt in russischer Übersetzung enthalten sein. Im Original war der Brief den Historikern bisher nicht zugänglich.[3]

Um so wertvoller ist die vollständige wörtliche Wiedergabe eines weiteren Radek-Briefes vom 24. Januar 1919 – diesmal an die sowjetische Führung in Moskau – in einer wissenschaftlichen Edition von Dokumenten zur Geschichte der Kommunistischen Internationale, die 1998 in Rußland in einer kleinen Auflage von 700 Exemplaren erschienen ist, wobei alle Texte in russischer Sprache wiedergegeben sind. Da dieser Radek-Brief einen seltenen Fall einer internen, nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Meinungsäußerung im Kreise der kommunistischen Führer darstellt und darin wichtige Themen wie insbesondere das Verhalten der KPD-Führung im Berliner Januaraufstand 1919 und ihre Haltung zur Gründung der Kommunistischen Internationale sowie die Vorstellungen über eine zukünftige konspirative politische Arbeit der russischen bolschewistischen Revolutionäre in Deutschland behandelt werden, erscheint es wichtig, dieses Schriftstück durch eine Publikation in deutscher Übersetzung einer breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Dokument I
Brief Karl Radeks vom 24.[4] Januar 1919[5] an V. Lenin,[6] G. Čičerin[7] und J. Sverdlov[8]

[S. 90:] „Verehrte Genossen.

1. Zur Lage in Deutschland
Die Berliner Niederlage[9] wirft ein helles Licht auf das Kräfteverhältnis und auf die Lage der Kommunistischen Partei. Im Bericht, der für die Presse vorgesehen ist, zeichne

3 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, Frankfurt a. M. 1970 [als Reprint der Originalausgabe Berlin 1929], S. 282. Nach Goldbach (S. 32, Anm. 65) gibt es in der von Karl Radek verfaßten Schrift „Germanskaja revoljucija" (Bd. 2, Moskau und Leningrad 1925, S. 95) eine vollständige Fassung des Briefes in russischer Übersetzung des deutschsprachigen Originals.

4 Im Original fälschlicherweise: 4. Januar. Der 24. Januar geht aus dem Brieftext hervor, da dort von der „morgen" stattfindenden Beerdigung Liebkechts (25. Januar) die Rede ist.

5 Aus: Komintern i ideja mirovoj revoljucii. Dokumenty [Die Komintern und die Idee der Weltrevolution]. Verantwortl. Red. und Verf. der Einleitung: J. Drabkin. Bearbeiter: J. Drabkin, L. Babičenko, K. Širinja, Moskau 1998, S. 90–95 (aus der Serie: Dokumente der Komintern). – Für seine Zustimmung zu einer Veröffentlichung in deutscher Sprache danke ich Herrn Professor Dr. Jakov Drabkin, Moskau. Herrn Dr. Gerhard Kaiser, Berlin, bin ich für die Übersetzung des Brieftextes zu besonderem Dank verpflichtet.

ich Ihnen ein Bild vom äußeren Ablauf der Ereignisse. Hier gebe ich ausschließlich eine interne Ergänzung. Im gesamten Reich wächst die revolutionäre Arbeiterbewegung. Überall geht die Arbeitsproduktivität zurück. Überall kommt es zu spontanen Streiks, die am weitesten zurückgebliebenen Gebiete Deutschlands wie Oberschlesien und das Rheinland mit Westfalen wurden faktisch zu Zentren des Kampfes. In den Städten fehlt es an Kohle. Die Lebensmittelreserven werden ziellos vergeudet, im März wird die Regierung vor dem Nichts stehen. Lebensmittellieferungen, die Deutschland in nächster Zukunft von der Entente[10] erhalten soll, belaufen sich auf die Kleinigkeit von 30 Millionen Dollar, und sie werden nach Meinung der deutschen Fachleute noch nicht einmal für die Verbesserung der Lage der Kranken und Kinder reichen. Die Verschärfung der Lage wirkt sich zu unseren Gunsten aus. Leider befindet sich weder die Organisation noch die politische Führung der Kommunistischen Partei auf entsprechender Höhe ihrer Aufgabe. Weil sie sich gerade erst von den Unabhängigen getrennt hat, weist sie keine stabile Mitgliedschaft auf, ausgenommen einige Städte wie Bremen, Braunschweig und Stuttgart. Die oppositionelle Stimmung der Arbeitermassen äußert sich nirgends [S. 91:] in einer durch die Partei organisierten Form. Deshalb können schnell vergängliche Ersatzlösungen wie die revolutionären Obleute entstehen, ein Mischmasch von Ledebour- und Spartakusanhängern, die ohne klare politische Linie an ein und demselben Tag versuchen, einen Kompromiß mit den Sozialpatrioten zu schließen und gleichzeitig die politische Macht durch einen Putsch an sich zu reißen. Das Fehlen einer eigenen Massenorganisation führte auch dazu, daß die Kommunisten, anstatt sich auf die Eroberung der Arbeiterräte zu konzentrieren, ohne jeden Plan nach jeder Möglichkeit griffen, um die erregte Stimmung der Massen für Aktionen zu nutzen. Die Aktionen verliefen ohne klares politisches Ziel, ohne Verständnis dafür, daß es unmöglich ist, die politische Macht zu erobern, ohne die Mehrheit der Arbeiter hinter sich zu haben und ohne in Gestalt der Arbeiterräte Organe des Kampfes und der Macht zu haben. In der Theorie verstehen die Führer es, sie äußern diese Ansicht in der Broschüre ‚Was will der Spartakusbund?'[11] Aber in der Praxis war das nicht der leitende Gedanke ihrer Taktik. Das ist im nachhinein die Grundtendenz der Berliner Ereignisse. Sie begannen mit

6 Vladimir Il'ič Lenin (1870–1924). Führer der Bolschewiki und Vorsitzender des Rates der Volkskommissare.

7 Georgij Vasil'evič Čičerin (1872–1936). Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten der RSFSR bzw. der UdSSR (1918–1930), Mitglied des ZK der VKP (B) (1925–1930) – nach Angaben der russischen Publikation.

8 Jakov Michailevič Sverdlov (1885–1919). Sekretär des ZK der Partei der Bolschewiki ab 1917, Vorsitzender des VZIK, des Russischen Zentralexekutivkomitees der RSFR – nach Angaben der russischen Publikation.

9 Die Niederlage der linken Kräfte im Berliner Januaraufstand 1919.

10 Das Bündnis Frankreichs, Englands sowie des zaristischen Rußlands vor und während des Ersten Weltkrieges – seit 1917 auch unter Einschluß der USA – gegen die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn.

11 Das von Rosa Luxemburg entworfene Programm des Spartakusbundes, das am 14. Dezember 1918 in der „Roten Fahne" veröffentlicht und auf dem Gründungsparteitag (30. Dezember 1918 bis 1. Januar 1919) als Grundsatzprogramm der KPD (Spartakusbund) angenommen wurde (Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. 4: August 1914 bis Januar 1919. Hrsg. von der Rosa-Luxemburg-Stiftung – Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e. V. Leitung der Redaktion: G. Radczun. Wissenschaftliche Betreuung: Annelies Laschitza, 6., überarb. Aufl., Berlin 2000, S. 440–449).

großen Demonstrationen Hunderttausender Arbeiter, in denen sich die ganze Enttäuschung der Arbeitermassen entlud. Aber nach drei Tagen wußten die Massen nicht, was sie auf der Straße eigentlich sollten. Ich war selbst Zeuge, wie in der Redaktion der ‚Roten Fahne'[12] alte Genossen händeringend fragten, was sie [die Spartakusführer] denn wollten. Sie wurden mit leeren Phrasen abgespeist, weil man dort selbst auch nicht wußte, was man wollte. Sie [die Spartakusführer] hörten einfach auf, zu den Demonstranten auf die Siegesallee hinauszugehen, und die Masse irrte ziellos umher, bis sie sich verlief. Bereits am dritten Tag der Demonstrationen riet ich in der nachdrücklichsten Weise den einzelnen Mitgliedern der Zentrale, dieser Form der Demonstration ein Ende zu bereiten, da die politische Macht noch nicht erobert werden könne. Wenn man die Scheidemann-Regierung noch erdulden müsse, dann müsse man auch den sozialpatriotischen Polizeipräsidenten erdulden. Auch die besetzten bürgerlichen Zeitungen waren nicht zu halten. Ich schlug vor, den Kampf um die Zeitungen in den konkreten Kampf um die gerechte Papierverteilung umzufunktionieren und den Kampf um das Polizeipräsidium in den Kampf um die Neuwahlen eines Arbeiterrates, der letztendlich die Verhandlungen mit der Regierung über die Ernennung des Polizeipräsidenten hätte führen sollen. Die Mitglieder der Zentrale waren einverstanden, daß die Eroberung der politischen Macht noch nicht möglich sei, aber sie hatten nicht genug Mut, daraus ohne Zögern alle Schlußfolgerungen zu ziehen. Sie versteckten sich hinter sentimentalen Phrasen und Hoffnungen, ihr Prestige [S. 92:] erlaube es nicht, die Sache zu beenden, es sei angeblich unmöglich, mit der Regierung zu verhandeln, und schließlich: die zu den Unabhängigen gehörenden revolutionären Obleute könnten die Front wechseln, einen Kompromiß mit der Regierung eingehen und die Verantwortung für das Scheitern auf sich nehmen. Während sie diese Hoffnungen pflegten, veröffentlichte die ‚Rote Fahne' einen wütenden Aufsatz gegen die Verhandlungen. Die Lage komplizierte sich noch dadurch, daß Liebknecht,[13] der im Laufe dieser Tage alle Angelegenheiten mit Ledebour und den revolutionären Obleuten ohne Kontakt mit der Parteileitung verhandelte, durch sein Temperament zu weit mitgerissen wurde und die Erklärung über den Sturz der Regierung und die Bildung einer neuen – all das ohne Kenntnis der Zentrale – unterschrieb und sich selbst durch diese Schritte die Hände band. Als die Zentrale endlich wieder mit ihm in Kontakt kam, begannen die Auseinandersetzungen um Kompetenzfragen, wobei Rosa [Luxemburg] und Leo [Jogiches][14] ihm nicht genügend festen Willen zur Beendigung dieses hoffnungslosen Kampfes entgegensetzten. Inzwischen waren die Massen auseinandergelaufen, und einige tausend Mann aus dem Roten

12 Zentralorgan der KPD (Spartakusbund).

13 Dr. Karl Liebknecht (1871–1919). Abgeordneter des preußischen Landtages und des Reichstages (1908 bis 1918 bzw. 1912–1918). SPD, im Krieg Spartakusgruppe, Mitbegründer der KPD (Spartakusbund) und Mitglied der Zentrale. Am 15. Januar 1919 in Berlin durch Freikorpstruppen ermordet.

14 Dr. Rosa Luxemburg (1871–1919). Sozialdemokratische Publizistin und Agitatorin, führend in der russisch-polnischen und deutschen Sozialdemokratie aktiv, im Ersten Weltkrieg Spartakusgruppe, Mitbegründerin der KPD (Spartakusbund) und Mitglied der Zentrale. Am 15. Januar 1919 in Berlin durch Freikorpstruppen ermordet. – Leo Jogiches (1867–1919). Führend in der russisch-polnischen Sozialdemokratie aktiv, langjähriger Kampfgefährte Rosa Luxemburgs, 1916–1918 Organisator der illegalen Arbeit der Spartakusgruppe, Mitglied der KPD-Zentrale, Anfang März 1919 von einem Angehörigen der Freikorpstruppen erschossen.

Soldatenbund und der Spartakusorganisation waren in den Zeitungsgebäuden der Belagerung ausgesetzt und erwarteten Hilfe von außen, die jedoch nicht kam. Der Mord an Rosa und Karl, der im ganzen Land unter den Arbeitermassen eine kolossale Erregung hervorrief, half, die Berliner Niederlage zu überwinden. Überall in der Provinz erhob sich eine Welle des Kampfes. Und hier in Berlin belebte sich die organisatorische Arbeit wieder. Gestern abend fand die erste öffentliche Versammlung der Kommunisten in Berlin mit großer Beteiligung statt, und die morgigen Beisetzungsfeierlichkeiten [für Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg am 25. Januar 1919] werden höchstwahrscheinlich zu einer mächtigen Demonstration werden. Nunmehr, da Karl und Rosa nicht mehr sind, wird der große Mangel an literarischen und politischen Führungskräften noch spürbarer. Ich werde mit einer Reihe von Flugblättern gegen den Putschismus und für die Eroberung der Arbeiterräte als den Weg zur Macht auftreten. Die Zentrale ist damit einverstanden. Bereits im Flugblatt aus Anlaß der Ermordung habe ich diesen Ton angeschlagen. Er muß tagtäglich konkretisiert werden. Andernfalls droht die Gefahr, daß die spontane Bewegung Stück für Stück zerschlagen wird und ohne Führung bleibt.

Die bürgerliche Presse, versteht sich, stellt die Sache so dar, daß wir – sie nimmt die Anwesenheit einer großen Masse von russischen Bolschewiki an – zu Putschen drängen. Sie hetzen wild, besonders gegen mich, so daß ich sehr isoliert zu leben gezwungen bin und organisatorisch nicht wirken kann. Ihr solltet normale Praktiker schicken, die [S. 93:] deutsch sprechen können. Es ist zum Lachen, aber wirklich so: Wir müssen den Deutschen das Organisieren beibringen. Wenn die Kommunisten hier nicht allzu große Dummheiten anstellen, wird die Situation im Verlaufe einiger Monate so weit heranreifen, daß man an die Eroberung der Macht denken kann.

2. Über die Lage in Österreich-Ungarn weiß ich allein aus den Zeitungen Bescheid. Ich habe zwei Kuriere hingeschickt, keiner von den beiden ist zurückgekehrt. Einen Kurier hat mir Béla[15] geschickt, er traf gerade ein, als der Aufstand [vom Januar 1919 in Berlin] losbrach, und wurde erwischt. Den Zeitungsnachrichten ist zu entnehmen, daß unsere Tschechen sehr gut arbeiten. Muna[16] steht an der Spitze der Bewegung der Bergarbeiter. Bélas Zeitung[17] erscheint bereits täglich. Er [Béla Kun] steht im Mittelpunkt aller Aktionen. In Wien gab es umfangreiche Verhaftungen unserer Leute. Ich bemühe mich, Verbindungen herzustellen.

3. Die Lage in den Ententestaaten von hier aus zu beurteilen ist sehr schwierig. Die Presse wird noch immer zensiert, und es gelingt mir noch nicht einmal, sozialistische Zeitungen zu bekommen. Eins ist unzweifelhaft: Die Stimmung der Arbeitermasse richtet sich gegen eine Inte[r]vention [der Ententetruppen in Rußland], und es wird nicht

15 Béla Kun (1886–1938). November 1918 Mitbegründer der ungarischen kommunistischen Partei, 1919 Volkskommissar der ungarischen Sowjetrepublik, 1920–1936 führender Mitarbeiter des Exekutivkomitees der Komintern. 1937 verhaftet, 1938 in der Sowjetunion erschossen – nach Angaben der russischen Publikation.

16 Alois Muna (1886–1943). Mitbegründer der tschechoslowakischen Sektion beim ZK der RKP(B). Mitglied des ZK der KPČ von 1921 bis 1929, aus der KPČ 1929 ausgeschlossen – nach Angaben der russischen Publikation.

17 „Vörös Ujsag" [Rote Zeitung], Organ der Kommunistischen Partei Ungarns, erschien seit dem 7. Dezember 1918 – nach Angaben der russischen Publikation.

gelingen, kompakte Militärmassen zum Handeln zu bringen. Kleine Söldnerkontingente können sie leicht zusammenbringen, insbesondere wegen der Arbeitslosigkeit, die überall infolge der Überleitung der Rüstungsindustrie in eine Friedenswirtschaft zunimmt. Der Vorschlag, Verhandlungen auf den Prinzeninseln zu führen,[18] ist unzweifelhaft nichts anderes als ein Manöver, um den Volksmassen in den Ententestaaten die Notwendigkeit vor Augen zu führen, daß es notwendig sein wird, Maßnahmen gegen uns zu ergreifen. Ich schicke einen Genossen nach Holland, damit er die Engländer über die [geplante] Konferenz [zur Gründung der Kommunistischen Internationale] und die Lage unterrichtet. Ich werde versuchen, mittels der englischen Presse Auszüge aus Eurem Aufruf zur Gründung der III. Internationale zu verbreiten. Ich habe auch einen Weg zur ‚Avanti'.[19]

4. Die Frage der [Gründung der] III. Internationale wird hier sehr skeptisch beurteilt, obwohl die Hiesigen prinzipiell mit uns einverstanden sind. Sie glauben nicht, daß in nächster Zukunft organisatorisch irgend etwas erreicht werden kann. Sobald ich sie dazu gebracht habe, den Aufruf zu unterschreiben, veröffentliche ich ihn in allen westeuropäischen Sprachen. Ich bin nicht der Ansicht, daß die Konferenz am vorgesehenen Ort und zur vorgesehenen Zeit möglich ist.

5. Die hier lebenden Russen sind vogelfrei, sobald sie auch nur den leisesten Verdacht auf sich lenken, dem Bolschewismus nahezustehen. Viele völlig unschuldige Menschen sind verhaftet worden. Die Berliner ROSTA,[20] obwohl sie völlig legal existierte, ist verboten worden. Ihre Unterlagen sind konfisziert worden, Markovskij[21] und [Tov'ja] Axelrod[22], die überhaupt nichts mit der Parteiarbeit zu tun hatten, sitzen [im Gefängnis]. Das Büro wurde [S. 94:] besetzt und ausgeraubt, sie haben alle Vorräte vernichtet und verschleppt, sogar privates Eigentum. In der Presse erschienen die allerwildesten Gerüchte über Rußland. Ich bin völlig hilflos, gegen sie anzukämpfen, da unsere Funktelegramme durch die [deutsche] Regierung zurückgehalten werden. Die Zeitungen bis 1. Januar [1919] habe ich erst am 23. ausgehändigt erhalten. Wir hatten die Absicht, eine deutsche Funkstation in die Hand zu nehmen, aber bisher ist daraus nichts geworden. Eine Empfangsstation einzurichten ist unmöglich, weil sich dies unter konspirativen

18 Vorschlag des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson vom 21. Januar 1919 zu Verhandlungen mit allen in Rußland in Kampfhandlungen verstrickten Gruppen mit dem Ziel einer dauerhaften Kampfeinstellung. Verhandlungsort sollten die im Marmarameer (Türkei) liegenden Prinzeninseln sein, die unter Kontrolle der Entente standen – nach Angaben der russischen Publikation.

19 Zentralorgan der italienischen sozialistischen Partei. 1896–1926 (Verbot durch Mussolini). Erschien später im Exil und erneut seit 1943 in Italien – nach Angaben der russischen Publikation.

20 Berliner ROSTA. Berliner Büro der russischen Telegrafenagentur, die als zentrales Informationsorgan des Sowjetstaates von 1918 bis 1925 diente, ab 1926 unter dem Namen TASS – nach Angaben der russischen Publikation.

21 Vasilij Markovskij. November 1917 bis April 1918 Mitarbeiter der Presseabteilung des Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten, danach der ROSTA in Berlin und Wien, in den zwanziger Jahren unter Decknamen Mitarbeit in den kommunistischen Parteien Österreichs (Robert Müller), Bulgariens (Vasil Markov) und Deutschlands (Richard) – nach Angaben der russischen Publikation.

22 Tov'ja Axelrod (1888–1938). Mitarbeiter der Presseabteilung des Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten, seit Juli 1918 Leiter der Öffentlichkeitsarbeit der sowjetischen Mission in Berlin, Ende 1918 bis Ende 1919 in der Berliner ROSTA, Sommer 1919 in der Führung der bayerischen Räterepublik, 1920–1922 Mitarbeiter der Komintern, 1938 Opfer der Stalinschen Unterdrückungsmaßnahmen – nach Angaben der russischen Publikation.

Bedingungen verbietet; es sei denn, man entschließt sich, eine eigene Villa in der Provinz anzukaufen. Unbedingt erforderlich ist es, täglich Kuriere mit Zeitungen zu schikken und außerdem täglich aus Wilna an das nächstgelegene deutsche Grenzpostamt ROSTA-Telegramme. Sparen Sie weder Mittel noch Anstrengungen, um das zustande zu bringen. Ein Kampf gegen diese [antibolschwistische] Kampagne ist ohne Material von Ihnen nicht möglich. Ich arbeite hier als Mitglied der deutschen kommunistischen Partei, kann jedoch nicht als Verbindungsglied wirken.

6. Unsere Lage hier ist folgende [im Original anschließend mehrfach unvollständige Sätze]: Um zu verhindern, daß von uns drei Mann [Radek, Sachs-Gladnev, Marchlewski[23]] hier nicht jeder für sich arbeitet, haben wir uns als Troika organisiert. Momentan ist außer mir noch Gladnev hier, und wir werden uns bemühen, so zu helfen, daß wir sowohl Kontakte mit dem Osten wie mit dem Westen unterhalten. Dazu brauchen wir praxiserfahrene Leute. Ich kann übrigens diesen Bericht nicht chiffrieren, weil ich niemanden dafür habe und die Arbeit überhand nimmt. Wir brauchen drei Leute für den Kurierdienst hier und Sie drei Mann in Moskau. Wir brauchen einige Praktiker in Organisationsfragen, die deutsch sprechen, und größere Geldsummen in Mark, Pfund und Francs. Deutsche Mark können in Litauen und Kurland gekauft werden, nur kein Ostgeld[24] [schicken]. Unterhaltung der Verbindungen und der Kurierdienste im Westen. Das Leben hier, wo große Wohnungen angemietet werden müssen, wenn wir uns irgendwie halten wollen, all das wird große Summen verschlingen. Es gibt auch die Möglichkeit, sich mit bürgerlichen Zeitungen und Journalisten zu unserem Nutz und Frommen zu arrangieren, damit sie unsere Nachrichten verbreiten.

Ich habe bereits von einem neutralen Punkt aus ein Funktelegramm an eine große amerikanische Zeitung geschickt. Wenn Sie Nikolaj Ivanovič [Bucharin][25] entbehren könnten, so schicken Sie ihn her. Meiner Ansicht nach braucht man hier unbedingt eine reguläre Vertretung des ZK [der Bolschewiki] und der zentralen Sowjetexekutive. Neun Zehntel oder mehr Eurer Erklärungen gehen infolge des Boykotts durch die Presse verloren. Wir könnten erreichen, daß man uns hört, wenn Nikolaj [Bucharin]

23 Samuel Markovič Sachs-Gladnev, ca. 1880–1937, im November 1918 als Vertreter der russischen kommunistischen Partei nach Hamburg gelangt, dort unter dem Namen Fritz Sturm Mitarbeit bei den Hamburger Linksradikalen, die sich noch vor Gründung der KPD als „Internationale Kommunisten Deutschlands" organisierten, und Hamburger Delegierter auf dem Gründungsparteitag der KPD, Verhaftung 1920 in Deutschland, später Ausweisung nach Rußland, dort Opfer der Stalinschen Säuberungen – Gründungsparteitag, S. 351. Der Dritte in diesem Dreierbund war Dr. Julian Marchlewski (1866–1925). Seit seiner Zeit als polnischer Exilant in der Schweiz (1892–1896) im politischen Freundeskreis um Rosa Luxemburg. Nach seiner Übersiedlung nach Deutschland als Julian Karski ein geschätzter Wirtschafts- und Finanzjournalist, Redakteur der „Leipziger Volkszeitung", im Ersten Weltkrieg Mitarbeit in der Spartakusgruppe, 1916 als Pole mit russischer Staatsangehörigkeit interniert, auf Ersuchen der russischen Regierung Mitte 1918 nach Rußland, auf Anforderung der KPD-Führung Ende Januar 1919 nach Berlin zurück, dann von der KPD-Zentrale ins Ruhrgebiet geschickt und dort als Berater der revolutionären Gremien Mitwirkung an der revolutionären Erhebung, Anfang März 1919 wieder illegal nach Rußland zurück, anschließend verschiedene diplomatische Missionen.

24 Besatzungsgeld der Deutschen in den von ihnen besetzten Gebieten Rußlands.

25 Nikolaj Ivanovič Bucharin (1888–1938). Redakteur der „Pravda" und der „Izvestija" 1917–1929 bzw. 1934–1937, 1919–1929 Mitglied des ZK und des Politbüros des ZK der VKP(B) sowie des Exekutivkomitees der Komintern, 1938 erschossen – nach Angaben der russischen Publikation.

und ich und noch jemand Drittes, vielleicht Rechter,[26] illegal[27] irgendwo in Zentraleuropa als offizielle [S. 95:] Vertretung leben. Informieren Sie bitte auch Litvinov,[28] damit er Verbindung mit uns aufnehmen soll, es wäre sehr sinnvoll, wenn Sie von der Entente verlangen würden, daß sie unserem Vertreter für die Konferenz in Konstantinopel die Durchreise durch Deutschland und Österreich erlaubt. Dann könntet Ihr Kontakt mit uns aufnehmen.

7. Keiner der von Ihnen kommenden Kuriere hat etwas von Osinskij[29] mitgebracht. Ich mache Čičerin darauf aufmerksam, daß ich ohne regelmäßige Versorgung mit Literatur und Zeitungen nichts machen kann. Das muß alles in den Händen Osinskijs konzentriert sein, sonst gibt es Chaos. Geben Sie bitte eine Kopie dieses Briefes an Bucharin und Osinskij. Gleichzeitig schicke ich wichtige Zeitungsmaterialien. Aber der Dummkopf von Kurier, den Sie geschickt haben, hat Angst, daß er sie nicht durchbringt. Bestätigen Sie den Empfang des Briefes.

Ich grüße Sie alle herzlich und hoffe, daß der Teufel Sie noch nicht bald holt.

Ihr Karl"[30]

Dieser zeitgenössische Brief erweitert die Quellenbasis über Radeks Wirken in Deutschland in der Zeit um den Berliner Januaraufstand 1919 und bestätigt weiterhin sowohl die Erkenntnisse aus seinem bereits erwähnten Brief an die KPD-Zentrale vom 9. Januar 1919 wie aus seinem detailreichen Erinnerungsbericht „November" über seinen Deutschlandaufenthalt von Dezember 1918 bis Januar 1920. Diese autobiographische Schilderung war verdienstvollerweise 1962 von Otto-Ernst Schüddekopf erstmals in deutscher Übersetzung der 1926 erschienenen russischen Originalfassung zusammen mit neu erschlossenen deutschen Archivalien publiziert worden.[31] Außerdem wies Schüddekopf auf die verlorengegangene Akte eines gerichtlichen Untersuchungsverfahrens gegen Radek wegen dessen angeblicher Beteiligung am Januaraufstand 1919 hin.[32]

26 Biographische Angaben zu dieser Person werden in der russischen Publikation nicht gemacht und konnten auch sonst nicht ermittelt werden.

27 Da anschließend davon die Rede ist, daß die Betreffenden als offizielle Vertreter der russischen Regierung auftreten sollen, handelt es sich offensichtlich um einen Flüchtigkeitsfehler, d. h., daß statt „illegal" – wie im Text geschrieben – eigentlich „legal" gemeint ist.

28 Maksim Maksimovič Litvinov (1876–1951). Kollegiumsmitglied im Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten (1918–1920), seit 1921 Stellvertreter und von 1930 bis 1939 Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten der UdSSR – nach Angaben der russischen Publikation.

29 Richtiger Name: Valerian Valerianovič Obolenskij (1887–1938). Ab November 1917 Leiter der Staatsbank der RSFSR, Vorsitzender des Volkswirtschaftsrates, 1918–1919 Mitarbeit in der Redaktion der „Pravda" und in der Propagandaabteilung des VZIK [des Russischen Zentralexekutivkomitees der RSFSR], ab 1921 leitende Positionen in Wirtschaft, Partei und Diplomatie, 1938 erschossen – nach Angaben der russischen Publikation.

30 Russisches Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung der neuesten Geschichte [neue Bezeichnung: Russisches Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte], Moskau, f. 2, op. 2, d. 143, Bl. 22–26, Maschinenschrift (Kopie).

31 Otto-Ernst Schüddekopf, Karl Radek in Berlin. Ein Kapitel deutsch-russischer Beziehungen im Jahre 1919, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. 2 (1962), S. 87–166, darin (S. 119–166): Karl Radek, November – Eine kleine Seite aus meinen Erinnerungen [künftig zitiert: Radek, November].

32 A. a. O., S. 93.

Doch es sind durchaus noch einige Materialien aus der Radek-Gerichtsakte erhalten geblieben, so die bisher der Forschung unbekannt gebliebene Abschrift der ersten Vernehmung Radeks am 13. Februar 1919, also einen Tag nach seiner Verhaftung, die sich in den Akten des Prozesses gegen Georg Ledebour befindet (Dokument II). Außerdem gibt es in einem von Schüddekopf benutzten Band der Archivalien aus dem Bestand Preußisches Justizministerium noch – wenn auch nur als Abschrift in Auszügen – ein weiteres Vernehmungsprotokoll Radeks vom 24. Februar 1919 (Dokument III), ein Schriftstück, auf das Schüddekopf nicht näher eingegangen ist. Weiterhin gibt es in dieser Justizministeriumsakte zum einen eine Aufstellung der bei Radek beschlagnahmten Materialien einschließlich einer juristischen Würdigung sowie zum anderen einen am 11. März 1919 gefertigten Vermerk der Ersten Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin mit einem einem kurzen Zwischenergebnis des Untersuchungsverfahrens gegen Radek. Aus diesen Materialien läßt sich der Wissensstand der Strafverfolgungsbehörden gegen Karl Radek – mit einigen neuen Erkenntnissen für den Historiker – weitgehend rekonstruieren.

Dokument II
Erste Aussage Karl Radeks nach seiner Verhaftung vor dem Untersuchungsrichter Dr. Ziethen am 13. Februar 1919 (Abschrift)[33]

[Bl. 87: Handschriftliche Vermerke:] „Abschrift aus 67. J. 1036/19" sowie „*V*[erfügung:] Z[u] d[en] A[kten] 67 J. 68/19 Z[iethen]"

„Königliches [!] Landgericht / Untersuchungsrichter / gegenwärtig: Landrichter Dr. Ziethen als Untersuchungsrichter / Kanzlist Stephan als Gerichtsschreiber / Berlin, den 13. Februar 1919

In der Strafsache gegen Ledebour und Genossen hatten sich nebenstehende Gerichtspersonen in das Zellengefängnis Lehrter Straße 3 begeben, daselbst wurde ihnen in einer Zelle von dem militärischen Kommandanten Koberstein ein Gefangener als Radek bezeichnet. Der Bezeichnete erklärte: Ich bin der gesuchte Karl *Radek,* den Namen Sobelsohn habe ich früher geführt.

Die Verfügung vom 16. Januar 1919, durch welche die Voruntersuchung eröffnet worden, und die Haftbefehle vom gleichen Tage und von heute wurden ihm bekannt gemacht."

[Es folgen im Protokoll Angaben zur Person; hierbei wurde vom Verfasser der gedruckte Formulartext teilweise gekürzt – Bl. 87 Rücks.:] Namen: „Karl *Radek,* diesen Namen führe ich berechtigterweise seit dem vorigen Jahre. Als Schriftsteller habe ich mich seit meinem 18. Jahre so genannt, den Namen Sobelsohn habe ich im vorigen Jahr abgelegt."

Name des Vaters: „Bernhard Sobelsohn". Name der Mutter: „Sophie Lobert".

Geburtsdatum: „31. Oktober 1885". Geburtsort: „Lemberg, Galizien". Staat: „Österreich".

33 Landesarchiv Berlin, A Rep. 358, Nr. 466, Bd. 1, Bl. 87–89.

Familienstand: „verheiratet". Ehegatte: „Dr. med. Rosa Abramowicz".

Tag der Eheschließung: „18. 9. 1905". Familienverhältnisse: „zwei Kinder".

Letzter Wohnort: „Moskau, Kremel [sic!]". Heimatstaat: „Russe". Religion: „konfessionslos". Alter: „33 Jahre".

Beruf: „Früher war ich Schriftsteller, jetzt Mitglied des Zentral-Vollzugsausschusses der russischen A[rbeiter-] und S[oldaten-]Räte, Mitglied des Rates der Volkskommissäre, Leiter der deutsch-österreichischen Abteilung des russischen Ministeriums des Äußern."

Vermögensverhältnisse: „etwa 25000 Rubel".

[Bl. 88:] Militärverhältnisse: „—". Orden: „—". Bestrafungen: „keine".

„Der Beschuldigte, befragt, ob er etwas auf die Beschuldigung erwidern wolle, erklärte: Der Berliner Vollzugsrat lud das Zentral[-]Exekutiv[-]Komitee der russischen A[rbeiter-] und S[oldaten-]Räte auf radiotelegrafischem Wege durch die Nauener Station zur Teilnahme an dem deutschen Rätekongreß für den 16. Dezember 1918 ein. Das Radiotelegramm war gezeichnet: Brutus Molkenbuhr und Richard Müller.[34] Die Einladung wurde noch einmal radiotelegrafisch wiederholt. Das Zentralkomitee [der Partei der Bolschewiki] bezeichnete als Delegierte mich, Joffe,[35] Dr. Rakowski[36] und Bucharin. Eine persönliche Einladung zu dem Kongreß habe ich nicht bekommen. Wir teilten aber dem Vollzugsrat die Namen der Delegierten mit. Unsere Einfahrt wurde von General Falkenhayn[37] bei Wilna verhindert, und auf unseren telegrafischen Protest bei der Reichsregierung bekamen wir ein Telegramm, gez. Ebert und Haase, in dem die Regierung uns ersuchte, angesichts der äußeren Lage Deutschlands von der Teilnahme am Kongreß abzusehen.

[Bl. 88 Rücks.:] Die Delegation kehrte nach Minsk zurück. Eine telegrafische Anfrage in Moskau ergab, daß der Berliner Vollzugsrat seine Einladung nicht zurückzog. Nach meiner Überzeugung verkörperte er damals die höchste Gewalt in Deutschland. Ich entschloß mich deshalb, als Sekretär der Delegation nach Berlin zu fahren, was mir ohne weitere Schwierigkeiten auf dem Bahnwege über Wilna–Wirballen–Posen–Berlin gelang. In Berlin wohnte ich bei Freunden, die ich nicht nennen will. Ich habe mich seit dem 19. Dezember früh bis heute ununterbrochen in Berlin aufgehalten. Ich bin am 31. [richtig: 30.] Dezember 1919 auf dem Kongreß des [hier irrtümlich: Preußischen] Spartakusbundes im Preußischen Abgeordnetenhaus erschienen und habe eine Rede gehalten, mit der ich zwei Ziele verfolgte: 1. die Bekämpfung der gegen die russische Revolution entstandenen [irrtümlich: entstehende] Mißverständnisse und 2. die Aufrollung der Frage der Beziehungen zwischen der russischen und der deutschen Revolution.

34 Brutus Molkenbuhr (1881–1959, SPD) und Richard Müller (1880–1943, USPD) waren Vorsitzende des Vollzugsrates der Berliner Arbeiter- und Soldatenräte.

35 Adolf Abramovič Ioffe (1883–1927). Von Ende April bis 5. November 1918 russischer Botschafter in Berlin.

36 Dr. Christian Georgievič Rakovski (1873–1941). Bulgarischer kommunistischer Funktionär in Rumänien und Rußland, 1918/19 leitender Mitarbeiter des russischen Außenministeriums, Opfer der Stalinschen Säuberungen: nach Verhaftung 1938 Erschießung im Gefängnis 1941.

37 Erich von Falkenhayn (1861–1922). 1918 Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Rußland.

An den Vorgängen der sog. Spartakuswoche habe ich keinen Anteil. Eichhorn[38] habe ich im Dezember auf der Straße flüchtig gesehen, aber nicht mit ihm gesprochen. Ledebour[39] traf ich zufällig auf dem Bahnhofe in [Berlin-]Steglitz auch noch ausgangs Dezember. Scholze kenne ich nicht. Mit Liebknecht und Rosa Luxemburg bin ich viel zusammengewesen, das letzte Mal habe ich sie am 4. Januar 1919 gesehen und gesprochen. Als die Demonstration zugunsten Eichhorns begann, habe ich mich aus meiner Wohnung bis zum 12. Januar [gemeint: 12. Februar, der Tag der Verhaftung] nicht mehr entfernt. Ich werde später bereit sein, diese Wohnung näher zu bezeichnen.

Ich bestreite, mich während der Demonstration irgendwo öffentlich gezeigt zu haben. Auf Vorhalt der Aussage des Off[iziers-]Stellvertreters Bachmann, wonach ich am 6. Januar in der Spartakuszentrale gewesen sein soll, bestreite ich auch dieses. Ich bin in den Vortagen zweimal auf der Zentrale gewesen. Am Dienstag und Mittwoch der Spartakuswoche besuchten mich drei Mitglieder der Spartakuszentrale, die ich nicht nennen will, auf meinen Wunsch in meiner Wohnung. Auf mein Befragen über ihre Absichten sagten sie mir: Man hätte von vornherein bei der Spartakuszentrale die Bewegung als eine Demonstration, nicht als einen Kampf mit Gewaltmitteln um die politische Macht aufgefaßt. Man sei der Überzeugung, daß die Reichsregierung, durch den Druck [Bl. 89:] der Demonstration gezwungen, das Entlassungsdekret Eichhorns zurückziehen oder sich sonst darüber verständigen würde. Das entsprach ganz meiner Auffassung. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß eine Minderheit eine Mehrheit mit Gewalt nicht zwingen kann, daß vielmehr zuerst die Masse der Arbeiterschaft und der Landbevölkerung im Sinne der kommunistischen Ideen durch Propaganda, Agitation und politische Aktion (insbesondere Eroberung der Arbeiterräte) gewonnen werden muß. Ich schrieb auf Grund meiner Unterredung mit den einzelnen Spartakushäupte[r]n einen Brief an Liebknecht und Rosa Luxemburg des Inhalts, daß ich ihnen erklärte, wie ich mir die Beeendigung des Kampfes denke, entweder durch Kompromiß mit der Regierung oder, falls der nicht zu erreichen war, durch Abbruch des Kampfes. M. W. ist der Brief unter den Papieren der Rosa Luxemburg beschlagnahmt worden. Den Aufruf des Revolutionsausschusses vom 6. Januar 1919 über die Bildung einer neuen Regierung habe ich erst aus der Veröffentlichung des Vorwärts kennengelernt. Die Zentrale des Spartakusbundes steht m. W. der Sache vollkommen fern. Abgesehen von dem Gelde, daß Oscar Cohn[40] von Joffe bekommen hat, über dessen Höhe ich persönlich keine Angaben machen kann, ist meines Wissens weiteres Geld aus Rußland für die deutsche Bewegung nicht gegeben worden. Das Cohnsche Geld ist in seiner überwiegenden Mehrheit dem späteren Volksbeauftragten Barth zur Anschaffung von Waffen für die erste Revolution gegeben worden. Das war im September 1918. Ich selbst habe nur von meinem eigenen Vermögen 12 000 Mark mitgebracht, von dem ich 3000 Mark für eigene Bedürfnisse ausgegeben habe und den Rest noch besitze. Ich wiederhole nochmals, daß

38 Emil Eichhorn (1863–1925). USPD, 9. November bis 4. Januar 1919 Polizeipräsident von Berlin.

39 Georg Ledebour (1850–1947). Langjähriger Reichstagsabgeordneter der SPD und einer der Führer des linken Flügels, ab 1917 USPD.

40 Dr. Oscar Cohn (1869–1934). Reichstagsabgeordneter, SPD, ab 1917 USPD, Verteidiger vieler wegen politischer Vergehen angeklagter Sozialdemokraten, 1918 Rechtsbeistand und Treuhänder für die sowjetische Botschaft in Berlin.

ich an der Vorbereitung der Spartakuswoche in keiner Weise teilgenommen habe und daß ich diesen Vorgängen völlig fernstehe.

Vorgelesen. genehmigt. unterschrieben.

gez. Karl Radek

Geschlossen

gez. Dr. Ziethen / gez. Stephan"

Dokument III

Aussage Karl Radeks vor dem Untersuchungsrichter Dr. Ziethen am 24. Februar 1919 (Abschrift in Auszügen)[41]

[Bl. 106:] „*Abschrift*

Berlin, den 24. Februar 1919

Gegenwärtig: Dr. Ziethen, Landrichter, als Untersuchungsrichter, Lehmann, Aktuar, als Gerichtsschreiber

In der Strafsache gegen *Radek* und Gen. wegen Aufruhrs pp. erschien vorgeführt der Angeschuldigte Karl *Radek*. Derselbe, mit der Verfügung vom 19. Februar 1919 nebst der Ergänzung vom 22. II. 19, durch welche die Voruntersuchung eröffnet worden [ist], bekannt gemacht und befragt, ob er etwas auf die Beschuldigung erwidern wolle, erklärte: [...] In Stockholm war ich offiziell Vertreter des Zentralkomitees der Bolschewiki[-]Partei und gab in ihrem Namen in deutscher und französischer Sprache das Korrespondenzblatt ‚Prawda' (Wahrheit) und das Wochenblatt ‚Bote der russ[ischen] Revolution', das in deutscher Sprache erschien, heraus und wirkte publizistisch im Stockholmer ‚Politiken' und organisatorisch in der dortigen Internationalen Sozialistischen Kommission.

[Bl. 106 Rücks.:] Diese Kommission war gegründet auf der Zimmerwalder Konferenz 1915, hatte zuerst in Bern und dann in Stockholm ihren Sitz. Sie vereinigte in sich die gemäßigten und radikalen Elemente der sozialistischen Opposition. Die von mir herausgegebenen Zeitungen wurden vom Zentralkomitee der russischen Bolschewiki[-] Partei finanziert.

Ich habe von der Schweiz aus dauernd Artikel für linksradikale deutsche Blätter geschrieben. Von Schweden aus in viel geringerem Umfange. Eine Flugblattpropaganda konnte ich schon aus technischen Gründen von der Schweiz und von Schweden aus nicht treiben. [...]

Ich erwähnte schon, daß ich Leiter der bolschewistischen Weltpropaganda war. Natürlich kam es mir in erster Linie darauf an, die bolschewistischen Ideen in Deutschland zu verbreiten, das uns am nächsten lag, und von dessen Imperialismus uns im Augenblick die größte Gefahr drohte. Dabei wurde aber die Propaganda in den Ententeländern nicht unterlassen, nur lag deren praktische Durchführung in anderen Händen, wenn auch unter gemeinsamer Leitung mit mir.

41 Geheimes Preußisches Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, Rep. 84a, Preußisches Justizministerium, Nr. 11759, Bl. 106–108. Die Auslassungen wie im Original.

Wir gaben ein deutsch geschriebenes Blatt, erst die ‚Fackel', dann die ‚Weltrevolution' genannt, Flugblätter und Broschüren heraus, führten Propaganda unter den Kriegsgefangenen und an der Front.

Nach Unterzeichnung des Brester Friedens übersiedelte ich nach Moskau und übernahm die Leitung der mittteleuropäischen Abteilung des Ministeriums des Äußeren. Die internationale Propaganda wurde unter meiner Leitung fortgeführt. pp.

[Bl. 107:] Ich gebe zu, daß ich bei Frau Schwedler[42] in Neukölln, Weisestr. 14, gewohnt habe. Ich mag am 2. oder vielleicht auch einen Tag früher zugezogen sein. Freunde hatten mir einen Arbeiter zugeführt, dessen Namen ich nicht angeben kann, der imstande sein sollte, mir eine Wohnung nachzuweisen. Ich will jetzt die Wahrheit sagen. Ich bin überhaupt nicht in der Wohnung gewesen. Ich brauchte eine fiktive Anmeldung. Ein anderer Genosse, den ich nicht kenne, ist an meiner Statt mit meinen Ausweispapieren zu der Frau gegangen und hat sich dort angemeldet. Ich bin niemals in der Wohnung gewesen. Frau Schwedler hat natürlich darüber nichts gewußt. Die An- und Abmeldungszettel im Anlageheft Hülle 4 sind nicht von mir geschrieben. Ich hatte einen Zettel gleichen Inhalts dem Genossen vorgeschrieben, er muß ihn umgeschrieben haben. Die Miete ist von mir dem Genossen übermittelt worden. Ich kenne den Genossen persönlich gar nicht. Ein Arbeiter aus [Berlin-]Neukölln, den ich auch nicht kenne, hat die Sache vermittelt. Ich bleibe dabei, daß ich die Wohnung in der Paulsborner Str. selbst gemietet habe. Ich habe sie durch ein Vermietungsbüro erfahren. Frau Dr. Mai[43] ist meines Wissens mit dem Mieten nicht befaßt gewesen. Ich entsinne mich der Einzelheiten nicht mehr. Jedenfalls habe ich der Frau Dr. Mai keinen Auftrag gegeben, für mich sich um eine Wohnung zu bemühen. Auch von den Schritten, die Dr. Mai in der Wohnungsangelegenheit unternommen haben soll, ist mir nichts bekannt. Bei Mais habe ich nie gewohnt. Wie die Wohnung gemietet worden ist, kann ich nicht mehr angeben. Ich fühlte mich damals einige Tage krank.

Bei Herrn oder Frau Dr. Mai habe ich nicht gewohnt. Ich habe Frau [Bl. 107 Rücks.:] Dr. Mai auf dem Spartakuskongreß [Gründungsparteitag der KPD, 30. Dezember 1918 bis 1. Januar 1919] kennengelernt und wußte weiter nichts von ihr, als daß sie eine Genossin ist. Geschäftliche Angelegenheiten habe ich mit Frau Dr. Mai nicht verhandelt.

Ich habe in den ersten Januartagen vor Ausbruch der Spartakusunruhen in Berlin in der Privatwohnung des Herrn Oscar Cohn mit ihm ein Gespräch über das russische Geld gehabt. Joffe hatte, wie bekannt, Cohn bei seinem Abgang[44] eine Vollmacht auf die bei dem Bankhaus Mendelsohn deponierten russischen Staatsgelder und etwa 900 000 Mark in bar gegeben. Von den 900 000 Mark sind etwa 30 000 Mark[45] für Gefangenenfürsorgezwecke ausgegeben worden, da die Bank die Staatsgelder Cohn nicht überlassen wollte, und 30 000 Mark[46] sind etwa zur Bezahlung von unbeglichenen Rechnungen der Gesandtschaft verbraucht worden. Das bare Geld, das russisches Parteigeld war,

42 Persönliche Daten ließen sich nicht ermitteln.
43 Persönliche Daten ließen sich nicht ermitteln.
44 Ausweisung der russischen Botschaft am 5. November 1918.
45 Muß wohl 300 000 Mark heißen, damit die Endsumme 300 000 Mark zustande kommt.
46 Muß wohl 300 000 Mark heißen, damit die im nächsten Abschnitt aufgeführte Endsumme 300 000 Mark zustande kommt.

war an sich von Joffe für die Berliner Bewegung bestimmt worden. Cohn sagte mir bei unserer Unterredung, daß er sich weigere, das Geld seiner Bestimmung zuzuführen, weil seine Partei, die USPD, dagegen sei. Darauf erklärte ich schon damals dem Cohn, dann solle er das Geld mir als Vertreter des Zentralkomitees der russischen Kommunistischen Partei aushändigen. Cohn versprach mir, die Abrechnung zu machen und dann das Geld an mich auszuzahlen. Es handelte sich dabei also um etwa 300000 Mark.

Ich stand auf dem Standpunkte, daß eine so breite Bewegung wie die deutsche gut existieren kann ohne Geldhilfe von außen. Solche Geldhilfe ist notwendig während der ‚konspirativen Epoche', d. h., solange wie die Bewegung noch im geheimen geschürt werden muß. Die Bewegung auf breiter Basis kann sich selbst finanzieren, ihre Selbständigkeit wird nur geschwächt durch geldliche Unterstützung von außen. Also nicht zur Unterstützung der deutschen Bewegung, sondern [Bl. 108] für außerdeutsche Propaganda konnte ich das Geld, das ja unser Parteigeld war, gut brauchen. Ich glaubte auch, ganz im Sinne des Zentralkomitees zu handeln. Nach den Januarunruhen schien mir das Geld bei Cohn, wo es jeden Tag beschlagnahmt werden konnte, sehr unsicher zu sein. Auch ich mußte für meine Person mit einer plötzlichen Abreise rechnen. Ich wollte mich deshalb in den Besitz des Geldes setzen. Deshalb schrieb ich den mir vorgelegten Brief vom 16. I. 1919 an Dr. Cohn. Ich schickte den Brief durch einen Provinzgenossen, dessen Namen ich nicht nennen will und der mich kannte, an Frau Dr. Mai. Mir war die Frau Doktor in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft als eine sehr ruhige und verständige Dame und überzeugte Genossin bekannt geworden, die auch bezüglich ihrer Vermögenslage jede Gewähr dafür bot, daß ich in den Besitz des ihr ausgehändigten Geldes kam.

Ich habe weder vorher noch später mit Frau Dr. Mai über diese Geldangelegenheit gesprochen. Mein Abgesandter sollte meinen Namen nicht nennen, sondern nur sagen, der Brief sei aus Bremen.

Ich dachte mir, daß, wenn Dr. Cohn ihr das Geld aushändigen würde, er ihr auch den Inhalt meines Briefes mitteilen würde. Ich wollte dann einige Tage später das Geld von ihr abholen lassen. Falls sich aus irgend einem Grunde das Geschäft nicht so wie beabsichtigt abwickeln würde, wollte ich Frau Dr. Mai, wenn irgend möglich, aus der Sache herauslassen. Wie mir erzählt wurde, ist Frau Dr. Mai verhaftet worden, als sie mit dem Briefe gerade zu Cohn gehen wollte. So ist mein Brief zur Kenntnis des Gerichts gekommen. pp.

V[orgelesen] / g[enehmigt] / u[nterschrieben]
gez. Karl *Radek*
geschl[ossen]
gez. *Ziethen* / gez. *Lehmann*"

Die Rolle Karl Radeks im Berliner Januaraufstand 1919

Radek war in der deutschen Arbeiterbewegung kein Unbekannter mehr, als er plötzlich auf dem Gründungsparteitag der KPD wieder in der deutschen Öffentlichkeit auftauchte. 1885 im von Österreich-Ungarn verwalteten Teil Polens, in Lemberg, geboren,

deshalb mit der österreichischen Staatsangehörigkeit versehen, schloß er sich zunächst der sozialistischen Bewegung Polens an, wirkte von 1908 bis Ende 1914 in Deutschland als Journalist intensiv auf dem äußersten linken Flügel der SPD mit (gleichzeitig in der polnisch-russischen Exilsozialdemokratie), emigrierte Ende 1914, um den Militärdienst zu vermeiden, in die Schweiz und schloß sich dort den bolschewistischen Emigranten an. In die Vorkriegszeit fällt noch sein schwerer Konflikt mit Rosa Luxemburg und ihrem langjährigen politischen Weggenossen Leo Jogiches im Rahmen eines Streits in der polnisch-russischen Sozialdemokratie. Als sich Radek auf die Seite Lenins schlug, wurde er aus der sozialistischen Partei Polens und Litauens, wo die Lenin-Gegner Luxemburg und Jogiches das Sagen hatten, und anschließend auf Betreiben dieser Parteiführer auch aus der deutschen sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen. Es war dieses Zerwürfnis aus der Zeit vor 1914, das zur distanzierten Haltung Rosa Luxemburgs und Leo Jogiches' gegenüber dem Repräsentanten der Bolschewiki bei seiner Rückkehr nach Deutschland im Dezember 1918 wesentlich beitrug.

Radek hielt von der Schweiz aus intensiven Kontakt zu seinen deutschen Gesinnungsgenossen, hauptsächlich zu dem Herausgeber der Zeitschrift „Lichtstrahlen" Julian Borchardt in Berlin sowie zu den Bremer Linksradikalen um Johann Knief, und veröffentlichte in deren Zeitungen seine politischen Aufsätze. Kennzeichnend für Radeks ausgezeichnete konspirative Verbindungen ist sein Angebot von Ende 1916 an die „Internationale Sozialistische Kommission" in Bern, einer Vereinigung sozialistischer Kriegsgegner verschiedener Länder, jederzeit illegal Briefe zwischen der Kommission und Genossen in verschiedenen deutschen Städten transportieren zu lassen.[47] Nach seiner Übersiedlung nach Stockholm 1917 setzte er die Verbindung zu Knief und den Bremer Linksradikalen in Deutschland fort, publizierte weiterhin in der Bremer „Arbeiterpolitik" und pflegte im Sommer und Frühherbst 1917 den Kontakt mit dem mehrere Monate in der schwedischen Hauptstadt weilenden Publizisten Eduard Fuchs, der zur Spartakusgruppe gehörte und jahrelang in enger Verbindung zu deren Leiter Leo Jogiches stand.[48] Vor dem Untersuchungsrichter bekannte sich Radek, ja brüstete sich fast damit, „Leiter der bolschewistischen Weltpropaganda" seit seiner Zeit in Stockholm gewesen zu sein. Er hob aber auch gleichzeitig seine Funktion in der russischen Regierung hervor: „Nach Unterzeichnung des Brester Friedens [3. März 1918] übersiedelte ich nach Moskau und übernahm die Leitung der mittteleuropäischen Abteilung des Ministeriums des Äußeren. Die internationale Propaganda wurde unter meiner Leitung fortgeführt."[49] Deutlich ist in den Vernehmungsprotokollen zu spüren, daß sich Radek als Mitglied einer offiziellen russischen Regierungdelegation betrachtete,

47 Die Zimmerwalder Bewegung. Hrsg. von Horst Lademacher, The Hague und Paris 1967, Bd. 2, S. 640 (Brief Radeks an die „Internationale Sozialistische Kommission", Bern, vom 19. November 1916).

48 Aussage Radeks vom 24. Februar 1919, in: Dokument III, S. 388; Ulrich Weitz, Salonkultur und Proletariat. Eduard Fuchs – Sammler, Sittengeschichtler, Sozialist, Stuttgart 1991, S. 388 f.; Autobiographie Radeks, 1925 geschrieben, in: Avtobiografija. Ėnciklopedičeskij slovar' Granat, Moskau [1929]; Bd. 41,2, Sp. 137–169, als Reprint: Dejateli SSSR i revoljucionnočenij Rossii. Ėnciklopedičeskij slovar' Granat, Moskau 1989, S. 593–608 [künftig zitiert: Autobiographie Radeks – Granat], hier: S. 606 (zu Fuchs), S. 607 (zu Knief).

49 Aussage Radeks vom 24. Februar 1919, in: Dokument III, S. 388 f.

die aufgrund einer offiziellen Einladung eines revolutionären deutschen Organs nach Deutschland gekommen war.

Als Radek am 19. Dezember 1918 in Berlin eintraf, war er sich voll bewußt, daß die linksradikalen Kräfte zu diesem Zeitpunkt nur eine kleine Minderheit ohne jeglichen politischen Einfluß auf die deutsche Politik darstellten. Um so größer war sein Erstaunen über den schrillen Ton der „Roten Fahne", der von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht herausgegebenen Tageszeitung des Spartakusbundes.[50] Im Gespräch mit den Führern des Spartakusbundes hörte er deren Einschätzung, „daß wir ganz am Anfang standen, daß die Sozialdemokraten die Massen noch beherrschten, daß man sich organisieren müßte". Die Gründung einer eigenen linkssozialistischen Partei wurde ins Auge gefaßt.[51] Doch auf dem Gründungsparteitag der KPD (30. Dezember 1918 bis 1. Januar 1919), zu dessen Zustandekommen er schließlich selbst beigetragen hatte, mußte Radek feststellen: „Der Parteitag demonstrierte grell die Jugend und Unerfahrenheit der Partei. Die Verbindung mit den Massen war äußerst schwach. [...] Ich fühlte nicht, daß hier schon eine Partei vor mir war."[52] Schon vor dem Parteitag hatte Radek bei einer Fahrt durch den Tiergarten von dem ihn begleitenden Paul Levi[53] erfahren müssen, daß die Berliner USPD-Organisation und die linken Betriebsvertrauensleute, die „Revolutionären Obleute", die Arbeitermassen zu Demonstrationen auf die Beine brachten und nicht der Spartakusbund.[54] Im Berliner Arbeiterrat gab es keine Gruppe der Spartakusanhänger. Die Zahl der Spartakusmitglieder in Berlin war verschwindend gering.[55] Die Aussage im Radek-Brief nach Moskau, „einige Städte wie Bremen, Braunschweig und Stuttgart" würden eine „stabile Mitgliedschaft" aufweisen,[56] muß als erhebliche Überschätzung beurteilt werden. Angesichts dieser ungünstigen Ausgangslage war es sowohl nach Ansicht Radeks wie nach der Auffassung der KPD-Führung im Anschluß an die Parteigründung erst einmal wichtig, das Gerüst einer Parteiorganisation in Berlin und im Reich aufzubauen und in den Arbeiterräten Fuß zu fassen. Weder Radek noch die führenden Mitglieder der neuen kommunistischen Partei hatten irgendein Interesse an einem baldigen Kampf um die Regierungsmacht.

Am 4. Januar 1919 hatte Radek bei einem Besuch der Redaktion oder des Parteibüros an informellen Gesprächen einiger KPD-Führer teilgenommen, wo natürlich die am selben Tag bekanntgewordene Entlassung des der USPD angehörenden Berliner Polizeipräsidenten Emil Eichhorn durch die SPD-Regierung in Preußen im Vordergrund gestanden haben wird. Radek hatte die Besprechungen mit der Überzeugung verlassen, daß sich die Proteste gegen die Eichhorn-Entlassung auf die üblichen Aufrufe und möglicherweise noch auf eine Demonstration beschränken würden, denn die meisten

50 Radek, November, S. 132.
51 A. a. O., S. 133.
52 A. a. O., S. 136.
53 Dr. Paul Levi (1883–1930). Rechtsanwalt, SPD, Spartakusgruppe, USPD, Gründungsmitglied der KPD und Mitglied der Zentrale.
54 Radek, November, S. 134.
55 A. a. O., S. 132 und S. 134.
56 Radek-Brief vom 24. Januar 1919, in: Dokument I, S. 379.

der führenden deutschen Kommunisten dachten an diesem Sonnabend (4. Januar) nicht einmal daran, zu eigenen Massenaktionen aufzufordern und erwarteten auch keinen entsprechenden schnellen Entschluß von der stark links orientierten Berliner USPD-Organisation oder den „Revolutionären Obleuten".[57] Nur Liebknecht hatte – offensichtlich vor dem Ausbruch des Januaraufstandes – im Vieraugengespräch mit Radek geäußert, er halte eine revolutionäre Ledebour-Regierung mit Unterstützung der „Revolutionären Obleute" für möglich.[58]

Als sich dann die linken Kräfte in Berlin unter Beteiligung von Karl Liebknecht und Wilhelm Pieck[59] von der KPD-Zentrale in den späten Abendstunden des Sonnabends (4. Januar) doch dazu entschlossen, zu einer Protestkundgebung für den Sonntag (5. Januar) aufzurufen, als zum Erstaunen der Veranstalter die Berliner Arbeiterinnen und Arbeiter in Massen dem Appell gefolgt waren und am Montag, dem 6. Januar, erneut riesige Demonstrationszüge durch das Stadtzentrum wogten und ein Verbleiben Eichhorns als Polizeipräsident sowie die Absetzung der Ebert-Scheidemann-Regierung forderten, zog es Radek verständlicherweise zur Aussprache über die neue Situation in die Redaktion der „Roten Fahne". „Ich fragte Rosa Luxemburg, welche Aufgaben wir uns stellten. Rosa erwiderte, der Streik sei ein Proteststreik. Wir wollten sehen, was Ebert wagte, wie die Arbeiter in der Provinz reagierten; dann würden wir sehen."[60] Luxemburgs Haltung war durchaus der Situation angemessen, weil es abzuwarten galt, ob es bei einer auf Berlin begrenzten Bewegung bleiben oder ob eine sich schnell auf andere Regionen des Reiches ausdehnende Massenerhebung entstehen würde. Wahrscheinlich fand dieses Gespräch mit Rosa Luxemburg am Montag, dem 6. Januar, in der Redaktionsräumen statt, wo ein Spitzel der Regierungstruppen Radek gesehen haben will.[61] Denn einen Tag später hatte die KPD-Zentrale ihre Zurückhaltung schon aufgegeben und vertrat die Auffassung, daß der Kampf um die Regierungsmacht aufgenommen werden müsse, ohne sich über eine realistische Taktik im klaren zu sein.[62] Im Verlaufe dieses Dienstages oder am Mittwoch besuchte Radek höchstwahrscheinlich erneut die Redaktion und erlebte, wie er in seinem Brief vom 24. Januar 1919 eindrucksvoll beschreibt, die vollständige Ratlosigkeit der KPD-Führer.[63]

Danach, als die Regierungstruppen langsam die Oberhand gewannen, blieb Radek – nach seinem eigenen späteren Bericht auf Anraten Liebknechts – mit Ausnahme eines kurzen Ausfluges am Freitag, dem 10. Januar, in seinem Schlupfwinkel im gutbürgerlichen Berliner Vorort Wilmersdorf, wo er unter falschem Namen ein Zimmer gemietet hatte. Hier suchten ihn am Dienstagabend, am Mittwoch, am Donnerstag und am

57 Hierzu die unter Benutzung bisher nicht erschlossener Archivalien erarbeitete detaillierte Untersuchung: Luban, Demokratische Sozialistin, insbesondere S. 177 f.

58 Radek, November, S. 137.

59 Wilhelm Pieck (1876–1960). Tischler, SPD, Spartakusgruppe, USPD, Mitbegründer der KPD, Mitglied der Zentrale, zahlreiche führende Funktionen in der KPD, erster Präsident der DDR.

60 Radek, November, S. 137.

61 Vernehmung Radeks am 13. Februar 1919, in: Dokument II, S. 387, wo Radek leugnet, nach dem 4. Januar nochmals in der Redaktion gewesen zu sein.

62 Luban, Demokratische Sozialistin, S. 187–189.

63 Radek-Brief vom 24. Januar 1919, in: Dokument I, S. 380.

Freitag die Mitglieder der KPD-Zentrale Käte und Hermann Duncker[64] auf und informierten ihn über die Ereignisse und über die Reaktion der Parteiführung. Beide waren wie Radek der Meinung, daß ein Kampf um die Regierungsmacht und eine Fortführung des Aufstandes sinnlos seien, da hierfür keine Mehrheit in der Arbeiterschaft vorhanden war.[65] Nachdem Hermann Duncker am Donnerstag (9. Januar) dem untergetauchten Radek von den heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der KPD-Führung auf der Mittwochabendsitzung berichtet hatte sowie von Liebknechts Weigerung, sich entsprechend dem Beschluß der Zentrale aus der Aufstandsführung und damit aus dem Kampf zurückzuziehen,[66] verfaßte Radek an diesem 9. Januar einen Brief an die KPD-Zentrale, in dem er unter Berufung auf die demokratischen Grundsätze des von Rosa Luxemburg entworfenen Spartakusprogrammes den Rückzug der KPD aus der Aufstandsbewegung und einen entsprechenden Aufruf in der „Roten Fahne" vorschlug.[67] Seine Aufforderung richtete sich eigentlich in erster Linie an die Adresse Liebknechts und sollte die auf der Mittwochabendberatung vertretene Position Luxemburgs und Jogiches' stärken.

Doch dieser Appell kam zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt bei Luxemburg an. Radek wußte nicht, daß die USPD und die „Revolutionären Obleute" am späten Mittwochabend ihre Verhandlungsversuche mit den Mehrheitssozialdemokraten aufgegeben hatten und mit zwei Flugblättern (eines von Hugo Haase, eines von Liebknecht konzipiert) die Berliner Arbeiterschaft erneut zu Massenaktionen aufriefen.[68] Da Rosa Luxemburg die USPD-Führer mit der allerschärfsten Kritik zu einer entschiedenen revolutionären Politik aufgefordert hatte, konnte sie schlecht in dem Augenblick, als sich die unabhängigen Sozialdemokraten in diesem Sinne verhielten, selbst zum Rückzug blasen, zumal sie offenbar noch einen Funken Hoffnung auf eine Wiederbelebung der Aufstandsbewegung hatte. Abgesehen davon, daß sie schon grundsätzlich gegen die Parole eines Abbruchs des Kampfes eingestellt war, hoffte sie auch, daß die anderen Linken den „Schwarzen Peter" des Rückzuges auf sich nehmen würden,[69] um sofort wieder einen Anlaß für ihre überspitzte Polemik gegen die USPD zu haben. Rosa Luxemburg lehnte deshalb Radeks Vorschlag ab. Radeks wenig überzeugende Alternativvorschläge verraten allerdings, daß er in dieser verfahrenen Lage selbst ziemlich hilflos war: der Kampf um die Zeitungen sollte ersetzt werden durch die Forderung nach gerechter

64 Käte Duncker (1871–1953). SPD, Spartakusgruppe, USPD, KPD; 1919 Mitglied der KPD-Zentrale. – Dr. Hermann Duncker (1874–1960). Arbeitersekretär, „Wanderlehrer" der SPD, Lehrer an der zentralen Parteischule der SPD (1912–1914), SPD, Spartakusgruppe, USPD, Gründungsmitglied der KPD und Mitglied der Zentrale.

65 Zu der Auffassung der Dunckers: Luban, Demokratische Sozialistin, S. 191.

66 Eine detaillierte Schilderung a. a. O., S. 190 f.

67 Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 282.

68 Radek war vollständig auf die Presseberichte und auf die Schilderungen der KPD-Führungsmitglieder Käte und Hermann Duncker sowie von Paul Levi angewiesen, die während des Januaraufstandes auch nur einen sehr begrenzten Einblick in die schnell wechselnden politischen Entscheidungsabläufe im Lager der Aufstandsführung besaßen (hierzu: Luban, Demokratische Sozialistin, vor allem S. 191–194). Dieser sehr begrenzte Informationshorizont macht sich bei Radek sowohl in seinem Brief vom 24. Januar 1919 wie auch in seinem 1926 veröffentlichten Erinnerungsbericht „November" bemerkbar.

69 Radek-Brief vom 24. Januar 1919, in: Dokument I, S. 380.

Papierzuteilung für die linken Blätter, der Kampf um die Besetzung des Polizeipräsidentenamtes durch die Forderung nach Neuwahl der Arbeiterräte, die den Polizeipräsidenten bestimmen müßten.[70] Für den weiteren Verlauf des Jahres 1919 sah Radek einen Zusammenbruch der Wirtschaft und gute Chancen für eine revolutionäre Entwicklung im Sinne der Kommunisten voraus. „Wenn die Kommunisten hier nicht allzu große Dummheiten anstellen, wird die Situation im Verlaufe einiger Monate soweit heranreifen, daß man an die Eroberung der Macht denken kann."[71]

Nachdem Radek einen Versuch, zusammen mit Levi zu einer angekündigten Arbeiterversammlung zu gelangen und diese für einen Entsatz der von Freikorpstruppen belagerten Zeitungsbesatzungen zu gewinnen, wegen seiner geliehenen zerlumpten Uniform aufgegeben hatte, blieb er in den folgenden Tagen, als die Freikorpstruppen die Stadt beherrschten, in seiner Wohnung. Erst nach der ersten Nachricht über die Festnahme von Luxemburg und Liebknecht begab er sich zu einem konspirativen Treffen mit den noch nicht verhafteten KPD-Führern in die Praxis eines befreundeten Arztes.[72] Radek betrachtete sich nunmehr als Mitarbeiter der KPD-Führung.[73] Hatte er bereits in den vorangegangenen Wochen eine Reihe von Artikeln in der kommunistischen Bremer Zeitung „Kommunist" und in der Berliner „Roten Fahne" veröffentlicht, so war er als äußerst produktiver, scharfsinniger politischer Publizist nach der Ermordung von Liebknecht und Luxemburg wegen des Mangels an qualifizierten kommunistischen Journalisten ein hochwillkommener Mitarbeiter in dem kleinen Häuflein der übriggebliebenen KPD-Führer. Außer Flugblättern und Zeitungsartikeln gegen den Putschismus und Aufrufen zur Neuwahl der Arbeiterräte verfaßte Radek auch dreizehn Manuskripte, die bei seiner Verhaftung beschlagnahmt wurden, darunter eine längere Abhandlung „Die Lehren des Berliner Bürgerkrieges" über den Berliner Januaraufstand 1919, worin Radek seine Auffassungen aus dem Brief vom 9. Januar 1919 an die KPD-Zentrale wiederholte, so daß der Staatsanwalt nach Prüfung des Inhalts mit einem bedauernden Unterton nur noch konstatieren konnte: „Aufforderungen zur Gewalt, zum Umsturz durch Gewalt und Aufhetzung der Klassen sind in der Schrift kaum festzustellen."[74]

Die Tätigkeit für die deutsche kommunistische Partei hielt ihn nicht davon ab, ähnlich wie in Stockholm als Auslandsbeauftragter der Bolschewiki, aber wegen der Illegalität wesentlich eingeschränkter, zu wirken: Kontakte zu den Sozialisten in den west- und südosteuropäischen Ländern herzustellen, die für die Außenpolitik der sowjetischen Regierung wichtigen Nachrichten zu sammeln und nach Moskau zu übermitteln sowie Informationen über Rußland an die westliche Öffentlichkeit zu bringen, alles Aufgaben, die wegen der allgemein isolierten Lage der Sowjetunion für deren Regierung von Bedeutung waren. Denn es gab keine diplomatischen Vertretungen der russischen

70 Ebda.
71 A. a. O., S. 379 und S. 381 (Zitat).
72 Radek, November, S. 138 f.
73 Autobiographie Radeks – Granat, S. 608; Radek-Brief vom 24. Januar 1919, in: Dokument I, S. 381.
74 Geheimes Preußisches Staatsarchiv, Berlin-Dahlem, Rep. 84a, Preußisches Justizministerium, Nr. 11759, Bl. 101. Nach Goldbach, S. 34, ist die Schrift nur auf russisch gedruckt worden.

Regierung, die Berliner Nachrichtenagentur ROSTA war von den deutschen Behörden geschlossen und ihre Mitarbeiter verhaftet worden. Für die genannten Tätigkeiten brauchte Radek eine Menge Geld. Da er selbst bei seiner Festnahme nur noch über 9000 Mark verfügte, lag es nahe, den Treuhänder der russischen Botschaft, den Rechtsanwalt Oscar Cohn, ein führendes USPD-Mitglied, um die dort von den Geldern der Botschaft verbliebenen 300000 Mark zu bitten. Über dieses Geld muß auch Karl Liebknecht die Verfügungsgewalt gehabt haben, weil er während der Massenaktion im Januar 1919 von den anderen linken Vertretern in der Aufstandsleitung um Geld aus diesem Fonds gebeten worden war.[75] Radeks Behauptung gegenüber dem Untersuchungsrichter, diese Finanzmittel seien für die Propaganda in den Ententeländern bestimmt, war natürlich eine reine Schutzbehauptung.

Weitere Mittel waren den deutschen Kommunisten von ihren russischen Genossen Anfang Januar 1919 durch den Kulturhistoriker Eduard Fuchs aus Moskau mitgebracht worden. Der nach dem Tode Liebknechts und Luxemburgs praktisch als Vorsitzender der weitgehend zerschlagenen KPD fungierende Leo Jogiches bat dennoch um weitere umfangreiche Finanzmittel.[76]

Die finanzielle Unterstützung durch Moskau förderte bei der KPD-Führung allerdings nicht im geringsten die Bereitschaft, den Wünschen der russischen Genossen entgegenzukommen. Als Radek hartnäckig versuchte, die Unterschrift der deutschen Kommunisten unter den Aufruf zur Gründung einer Kommunistischen Internationale und damit praktisch eine Vorabzustimmung zu gewinnen, scheiterte er damit. Der Aufruf wurde erst am 25. Februar 1919 in der „Roten Fahne" veröffentlicht – ohne die Unterschrift der KPD (Spartakusbund). Auch nach dem Tode Luxemburgs und Liebknechts stimmte die KPD-Führung geschlossen gegen die Gründung einer Kommunistischen Internationale. Denn solange in den westlichen Ländern meist nur kleine Personengruppen und nicht Parteien, die zumindest einen Teil der Arbeiterschaft, der Massen, repräsentierten, dazu bereit waren, war die Zeit für diese neue sozialistische Internationale noch nicht gekommen, wie die Spartakusführer meinten.[77] Erst als die Gründung in Moskau beschlossen worden war, veröffentlichte „Die Rote Fahne" – sehr spät! – am 27. April 1919 einen Bericht über die vom 3. bis 6. März 1919 in Moskau durchgeführte konstituierende Konferenz der Kommunistischen Internationale, gab die Argumente des deutschen Delegierten gegen die Gründung wieder und informierte, daß nach der fast einmütigen Zustimmung der internationalen Delegierten zur

75 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde, NY 4036, Nr. 488, Bl. 54–193 bzw. 195–325: „Zur Parteigeschichte der KPD, geschrieben von Wilhelm Pieck", laut handschriftlichem Zusatz (Bl. 195) für die Zeit vom 28. Oktober 1918 bis 10. Februar 1920, zwei wortgleiche tagebuchartige Typoskripte; in der Fassung auf Bl. 195–325, offensichtlich der ersten Fassung, sind die damals – 1920 – noch lebenden Personen mit Zahlen bezeichnet, um bei Beschlagnahme des Manuskriptes durch die Polizei kein Material für Strafverfolgungen zu liefern. Hier Bl. 121.

76 Brief Leo Jogiches' vom 4. Februar 1919, in: Ruth Stoljarowa, Vor 80 Jahren wurde Leo Jogiches ermordet. Vier unbekannte oder vergessene Dokumente aus den Jahren 1917–1919, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 40 (1998), H. 4, S. 72–74, hier S. 73 f.

77 Hugo Eberlein, Spartakus und die Dritte Internationale, in: *Internationale Pressekorrespondenz*, Jg. 4 (1924), Nr. 28 vom 29. Februar 1924, S. 307; Goldbach, S. 35 f.

Gründung der deutsche Delegierte den Anschluß „im Namen des deutschen revolutionären Proletariats" erklärt hatte.[78]

Insgesamt gesehen hatte die Mission Radeks in bezug auf die kommunistische Bewegung in Deutschland in den Monaten Dezember 1918 bis Februar 1919 keinen Erfolg:

- Die Parteigründung, auf die er selbst gedrängt und die er selbst durch Einbeziehung der Bremer „Internationalen Kommunisten Deutschlands" gefördert hatte, erschien ihm nachträglich doch eher als verfrüht.
- Sein Ratschlag an die KPD-Zentrale während des Berliner Januaraufstandes, zum Abbruch des Kampfes aufzurufen, da in der Arbeiterschaft keine ausreichende Mehrheit für die Aktion vorhanden sei und eine Fortführung nur zur Schädigung des revolutionären Potentials führen könne, wurde von Rosa Luxemburg abgelehnt.
- Radeks hartnäckiges Drängen auf eine Zustimmung der KPD-Führung zur Gründung der Kommunistischen Internationale blieb bei den führenden deutschen Genossinnen und Genossen ohne Wirkung – ein Schönheitsfleck in der Geschichte der kommunistischen Bewegung, der im Zusammenhang mit Rosa Luxemburgs Haltung zur Politik der Bolschewiki jahrzehntelang für Diskussionen unter Politikern und Historikern sorgte.

Die Publikation des Radek-Briefes vom 24. Januar 1919 weist darauf hin, daß es wahrscheinlich in russischen Archiven noch eine Reihe von möglicherweise aufschlußreichen zeitgenössischen Dokumenten zur Geschichte der deutschen Revolution 1918/19 geben könnte. So sind sowohl höchstwahrscheinlich von Radek selbst wie auch von Sachs-Gladnev und von Marchlewski Berichte aus Deutschland an die Führung der Bolschewiki in Moskau geschickt worden. Die Frage ist, ob diese Dokumente überhaupt nach Moskau durchgekommen und ob sie erhalten geblieben sind. Hier gibt es also begründete Aussichten, noch neue Materialien zu erschließen.

Als weiteres Forschungsdesiderat wäre eine deutsche Ausgabe der russischen Publikation mit den Dokumenten zur Geschichte der Komintern[79] äußerst wünschenswert, zumal ein Teil der dort auf russisch abgedruckten Materialien im Original in deutscher Sprache abgefaßt ist. Es wäre deshalb von großer Bedeutung, wenn die Bemühungen der russischen Herausgeber, in Deutschland Unterstützer für eine deutschsprachige Ausgabe zu finden, realisiert werden könnten.

78 *Die Rote Fahne. Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund)*, Nr. 59 vom 27. April 1919.

79 Siehe Anm. 5.

Neue Literatur

STERNHELL, Zeev, Mario SZNAJDER und Maia ASHERI: **Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini.** Aus dem Französischen von Cornelia Langendorf. – Hamburg: Hamburger Edition 1999. 410 S.

Bereits Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hat Ernst Nolte auf die Gemeinsamkeit zwischen italienischem Faschismus und deutschem Nationalsozialismus hingewiesen und für einen allgemeinen Faschismusbegriff plädiert. Nolte entwickelte seinen Faschismusbegriff aus der Analyse dieser beiden Phänomene und der Action française. Bei Nolte ist der Faschismus ein Antimarxismus, der sich zum Ziel setzte, den Gegner unter Verwendung ähnlicher Methoden zu vernichten. Die bolschewistische Oktoberrevolution von 1917 wurde nach Nolte zum auslösenden Ereignis für das Auftreten des Faschismus als Retter des „liberalen Systems" vor der bolschewistischen Bedrohung. Nolte faßt daher den Faschismus als ein Bündnis von Liberalen und Konservativen und als „revolutionäre Reaktion" auf.

Hier setzt Sternhell mit seinem Buch an, das 1989 in Frankreich erschien und nun in deutscher Übersetzung vorliegt. Ähnlich wie Nolte identifiziert er Frankreich als den Ort der „Entstehung der faschistischen Ideologie", und ähnlich wie Nolte rückt er diese Ideologie in die Nähe des Marxismus. Doch Sternhell grenzt sich entschieden von Nolte ab, wenn er feststellt, daß alle „wesentlichen Komponenten des faschistischen Denkens" bereits vor der „Explosion vom August 1914 gereift" (S. 168) vorlagen. Der Faschismus ist daher keine Reaktion der Konservativen und des Bürgertums auf die bolschewistische Revolutionsdrohung, der Oktober 1917 kein entscheidendes Datum.

Dennoch ist für Sternhell und seine beiden Schüler, die einige Kapitel des Buches geschrieben haben, der Faschismus nur als eine „antimaterialistische Marxismusrevision" (S. 17) zu verstehen. Der Kern des faschistischen Denkens ist die Ablehnung des Materialismus, worunter Sternhell den Rationalismus, Individualismus und Utilitarismus des 17. und 18. Jahrhunderts versteht. Den Ausgangspunkt dieser Auflösung der westlichen rationalistischen Tradition bildet für Sternhell ein Denker, der eine eigentümliche Faszination auf alle Varianten des Nonkonformismus ausübte: Georges Sorel. In fünf Kapitel beschreiben nun Sternhell und seine beiden Schüler den ideengeschichtlichen Weg von Sorel zu Mussolini und von Frankreich nach Italien.

Sorel glaubte am Marxismus einige Korrekturen vornehmen zu müssen, nachdem sich der vorausgesagte Zusammenbruch des Kapitalismus nicht hatte einstellen wollen und sich der Marxismus selbst in Richtung Reformismus und Demokratie weiterentwickelt hatte. Die Sorelsche Kritik richtete sich gegen die Marxsche Werttheorie, weil er glaubte, daß die Marxsche Ökonomie völlig überflüssig sei. Sorel verstand die Marxschen Schriften vielmehr als Anleitung für den Kampf gegen die bürgerliche Demokratie. Sorel entwikkelte nach Sternhell einen revolutionären Revisionismus, der den traditionellen Marxismus aushöhlte und mit neuen Ideen füllte. Die freie Marktwirtschaft wurde aufgrund ihrer Dynamik positiv bewertet. Als Syndikalisten waren die Sorelianer Teil des revolutionären Flügels der Arbeiterbewegung, die aber das Privateigentum und den persönlichen Profit in der freien Marktwirtschaft nicht länger in Frage stellten. Sorel sah den Marxismus primär nicht als ökonomische Theorie, sondern vielmehr als „Kriegsmaschine gegen den bürgerlichen Staat", die mit mythischen Bildern arbeitet.

Soziale Mythen sollten zu einer neuen Motivationsquelle werden, nachdem die Wirtschaftsmechanismen nicht zum Zusammenbruch geführt hatten; der revolutionäre Revisionismus richtete sich damit gegen die liberale Demokratie und ihre Grundwerte. Diese Umwertung des Marxismus war der erste Schritt der Sorelianer, der zweite betraf die Ersetzung des Proletariats durch die Nation. Die Sorelianer, die nach Sternhell zum harten Kern des Faschismus zu zählen sind, brachten in diesen die Idee einer Revolution ein, die später als nationale Revolution gedeutet wurde.

Die Mythentheorie wurde daher zum eigentlichen Ausgangspunkt der Marxismusrevision. Mythen sind Bilder und Erzählungen, die Triebkräfte des sozialen Handelns bereitstellen. Die Bilder des Klassenkampfes, der Endkatastrophe und des Generalstreiks waren für Sorel die Mittel, um den rationalistischen Gehalt des Marxismus durch „revolutionäre Mythen" (S. 85) zu ersetzen. Die Apologie der Gewalt, der Pessimismus, der Heroismus und der Opferkult rundeten diese

linke französische Spielart der konservativen Revolution ab. Sorel und seine Anhänger waren immer noch Teil der Arbeiterbewegung, sie entfernten sich aber durch ihre Kritik der rationalistischen Tradition der Aufklärung immer mehr von ihrem materialistischen Kern und machten sich dadurch für die neuen rechten Strömungen um Charles Maurras, den Gründer der Action française, interessant. Nach Sternhell vollzog Sorel etwa um 1909 eine Hinwendung zum Nationalismus und fand sich mit ihm im Kampf gegen die bürgerliche Ordnung und Demokratie. Nach Sternhell lieferte damit die „national-syndikalistische Synthese" (S. 117) das erste wesentliche Element für den entstehenden Faschismus.

Die Synthese zwischen Sozialismus (Syndikalismus) und Nationalismus wurde dadurch noch erleichtert, daß man dem Proletariat die revolutionäre Tat nicht mehr zutraute und es durch die Nation ersetzte. Man hatte einen neuen Träger der Revolution, der mit dem Kult des Krieges aus dem Proudhonschen Erbe versorgt wurde. Damit lieferten nach Sternhell die Sorelianer und die Maurrasianer die Kerngehalte der faschistischen Ideologien Westeuropas und des Mussolini-Regimes in Italien.

Die Autoren zeichnen im zweiten Teil des Buches den Weg dieser Ideen der französischen Rechts-Links-Synthese in Italien in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nach. Auch hier ist eine Umdeutung des Marxismus zu erkennen, indem Ergebnisse der modernen Wirtschaftswissenschaften aufgenommen wurden. Der revolutionäre Syndikalismus war in Italien aber viel pragmatischer und entfernte sich zunehmend von der marxistischen Tradition. Mit dieser Bewegung korrespondierte eine Hinwendung zur Nation und zur nationalen Solidarität. Auch in Italien stellt Sternhell eine sozialistisch-nationale Synthese fest, die 1911 durch den Libyenkrieg beschleunigt wurde. Aber erst 1914 konnte die Theorie des revolutionären Krieges richtig Fuß fassen, und der revolutionäre Syndikalismus hatte nun den langen Weg zum Nationalsyndikalismus zurückgelegt.

Auch Benito Mussolini, dessen intellektueller Werdegang im vorletzten Kapitel nachgezeichnet wird, geriet allmählich in den Bannkreis des revolutionären Syndikalismus. 1909 bekannte sich Mussolini zum Sorelschen Marxismus, und 1914 wurde er aus der sozialistischen Partei ausgeschlossen. Aber erst im Sommer 1920 begann sich der Faschismus, so Sternhell, von seinen „linken revolutionären Ursprüngen" (S. 280) zu lösen. Mussolinis Wandel vom Sozialisten zum Faschisten macht diesen Weg in einer Person anschaulich.

Sternhell will insgesamt zeigen, wie die Elemente des Faschismus bereits vor der italienischen Machtübernahme 1922 voll ausgearbeitet waren und sich wesentlich aus der linken, revolutionären Tradition herleiten. Ausgangspunkt war die irrationalistische Umdeutung des Marxismus. Sternhell geht aber zu dichotomisierend vor, indem er auf der einen Seite den westlichen Rationalismus inklusive Marxismus verbucht und auf der anderen den Irrationalismus, der mit seiner Mythentheorie den historischen Materialismus verdrängte. Der Marxismus und die sich von der Französischen Revolution herleitende Tradition von Demokratie und Menschenrechten hat aber selbst einen mythischen Kern, wenn man Mythen nicht nur als irrationale Gebilde versteht. Letztlich bleibt aber das Rationalismus-Irrationalismus-Schema, dessen sich Sternhell bedient, bei allem Verdienst, das er mit seiner Arbeit beanspruchen kann, fraglich und nicht recht weiterführend.

Rudolf Speth

RITSERT, Jürgen: **Soziale Klassen** (= Einstiege. Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie, Bd. 8). – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1998. 171 S.

Das Thema Klassen und Klassentheorien ist, wie der Verfasser eingangs zu Recht hervorhebt, wohl eines der nachhaltigsten, aber zugleich umstrittensten Themen allen Gesellschafts- und Geschichtsdenkens. Die Ausgangsfrage ist – in der „postmodernen Situation" unvermeidlich –, ob der Klassenbegriff gegenwärtig überhaupt noch eine Existenzberechtigung habe. Der Autor antwortet mit einem „entschiedenen Jein" (S. 7 ff., S. 147) – ein Wortspiel, das auf die Unentscheidbarkeit der Betrachtungsweisen ebenso aufmerksam macht wie auf die prinzipielle Offenheit der Debatte.

Allerdings ist es durchaus nicht als Stimmenthaltung in kontroversen Frage zu verstehen – im Gegenteil, deutlich eigene Posionen vertretend, äußert sich Ritsert oft sehr drastisch und mit Witz, was zweifellos das Lesen anregt und trotz der theoretisch anspruchsvollen Materie durchaus unterhaltsam gestaltet, vor allem dann, wenn allzu vorschnelle Totsagungen der Klassenunterschiede durch eine „postmodernisierte"

Soziologie (S. 132) kritisch unter die Lupe genommen werden (S. 124, S. 126 f., S. 134).

Bemerkenswert ist auch die Weite des Blicks. Um die Dimensionen des Problems zugleich auch an denen der Begriffsgeschichte zu verdeutlichen, stellt Ritsert die Klassenfrage von vornherein in den großen Zusammenhang der Existenz, des Bewußtseins und der theoretischen Reflexion sozialer Ungleichheit und ökonomischer Aneignung. Dadurch wird das Thema universal im Sinne menschlicher Entwicklung seit Entstehung der Hochkulturen. Ritsert verweist auf altrömische Gesetze der Königszeit (Servius Tullius, S. 11 ff.) und gibt erhellende Hinweise darauf, daß die neuesten und die ältesten Bestimmungen sozialer Ungleichheit durchaus noch etwas miteinander zu tun haben (S. 21 ff.).

Nach diesem Auftakt diskutiert der Verfasser zunächst Grundlagenprobleme, zuerst in bezug auf Mehrprodukt, Eigentum, Aneignung, Macht, Privileg und Ausbeutung anhand von Marx und neueren Autoren wie Gerhard E. Lenski und John E. Roemer (S. 23 ff.), dann ausführlich die „klassischen Klassentheorien" von Marx (S. 57 ff.) und Max Weber (S. 77 ff.), wobei Unterschiede und Analogien in einer gründlichen Analyse herausgearbeitet werden.

Besondere Beachtung verdient die Untersuchung der Versuche zur „fünffachen Abschaffung der Klassen" durch alternative Konzepte sozialen Ausgleichs oder neuer Ungleichheit in der deutschen Soziologie nach 1945 (S. 88 ff.). Hier werden die Favorisierung der nivellierten Mittelstandsgesellschaft und des sozialen Klassenausgleichs in den 1950er und 1970er Jahren und dann die späteren, z. T. angelsächsischen und französischen Autoren wie Daniel Bell (nachindustrielle Gesellschaft, S. 96 f.), Anthony Giddens, vor allem Ulrich Beck (Theorie der Risikogesellschaft, S. 97 ff.) oder Pierre Bourdieu (Habituskonzept und Unterscheidung von sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital, S. 109 ff. u. a.) folgenden Alternativ- und Ersatztheorien diskutiert, die seit den 1970er Jahren Mode wurden. Ritsert verweist gerade bei den empirisch starken Gegenargumenten über Strukturbrüche, Klassenerosion, Pluralisierung, Dezentrierung und Individualisierung (S. 100–102) überzeugend darauf, daß in allen Fällen doch wieder die Klassenfrage in den Argumenten ihrer „Töter" erscheint.

In einem Schlußabschnitt über das „Sic et Non auf englisch", d. h. neue Debatten in der britischen Soziologie (S. 119 ff.), nimmt der Autor die radikalen Antiklassenkonzeptionen am Beispiel eines Aufsatzes von Jan Pakulski und Malcolm Waters („The Reshaping and Dissolution of Class in Advanced Society", 1996) auseinander, nicht ohne berechtigte Zweifelsfragen, die aus realen Prozessen in aktuellen Gesellschaften erwachsen, gebührend hervorzuheben. Aber sarkastisch mahnt er hinter den schönen Thesen über die individualisierte Konsumwelt der Postmoderne die gerade dadurch um so kräftiger hervortretenden Ungleichheiten in den Chancen und sozialen Verteilungsmechanismen als nachhaltig akute Problematik an. Dagegen wird die Proklassenanalyse von Gordon Marshall („Repositioning Class", 1997) zwar kritisch mit allen offenbleibenden Fragen, aber dennoch im Grundtenor einer weiterzuführenden „Reposition" zustimmend kommentiert (S. 134 ff.).

Die Lektüre legt somit, was die Ausgangsthese betrifft, doch mehr „ja" als „nein" nahe, oder genauer gesagt, das Buch überzeugt in der Hervorhebung der eher wieder gewachsenen Aktualität der Klassenfrage wie zugleich der Notwendigkeit des Umdenkens angesichts grundstürzender soziokultureller Veränderungen in der Gegenwart.

Insgesamt entspricht die Abhandlung dem Anliegen der Reihe, „Einstiege" in komplizierte Debatten, Begriffe und Ansätze der Wissenschaft zu erleichtern, durch seine geschliffene Diktion und klare Gedankenführung in einem hohen Maße. Allerdings ist beides stark systematisch-soziologisch orientiert; historische Sachfragen über die großen Linien der Problemgeschichte hinaus und geschichtswissenschaftliche Debatten (Ständestrukturen, Feudalismus u. a. werden marginal erwähnt) kommen nur am Rande vor.

Argumentation und Literaturliste verweisen überdies auf gravierende Kenntnislücken über den ostmarxistischen Diskussionsstand vor 1989, ein Mangel, den der Verfasser mit fast allen Autoren ähnlicher Arbeiten der vergangenen Dekade teilt und der immer dann besonders deutlich wird, wenn Klischeevorstellungen über den Ökonomismus, Objektivismus und andere Unarten (S. 104, S. 112 f.) ohne nähere Nennung von Roß oder Reiter stehenbleiben. Kritik, auch die schärfste, ist legitim, aber sie sollte immer konkret sein.

Das soll aber nicht den Ertrag schmälern, der aus diesem gelungenen Buch zu gewinnen ist. Über die schon erwähnte gelungene Vermittlung eines Einstiegs in eine komplizierte Materie hinaus erfährt auch der Fachmann schon durch die materialreiche Zusammenstellung und eigensinnige Reflexion des Autors Neues und Bedenkenswertes über Begriff und Theorien der „Klasse".

Es ist also eine Diskurseinführung im besten Sinne, die unmittelbar in aktuelle Kontroversen eingreift und zu Recht davon ausgeht, daß es der Tod der Soziologie wäre, wenn sie das Problem einfach als erledigt betrachten würde (S. 147).

Wolfgang Küttler

HOBSBAWM, Eric, u. a.: **Das Manifest heute. 150 Jahre Kapitalismuskritik**. Mit Beiträgen von Samir AMIN, Joachim BISCHOFF, Suzanne DE BRUNHOFF, Patrice COHEN-SÉAT, Frank DEPPE, Frigga HAUG, Wolfgang Fritz HAUG, Eric HOBSBAWM, Boris KAGARLITZKY, Hermann KLENNER, Michael R. KRÄTKE, Georges LABICA, Colin LEYS, Domenico LOSURDO, Michael LÖWY, Harry MAGDOFF, Leo PANITCH, Karsten RUDOLPH, Wolfgang RUGE, Paul M. SWEEZY und Ellen Meiksins WOOD. 2. Aufl. – Hamburg: VSA-Verlag 2000. 300 S.

Der vorliegende Band enthält – gruppiert um die Themenkomplexe „Aus der Geschichte gelernt?", „Globalisierung und Klassen", „Neue Realitäten, neue Erkennntisse" sowie „Und die Linke heute" – zwanzig ausgewählte Beiträge, teils neu verfaßt, teils wieder abgedruckt aus den Materialien von Tagungen, die zum 150. Jahrestag des Erscheinens des „Manifests der Kommunistischen Partei" veranstaltet wurden, darunter auch vom großen internationalen Kongreß von „Espaces Marx" in Paris im Mai 1998. Neben deutschsprachigen kommen auch prominente linke Autoren aus Frankreich, Großbritannien und den USA zu Wort. Die Auswahl sei nicht repräsentativ, heißt es im Editorial, aber „es geht 150 Jahre nach der Marxschen Kritik an der kapitalistischen Gesellschaftsformation nicht um abschließende Wertungen, sondern um eine Zwischenbilanz und Anstöße zur Lösung der nach wie vor offenen Fragen" (S. 7).

Dafür allerdings kann man der Auswahl durchaus bescheinigen, daß sie einen adäquaten Überblick über wichtige Standpunkte und Konzeptionen in diesem Spektrum vermittelt. Damit ist auch schon gesagt, daß Fragen der weltanschaulich-politischen Orientierung zum Zwecke der Selbstverständigung der am Marxismus orientierten Linken breiten Raum einnehmen. Hobsbawm verweist eingangs ebenso auf die Ursprungs- und Rezeptionsgeschichte, die revolutionäre Zuversicht und angenommene Zwangsläufigkeit des Vorhabens von Marx und Engels von 1847/48, die hellsichtigen Prognosen und Irrtümer wie auf die Möglichkeit künftiger Barbarei, wenn das emanzipatorische Grundanliegen nicht neu aufgenommen werde (S. 10 ff., bes. S. 27 f.; vgl. Sweezy, S. 206 f.), und er betont – wie Autoren anderer Beiträge auch – nicht zuletzt die gewaltige sprachliche Kraft dieser wirkungsmächtigsten Programmschrift, die je verfaßt wurde.

Breiten Raum nimmt in vielen Beiträgen die Vergewisserung über die Aktualität des Manifests ein. Hier geht es, wie Hobsbawm eingangs unterstreicht, um ein kritisches Abwägen der ungebrochenen Aktualität und der Momente des Veraltetseins, um die nur aus der damaligen Situation zu verstehenden Zuspitzungen ebenso wie um grundsätzliche utopische Elemente, so bei der von Marx konzipierten geamtgesellschaftlichen Emanzipationsfunktion des modernen Industrieproletariats (Rudolph, S. 226 ff.; Deppe, S. 234 ff.; Cohen-Séat, S. 279 ff.). Marx' damalige Beschreibung des modernen Kapitalismus habe, so betont Labica (S. 78 f.) – und dies wird vielfach von anderen wiederholt (S. 100, S. 106, S. 112, S. 155, S. 166 f. u. a.) –, erst im Zeitalter der Globalisierung weltweite Realität angenommen. Damit ist neben dem Scheitern der nach 1917 entwickelten Transformationsperspektive (W. F. Haug, S. 124 ff.) zugleich immer auch der neue existentielle Druck tiefgreifenden Wandels (Amin, S. 137 ff.) angesprochen. Es ist dies immer auch die Frage nach dem Verhältnis des Marxschen Entwurfs zum realen Sozialismus nach 1917 bzw. 1945, den Klenner in seinem Beitrag zu rechtsphilosophischen Konsequenzen in bezug auf Demokratie, Freiheit und soziale Gerechtigkeit, den Zwiespalt von Realität und Wirklichkeit glossierend, „putativsozialistisch" (S. 202) nennt.

Diese Fragen sind gewissermaßen das Leitmotiv des Bandes. Ihre jeweilige Reflexion ist – dem Marxschen Ansatz gemäß – zumeist eng mit gesellschafts- und geschichtstheoretischen Aspekten wie auch mit empirisch-analytischen Fragen aktueller Gesellschaftsanalyse verbunden. Diese sind generell für Theorie und Methode historischer und sozialwissenschaftlicher Forschung relevant, vor allem weil hier gesamtgesellschaftliche, makrotheoretische Themen erörtert werden, die in den postmodernen Perspektivendebatten zumeist zu kurz kommen oder ganz eskamotiert werden. Das betrifft besonders die berechtigten Forderungen und Ansätze zur Analyse des Kapitalismus selbst, seiner konkreten Formationen seit dem 16. bzw. 18. Jahrhundert (Krätke, S. 44 f.),

der Vorstufen und neuen Tendenzen seiner „Globalisierung" (Amin, S. 139 ff.; Löwy, S. 112 ff.) und zur geschichtlichen Zuordnung der realen Existenz von Kapitalismus und Sozialismus im 20. Jahrhundert (Bischoff, S. 283 ff.). Methodisch wichtig sind hier die Vorschläge von W. F. Haug, prinzipiell neu über den Charakter der Produktionsweise in den gegenwärtigen Umwälzungen des „Worldwide-Web-Kapitalismus" nachzudenken (S. 122 ff.), und von Kagarlitzky, den traditionellen (reformistischen) Revisionismus durch eine neue Lesart des Marxschen Ansatzes zu revidieren, d. h. erst einmal von den in der Tat völlig verändertern Bedingungen möglicher Transformationen in der Gegenwart auszugehen (S. 210 ff., vgl. Ruge, S. 170 ff.). Empirisch-analytisch, theoretisch ebenso wie politisch sehr umstritten und offen bleibt die Frage alter oder neuer Akteure sozialen Wandels, d. h., wie ein modernes „Manifest" der Veränderung aussehen müßte, das auch neue Fragen und Bewegungen wie die Geschlechterproblematik einzubeziehen hätte (F. Haug, S. 189 f.) oder klären müßte, was mit der Arbeiterklasse tatsächlich vor sich geht und ob sie noch transformatorisches Potential besitzt. Letztere Gretchenfrage der Linken heute diskutieren alle Autoren dieses Themenkomplexes von sehr kontroversen Positionen aus (S. 210 ff.)

Es ist also mehr ein differenziertes Spektrum von Fragen denn eine Bilanz von Forschungsresultaten und Antworten, die der Leser in diesem Band vorfindet. Versuche einer tiefer schürfenden sozialökonomischen Analyse im Sinne eines methodisch ernst genommenen Marxschen Formationsansatzes werden in ökonomischer Hinsicht von de Brunhoff und Magdoff (S. 158 ff., S. 166 ff.), sozialpolitisch von Deppe (S. 234 ff.) wie auch allgemein eingangs von Hobsbawm und in den Beiträgen zur Globalisierung angedeutet. Hier bedarf es aber größerer Anstrengungen, wenn Ansätze in der Tradition von Marx dem damit gegebenen Anspruch gerecht werden sollen, die tatsächlich vor sich gehenden gesellschaftlichen Prozesse zu erfassen. Dabei fällt auf, daß die analytischen Ansätze überwiegend von den hochentwickelten Zentren ausgehen und die 80 Prozent der übrigen – längst nicht mehr einheitlich „dritten" – Welt mitsamt den dort erwachsenden, auch für die Linken im Westen sehr unbequemen sozialen Bewegungen zwar oft erwähnt, aber nur von Amin (S. 137 ff.) und Losurdo (S. 150 ff.) – hier auch unter Verweis auf die Bedeutung der russischen Revolutionen in dieser Hinsicht – näher behandelt werden.

Als Problemübersicht und Diagnose ist der Band, insgesamt gesehen, sehr informativ und lesenswert. Nüchterne Analyse, Forderungen sozialen Wandels, Einräumen der Unsicherheit über die weiteren Perspektiven und mehr oder weniger starkes, wenn auch neuen Verhältnissen angepaßtes Beharren auf herkömmlichen Ideen des Klassenkampfes der Arbeiter stehen sich wie bei allen Debatten dieser Art gegenüber oder sind miteinander verquickt, und dies nicht einmal immer nach Autoren trennbar, sondern oft indirekt auch innerhalb der Beiträge selbst.

Wolfgang Küttler

POLASKY, Janet: **The Democratic Socialism of Emile Vandervelde. Between Reform and Revolution.** – Oxford and Washington, D. C.: Berg Publishers 1995. XI, 303 S.

"We are at one and the same time reformists and revolutionaries" (S. 259), hielt Émile Vandervelde 1923 der Komintern entgegegen, die auf ihrem II. Weltkongreß im Sommer 1920 mit ihren 21 Aufnahmebedingungen den endgültigen Bruch mit der Sozialdemokratie als Organisation(sform) und „reformistischer" Ideologie und Praxis vollzogen und die Unterwerfung der beitrittswilligen Parteien unter ihre Doktrin revolutionärer Politik eingeleitet hatte. Vanderveldes Zweigesichtigkeit – oder sollte man, der Autorin folgend, sagen: Bereitschaft zu Kompromissen um der zwischenmenschlichen Verständigung und des Fortschritts zum Sozialismus willen? – wird in neun Kapiteln, deren Überschriften meistens als Paradoxon formuliert sind, substantiell chronologisch verfolgt.

Die sich auf intensive Archivstudien stützende Biographie, die auf einer preisgekrönten Dissertation beruht und auch in französischer Übersetzung[1] vorliegt, ist ganz aufs Politische hin konzipiert. Das liegt zum großen Teil daran, daß der Biographierte selbst sein Privatleben möglichst vor der Öffentlichkeit verborgen und weitestgehend aus seinen Nachlaßpapieren wie aus seinen posthum publizierten Erinnerungen[2] – Vandervelde starb am 27. Dezember 1938 – eliminiert hat.

Kleinbürgerliches Elternhaus, Studien (Jura und in einem zweiten Studium, anthropologisch orientiert, Biologie, Embryologie, Physiologie und Psychiatrie), Bücher, Reisen (am prägendsten die durch Lektüre vorbereiteten Reisen in den Kongo vor dem Ersten Weltkrieg und die nach

Spanien in den dreißiger Jahren), Begegnungen, Freundschaften, nicht selten beim Bergsteigen gefestigt, eine mehr getrennt als miteinander geführte, später geschiedene Ehe mit einer jüngeren englischen Feministin und eine zweite, im Alter von 61 Jahren mit einer 25 Jahre jüngeren, in Argentinien geborenen Ärztin geschlossene Ehe – all diese Bausteine der Entwicklung, Festigung und Bestätigung des von humanitärem Elan getriebenen Theoretikers, Publizisten und pragmatisch-kühlen, nichtsdestoweniger zu seinen Prinzipien stehenden, daher auch mindestens auf nationaler Ebene konfrontationsbereiten Politikers mußten mühsam zusammengetragen werden.

Seine Aktivitäten als Parlamentarier, Vorkämpfer des allgemeinen und geheimen Wahlrechts, als belgischer Minister mit verschiedenen Portefeuilles, erster Präsident der Zweiten Internationale, Präsident der Sozialistischen Arbeiter-Internationale werden im historischen Kontext beleuchtet. Die Vereinbarkeit des Unvereinbaren in der politischen Persönlichkeit Émile Vandervelde sieht die amerikanische Historikerin in seinem *Belgischsein,* in seiner Natur als Belgier, verwurzelt, dem – was durchaus nicht abwertend, sondern historisierend gemeint ist – seine Theorie, ein eklektisches Amalgam aus französischen, deutschen und anderen Denkern, voran (der frühe) Marx, entspreche. Seine, so Polasky, die Internationalen prägende politische Praxis des „demokratischen Sozialismus" erscheint als Resultante eines Grundirrtums, daß nämlich die Kontradiktion zwischen antikapitalistischer Tabula rasa und Kompromissen im bestehenden System zum Zwecke seiner Überwindung im „revolutionären Reformismus" aufgehoben werden könne.

Die Autorin hält eine neue Beschäftigung mit Geschichte und Geschichtsschreibung des internationalen Marxismus und Sozialismus nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime in Europa generell, mit Blick auf die neuen Herausforderungen einer sozial-demokratischen Ordnung im besonderen für unerläßlich. Mit der sympathisierenden, dennoch kritischen Biographie des belgischen Internationalisten will sie expressis verbis dazu beitragen.

Voraussetzung für die von ihr geforderte – und von mir unterstützte – Einbeziehung der durchweg links oder rechts liegengelassenen kleinen Länder und ihrer Parteien in die neu zu leistenden Betrachtungen des internationalen demokratischen Sozialismus ist freilich eine adäquate Aneignung der niederländischen und der skandinavischen Sprachen.

1 *Janet Polasky, Émile Vandervelde, le Patron (= Archives du futur/histoire). Bruxelles: Éditions Labor 1995.*

2 *Émile Vandervelde, Souvenirs d'un militant socialiste. Paris: Éditions Denoël 1939.*

Ursula Langkau-Alex

ENGELMANN, Dieter, und Horst NAUMANN: **Hugo Haase. Lebensweg und politisches Vermächtnis eines streitbaren Sozialisten.** – Berlin: Edition Neue Wege 1999. 199 S.

Biographische Arbeiten über Hugo Haase sind überaus rar. Engelmann und Naumann begründen dies zutreffend damit, daß Haase keiner der späteren Parteirichtungen zum Vorbild werden konnte. Die Sozialdemokratie verlor ihre Bindung an den „orthodoxen" Marxismus und das Revolutionsstreben ihres ehemaligen Führers, die Kommunisten sahen den von Lenin stigmatisierten „Zentristen" als größere Gefahr für die „Einheit und Geschlossenheit" als die Reformisten und Regierungssozialisten.

Schon deshalb ist es verdienstvoll, forschend nach einem zutreffenden, differenzierenden Bild Hugo Haases zu streben. 76 Seiten des Buches bieten eine biographische Skizze mit großer Informationsdichte. Der größere Teil des Bandes enthält in chronologischer Folge 45 Texte aus Reden, Artikeln und Briefen. (In Nr. 5 und Nr. 20 fallen leider wesentliche Passagen der Kürzung zum Opfer. Nr. 40 hätte natürlich nach dem Stenographischen Protokoll der Nationalversammlung zitiert werden müssen.)

Wir verfolgen Haases Weg an Schnittpunkten seines Lebens, z. B. während des Revisionismusstreits, in dem er sich als Teil der linken Strömung begreift, in geistiger Nähe zu August Bebel und seinem Freund Karl Kautsky und in gewisser Distanz zur radikalen Linken um Rosa Luxemburg. In den Jahren 1912–1914 ist der Mitvorsitzende der SPD ein leidenschaftlicher Streiter gegen Aufrüstung und Weltkriegsgefahr. Seine Leitsätze „Imperialismus und Schiedsgerichte" für den für 1914 vorgesehenen Internationalen Sozialistenkongreß belegen die theoretischen Ambitionen des meist als Parteipraktiker apostrophierten Haase. Nachvollziehbar wird der schwere Gewissenskonflikt des entschiedenen Kriegsgegners, der sich am 4. August 1914 gezwungen sieht, die von ihm nicht geteilte Zustimmungserklärung

der Fraktionsmehrheit zu den Kriegskrediten im Reichstag zu verlesen. Der Balanceversuch zwischen konsequenter Antikriegshaltung und Hoffnung auf den Fortbestand der Parteieinheit um das marxistische Zentrum endet nach dem Rücktritt vom Fraktions- und Parteivorsitz mit der Gründung der USPD, die Haase zu ihrem Vorsitzenden wählt.

Engelmann und Naumann zeigen, daß Haases Parteigründung nicht gegen die SPD gerichtet war. Er gründete die USPD in einer defensiven Haltung, als er erkennen mußte, daß eine Umkehr der Führungsmehrheit der SPD nicht mehr zu bewirken war. Die neue Partei sah er nicht als Alternative zur SPD, sondern als den Beginn der Rückkehr zu ihr, als „Kristallisationspunkt einer einheitlichen Bewegung auf der Grundlage der Politik der Vorkriegssozialdemokratie und insbesondere der internationalen Sozialistenkongresse" (S. 43).

Haase begrüßt begeistert die Revolution der Bolschewiki. Er sieht sie – anfangs weniger, später stärker – unter Vorbehalten, nimmt sie aber gegen Kautskys Polemik in Schutz, weil diese ihre Vorbildwirkung im Kampf gegen Imperialismus und Krieg schmälere.

Engelmann und Naumann nennen Haase einen „glänzenden Führer der Opposition", einen „mutigen und entschiedenen Verteidiger der Entrechteten und Unterdrückten", der freilich „nicht den Rang eines entschlossenen Revolutionsführers erreichte" (S. 54). Sie belegen dies mit seiner Konzeptionslosigkeit bei Ausbruch der Revolution, sinnfällig beim Zusammentreffen mit Gustav Noske in Kiel, wo dieser, nicht Haase, bereits vor dem 9. November 1918 dem weiteren Geschehen einen vorbestimmenden Stempel aufdrückt. Wir sehen Haase als Kovorsitzenden des Rates der Volksbeauftragten, von Friedrich Ebert zum geduldeten Vize degradiert und angegriffen von den mit Verlauf und Resultaten der Revolution Unzufriedenen, darunter nicht zuletzt von den linken Räteanhängern in seiner eigenen Partei. In diesem Abschnitt des Buches wird das Wechselspiel zwischen den politischen Vorgängen und den persönlichen Eigenschaften des Akteurs am eindrucksvollsten deutlich.

Eine Rede Haases auf einer Versammlung der USPD in Berlin am 30. Juli 1919 bewerten Engelmann und Naumann als „politisches Testament" Hugo Haases. Leider fehlt gerade dieser Text in der Dokumentation. Das kurze Zitat gibt Stichworte wie „Diktatur des Proletariats" und „Grundsätze der Menschlichkeit" an. Sie werden aber nicht analysiert, wie überhaupt eine zusammenfassende historisch-kritische Würdigung des (in einer Skizze natürlich niemals vollständig) dargestellten Lebenslaufes fehlt, sieht man von den bereits im Vorwort gegebenen Werturteilen über Hugo Haase ab. Offenbar ist dies eine Folge des Skizzenhaften, das Analysen einschränkt und mitunter die differenzierende Prägnanz der Aussagen erschwert.

Dem Text ist eine Kritik des Haase-Bildes in der Geschichtsschreibung der DDR inhärent. Aber warum bleibt der Vergleich der Ergebnisse mit der bisher einzigen Haase-Biographie von Kenneth R. Calkins aus? Sie wird erwähnt, aber nirgends zitiert, und schon gar nicht setzen sich Engelmann und Naumann in eine kritische Beziehung zu ihr. Sie stimmen in manchem mit Calkins überein, aber auch damit, daß Haases Ideal einer Zeit angehörte, „die unwiederbringlich vom Schauplatz der Geschichte abgetreten war"?[1] Der Titel des Buches läßt es nicht vermuten. Ein Diskurs wäre also von Interesse gewesen. Aber vielleicht bereiten die Autoren eine ausführlichere Haase-Biographie vor?

1 Kenneth R. Calkins, Hugo Haase. Demokrat und Revolutionär, Berlin 1976, S. 200, vgl. auch S. 198.

Gerhard Engel

PATKA, Marcus G.: **Egon Erwin Kisch. Stationen im Leben eines streitbaren Autors** (= Literatur in der Geschichte – Geschichte in der Literatur, Bd. 14). – Wien, Köln und Weimar: Böhlau Verlag 1997. 563 S.

Patka legt eine schwerleibige Biographie samt 125 Seiten umfassender, allerdings etwas kompliziert eingeteilter Bibliographie von, über und rundum den früh schon recht schwerleibigen Egon Erwin Kisch vor. Die Charakteristiken – hier ist der Plural angezeigt – dieses als „rasender Reporter" vielfach mißverstandenen Menschen skizziert er im „Vorwort" pointiert auf zwei Druckseiten in ihrer Widersprüchlichkeit zwischen der Suche nach und Realisierung von (persönlicher) Freiheit, Nonkonformismus, streitbarem Humanismus, Wahrheit (durch Legenden freilich nicht selten nachgeholfen) einerseits und nach außen durchgehaltener apologetischer Treue zu Stalin, zur Politik der Sowjetunion, der KPD und der KPČ andererseits.

In der „Einleitung", einem kommentierten Überblick über „Kisch in der Wissenschaft" (darunter allerdings auch durchaus „nur" journalistisch zu nennende Werke) räumt der Autor u. a., Hans Albert Walter folgend, mit der Oberflächlichkeit tradierter Betrachtungen des Schriftstellers auf und setzt dessen sehr bewußte, penible handwerkliche Kunst ins Licht. Quintessenz ist eine Anregung, diesmal Lion Feuchtwanger verpflichtet, „die Diskussion um die literarische Reportage in der Weimarer Republik in enger Korrespondenz mit jener um den historischen Roman zu führen" (S. 30). Ich möchte hinzufügen, daß dieser Aspekt auch für die erneute Beschäftigung mit den Auseinandersetzungen im Exil nach 1933 um Wert oder Unwert historischer Themen im aktuellen Kampf gegen den (deutschen) Faschismus fruchtbar sein könnte (sofern dies noch nicht in Angriff genommen worden ist).

Es geht Patka aber in erster Linie nicht um literaturwissenschaftliche Analysen um der Kunst der Interpretation willen, sondern – der Titel der Untersuchung gibt den Ansatz wieder und die Auswahl der Fotos zwischen den Seiten 176 und 177 unterstreicht ihn – um die Darstellung von Leben und Werk als zwei Seiten einer von Kisch selbst als politisch-revolutionär begriffenen Existenz und Mission im Dienste von Antikapitalismus und Antifaschismus. Methodisch sucht Patka seine Zielsetzung dadurch zu erreichen, daß er die chronologisch angegangenen „Stationen" – Orte, Ereignisse, Personen – mit vielen, oft langen Zitaten aus Kischs Schriften belegt und die Aussagen mit denen von Zeitzeugen konfrontiert oder sie in das Licht von Forschungsarbeiten hält.

Eine der ausführlich behandelten Episoden ist die um Kischs „Briefwechsel mit Adolf Hitler", in dem die Frage, ob Hitler das Eiserne Kreuz I. Grades tatsächlich erhalten oder es sich nachträglich angedichtet und angeheftet habe, zentral steht. Scharfe, emotional und nicht nur rational geladene Polemik gegenüber dem politischen Gegner – das macht Patka an den Auseinandersetzungen mit Gottfried Benn, Rudolf G. Binding, André Gide oder Gustav Regler deutlich – war Kisch ein Kampfmittel, „Freundschaft über Gräben hinweg" mit Joseph Roth oder Robert Musil zum Beispiel dennoch nicht ausgeschlossen; platter (Partei-)Propaganda gegenüber war er jedoch aus ästhetischen Gründen empfindlich.

Durch Patkas Vorgehensweise erscheinen historische Fakten oft nur quasi als Folie für Kischs durchaus subjektive Wahrnehmungen oder aber als abgeleitet, gerafft und eben darum nicht in genauem Zusammenhang oder in ausgewogenen Proportionen oder fest umrissenen politischen Gruppierungen oder in richtigen Termini – siehe beispielsweise den Abschnitt „Der Anfang vom Ende – André Gide und die Moskauer Prozesse" (S. 303–310) und besonders den Anfang von „Spanien" (S. 311–313). Was bzw. wer – um nur ein Beispiel zu nennen – ist die „Münzenberg-Gruppe"? Die richtige Antwort lautet: So nannten die Nichtkommunisten Anfang 1939 die dissidenten kommunistischen Genossen um Willi Münzenberg, selbst bezeichnete er seinen Kreis als „Opposition deutscher Kommunisten (W. Münzenberg)", bevor er ihn im Mai 1939 bei der französischen Administration als „Freunde der sozialistischen Einheit Deutschlands" registrieren ließ. Patka meint aber offensichtlich das Volksfrontbündnis im Pariser deutschen Exil. Doch kann man darüber hinweglesen (hoffentlich geschieht das auch und werden solche Passagen nicht als Ergebnis bisheriger Forschung geschluckt) und sich auf Kisch, seine Reisen und Begegnungen und seine Schriftstellerkollegen und Freunde in seiner Zeit konzentrieren. Und da ist vieles zusammengetragen und zugeordnet, gibt es allerhand (neu) zu entdecken und zu überdenken.

Die Tragik des idealistisch fundierten politischen Kampfes des „Egonek" und seiner kommunistischen Zeitgenossen, deren Freundschaften oder Modi vivendi im Krieg teilweise neu geschmiedet worden waren, wird im achten Kapitel, „Heimkehr und Tod", besonders deutlich. Möglicherweise entging Kisch dem Schicksal eines Otto Katz alias André Simone und anderer, die als Spione hingerichtet wurden, durch sein frühes Ableben bereits am 31. März 1948. Oder hätte ihm doch eines der Elemente aus seinem kolportierten Bonmot wieder einmal geholfen: „Ich stamme aus Prag, ich bin Jude, ich bin Kommunist, ich komme aus einem guten Haus." (S. 407)? Patka vermag angesichts der bekannten Realitäten des Kalten Krieges nicht daran zu glauben.

Ursula Langkau-Alex

BRUN-ZECHOWOJ, Walerij: **Manfred Stern – General Kleber. Die tragische Biographie eines Berufsrevolutionärs (1896–1954)** (= Biographien europäischer Antifaschisten, Bd. 8). – Berlin: Trafo Verlag 2000. 177 S.

Bis vor kurzem wußte man nur sehr wenig über das Leben von Manfred (Moses) Stern. Der aus der Bukowina stammende Sohn eines jüdischen Kleinbauern hatte in den zwanziger und dreißiger Jahren zu den Militärexperten der Komintern gehört. 1923 nahm er hinter den Kulissen an dem Aufstandsversuch der KPD in Hamburg teil. Von 1929 bis 1932 hielt er sich mit geheimdienstlichen Aufträgen in den Vereinigten Staaten auf. Anschließend war er zeitweilig als Militärberater beim illegalen ZK der KP Chinas in Schanghai tätig.

In der Weltöffentlichkeit wurde Manfred Stern durch seine Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg bekannt. Unter dem Decknamen „Emilio Kléber" befehligte er im November 1936 die erste aufgestellte internationale Brigade, die während der Schlacht um Madrid der bedrohten spanischen Republik zu Hilfe eilte. Nachdem die franquistischen Truppen von den republikanischen Verteidigern der Hauptstadt hatten zurückgeschlagen werden können, wurde Manfred Stern alias General Kléber von der Weltpresse rasch als „Retter von Madrid" gefeiert. Vergeblich wandte er sich gegen diese Stilisierung seiner Person, die ihm später vom NKWD zur Last gelegt werden sollte. Ein Jahr später wurde Manfred Stern nach Moskau zurückbeordert, wo er im Dunkel der Stalinschen Säuberungen verschwand.

Auf der Grundlage von erstmals der Forschung zugänglichen Dokumenten sowie Erinnerungen von Manfred Sterns Verwandten zeichnet der russische Historiker Walerij Brun-Zechowoj mosaikartig ein Lebensbild dieses Mannes. Wie die Provenienz der Publikation erwarten läßt, erscheint Manfred Stern als „Sohn seiner Zeit", als treugläubiger Bolschewik, der sein Leben für eine pervertierte gute Sache einsetzte, bis sie ihm schließlich selbst zum Verhängnis wurde. Insbesondere die „Enthüllungen" aus dem ehemaligen KGB-Archiv sorgen für eine spannende Lektüre. Da einige Akten nach der Sperrfrist unterliegen, bleibt die Vorgeschichte der Repressalien, die nach Sterns Rückkehr aus Spanien folgten, indes unklar. Immerhin ist bekannt, daß der NKWD 1935 eine Untersuchung gegen Stern aufgrund seiner Tätigkeit in China begann.

In Spanien bildeten dann Meinungsverschiedenheiten mit russischen Militärberatern und Diplomaten (die selbst alle bald Opfer der Säuberungen wurden) eine fatale Intrigenebene. Stern hatte es gewagt, den spanischen Ministerpräsidenten Largo Caballero und den Chef der Zentrumsarmee des republikanischen Heeres, Asensio, zu kritisieren, und zwar zu einem Zeitpunkt, als Stalin zumindest dem Anschein nach noch auf diese gesetzt hatte. Die Kritik kam einige Monate zu früh. Als 1937 Caballero abtreten mußte und auch Asensio abgesetzt wurde, war Stern bereits diskreditiert. Verschärfend hinzu kamen Friktionen mit einzelnen Personen in der Leitung der Interbrigaden und im Generalstab des spanischen Volksheeres. Manfred Stern kehrte im Oktober 1937 nach Moskau zurück. Im Juli 1938 wurde er vom NKWD verhaftet. Im Mai 1939 verurteilte ihn das Militärkollegium des Obersten Gerichts der Sowjetunion wegen angeblicher Spionagetätigkeit für den deutschen Nachrichtendienst und Mitgliedschaft in einer antisowjetischen trotzkistischen Vereinigung zu fünfzehn Jahren Lagerhaft. Im November 1945 wurde er zu weiteren zehn Jahren Haft verurteilt. Er starb 1954 in Sibirien in einem Lager des Gulag.

Die Aktivitäten und das Verhalten Sterns in Spanien spielen in den Verhörprotokollen eine wichtige Rolle. Sein Biograph vermutet, daß Stalin und der NKWD Stern bei der beabsichtigten Konstruktion einer Verschwörung unter den sowjetischen Militärberatern und Diplomaten in Spanien benutzten. Dies würde erklären, warum Stern so ausführlich nach seinen Verbindungen zu diesen Personen, die zu „selbständig" geworden waren, befragt wurde. Bekanntlich befanden sich unter den Opfern jener Säuberungsperiode einige prominente ehemalige Spanienkämpfer. Man denke etwa an den Fall von Vladimir Ćopić, den ehemaligen Kommandeur der XV. Internationalen Brigade. Allerdings ist zu bezweifeln, daß der Faktor „Spanien" von wesentlicher Bedeutung war. Bereits vor dem Spanischen Bürgerkrieg stand Sterns Namen auf den letztendlich dem Prinzip der Willkür unterliegenden Abschußlisten des NKWD und der Komintern. Sein tragisches Schicksal war somit vorprogrammiert.

Von Repressalien verschont blieben hingegen seine Brüder Leo und Wolf Stern, die im Spanischen Bürgerkrieg für den NKWD tätig gewesen waren und nach 1945 in Ostdeutschland eine wissenschaftliche bzw. militärische Laufbahn einschlugen. Ihre Bemühungen um eine Freilassung des Helden von Madrid blieben ohne Erfolg.

Michael Uhl

Anmerkungen zur Geschichte Berlin-Brandenburgs. Ein Kolloquium. Ingo Materna zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Beatrice FALK, Bärbel HOLTZ und Gaby HUCH. Red.: Gaby HUCH und Kurt WERNICKE (= Studientexte, Dokumentationen, Berichte zur Kultur- und Sozialgeschichte Berlins und Brandenburgs. Hrsg. von Hans-Jürgen Mende). – Berlin: Edition Luisenstadt 1999. 141 S.

Als im Frühjahr 1997 die Emeritierung Ingo Maternas bevorstand, traf sich in Berlin ein Kreis von Historikern zu einem Kolloquium, deren fachliche Spezialisierung Spiegelbild der langjährigen Bemühungen Maternas war, Fachleute verschiedener Richtungen zum Gegenstand „Geschichte Berlins und Brandenburgs" zusammenzuführen.

Man fand sich zusammen, um einen Mecklenburger zu ehren, der sich jahrzehntelang vehement für die Erforschung der Geschichte Berlins und Brandenburgs und insbesondere der Geschichte der Arbeiterbewegung eingesetzt hatte.

Ingo Materna hat an der Humboldt-Universität zu Berlin Geschichte studiert. Mit Stolz nennt er noch heute Historiker, die aus der überwiegend westlichen Emigration und aus den faschistischen Zuchthäusern nach Berlin zurückgekehrt waren, seine Lehrer – wie die Professoren Alfred Meusel, Heinz Kamnitzer, Helmut Stoecker, Karl Obermann und Erich Paterna. Aber auch bürgerliche Wissenschaftler wie den Nestor des Archivwesens Heinrich Otto Meißner, den Osteuropaforscher Eduard Winter und andere betrachtet er als prägend für seine wissenschaftliche Laufbahn.

Ausgerüstet mit solidem hilfswissenschaftlichen Werkzeug, insbesondere fundierten quellenkundlichen Kenntnissen, macht Materna die akribische Quellenforschung sozusagen zu einem „Markenzeichen" seiner Arbeiten. Quellenveröffentlichungen wie die „Berichte des Berliner Polizeipräsidenten"[1] (gemeinsam mit dem Archivar Hans-Joachim Schreckenbach) und die „Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19"[2] (gemeinsam mit anderen Historikern) mögen dafür stehen.

Durch seine intensive Befragung der Quellen beförderte er neue Sichten auf bis dahin als gesichert geltende Vorgänge, vor allem im Zusammenhang mit der Novemberrevolution in Berlin.

Nach dem Studium war er als Lehrer in Belzig und Berlin tätig. 1956 erhielt er von Alfred Meusel das Angebot, als Assistent an das 1952 gegründete Museum für deutsche Geschichte zu kommen, was seinen Neigungen zur wissenschaftlichen Tätigkeit entgegenkam. Seine erste große Arbeit war 1958 die Ausstellung zum 40. Jahrestag der Novemberrevolution und eine damit verbundene Publikation. Die Novemberrevolution, insbesondere in Berlin, die Verknüpfung von Geschichte der Arbeiterbewegung und Regionalgeschichte, war fortan sein wissenschaftliches Forschungsgebiet. Mehr als zwanzig Jahre war er dann am Museum erfolgreich tätig. Mit der räumlich benachbarten Universität blieb er über die Jahre verbunden. Er promovierte und habilitierte sich dort und führte Seminare durch.

Die Einrichtung des Forschungsbereichs „Territorialgeschichte Berlin-Brandenburgs" 1981 an der Humboldt-Universität zu Berlin und die Berufung Ingo Maternas zum Professor an diesen Bereich waren eine erste große Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen, zugleich aber auch ein wesentlicher Schritt zur Anerkennung der Regionalgeschichte in der DDR als eigenständiger Forschungs- und Lehrgegenstand.

Er war kein „Stubengelehrter". Für ihn war die Forschung immer verbunden mit der Weitergabe des Erkannten an seine Studenten und an die historisch interessierte Öffentlichkeit in sympathischer, erfrischender, interessanter Art und Weise, wobei ihm sicher die in der Tätigkeit als Lehrer und im Museum gewonnenen pädagogischen Erfahrungen zugute kamen.

In der kritischsten Situation für die Historiker an der Humboldt-Universität 1989/90, als die Sektion Geschichte meines Erachtens aus rein politischen Motiven zerschlagen werden sollte, wurde ihm von Mitarbeitern und Studenten das Vertrauen ausgesprochen, und er wurde zum Sektionsdirektor gewählt. Mit Würde und Selbstbewußtsein stand er Evaluierungen und Abwicklungen im Bereich durch. Konnte er auch die Entlassung eines großen Teils der Mitarbeiter nicht verhindern, so sorgte er aber mit dafür, daß der Studienbetrieb weitergehen und schließlich eine Neukonstituierung des Instituts erfolgen konnten. Gleichzeitig bemühte er sich um eine kritische Bewertung seiner eigenen Arbeiten in der Vergangenheit, gab aber wissenschaftliche und politische Grundpositionen nicht auf.

Mit der Wende boten sich zugleich neue Chancen. Die längst überfällige Zusammenarbeit mit den Kollegen aus dem westlichen Teil der Stadt kam fast problemlos und sehr schnell zustande. Dabei war zeitweise die Historische Kommission zu Berlin mit ihren Forschungsschwerpunkten Berlin-Geschichte und Geschichte der Arbeiterbewegung ein wichtiges Verbindungsglied zwischen Historikern aus Ost und West. Es ist

bedauerlich, daß diese Institution politischer Kurzsichtigkeit und finanziellen Zwängen weitgehend zum Opfer gefallen ist.

Als äußerst produktiv erwies sich der in diesem Zusammenhang entstandene enge Kontakt zum Lehrstuhl Geschichte Berlin-Brandenburgs an der Freien Universität Berlin und speziell zu Professor Wolfgang Ribbe. Ergebnisse sind sowohl eine Reihe gelungener wissenschaftlicher Veranstaltungen als auch bedeutende Publikationen zur Geschichte Berlins und Brandenburgs.

Die von Materna insbesondere im Zusammenhang mit dem 750jährigen Jubiläum Berlins ausgegangenen wichtigen Impulse führten zur Zusammenarbeit von Historikern aus der Akademie der Wissenschaften der DDR, der Humboldt-Universität zu Berlin und aus Museen der Stadt. Daraus erwuchs eine umfassende Darstellung der Geschichte Berlins, die im wesentlichen auch heute noch genutzt wird.

Das Kolloquium im Frühjahr 1997 bewies, daß die damals entstandenen Kontakte noch in der Gegenwart produktiv fortwirken.

Unter den Referenten befanden sich nicht wenige langjährige Mitstreiter Maternas um die Geschichte Berlins und Brandenburgs. Genannt seien hier vor allem Kurt Laser, Christel Nehrig und Kurt Wernicke. Felix Escher, Ottokar Luban und Wolfgang Ribbe mögen für den Kreis der Kollegen aus dem westlichen Teil der Stadt stehen, die von Anbeginn zu kooperativer und gleichberechtigter Zusammenarbeit bereit waren.

Forscher aus den neuen und den alten Bundesländern stellten eine breite Palette ihrer Arbeitsergebnisse vor, die von den Beziehungen Brandenburgs zu den nordischen Ländern im 17. Jahrhundert über das Verhältnis Wilhelms II. zum Brandenburgischen Landtag sowie über die Berliner Spartakusgruppe bis zur Landwirtschaft und Volksbildung in der DDR und Problemen der Strukturentwicklung Berlins und Brandenburgs nach dem Zweiten Weltkrieg reichte.

Im Sinne der jahrzehntelangen Bemühungen Maternas und anderer Historiker aus Ost und West um ein wissenschaftlich fundiertes, allseitiges Geschichtswerk zu Berlin und Brandenburg ist zu hoffen, daß die finanzielle Grundlage für ein solches anspruchsvolles Vorhaben und der organisatorische und personelle Rahmen durch die institutionelle Kooperation zwischen den Berliner und den Brandenburger Historikern gesichert werden können.

Für die Zukunft bleibt zu wünschen, daß Ingo Materna, nun befreit von den Freuden und Leiden eines Hochschullehrers, viel Zeit für weitere Archivstudien und vor allem für die Publikation seiner geplanten Forschungsprojekte zur berlin-brandenburgischen Geschichte findet und man ihn in interessanten und Geschichte erlebbar machenden Vorträgen hören kann.

1 *Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 4: 1914 bis 1918. Berichte des Berliner Polizeipräsidenten zur Stimmung und Lage der Bevölkerung in Berlin 1914–1918. Bearb. von Ingo Materna und Hans-Joachim Schreckenbach unter Mitarbeit von Bärbel Holtz (= Veröffentlichungen des Staatsarchivs Potsdam, Bd. 22), Weimar 1987.*

2 *Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Ausbruch der Revolution bis zum 1. Reichsrätekongreß. Hrsg. von Gerhard Engel, Bärbel Holtz und Ingo Materna, Berlin 1993, sowie: Vom 1. Reichsrätekongreß bis zum Generalstreikbeschluß am 3. März 1919. Hrsg. und bearb. von Gerhard Engel, Bärbel Holtz, Gaby Huch und Ingo Materna, Berlin 1997.*

Gerlinde Grahn

LOURENS, Piet, und Jan LUCASSEN: **Arbeitswanderung und berufliche Spezialisierung. Die Lippischen Ziegler im 18. und 19. Jahrhundert.** Aus dem Niederländischen von Klaus Mettenthin (= Studien zur historischen Migrationsforschung, Bd. 6). – Osnabrück: Universitätsverlag Rasch 1999. 206 S.

Die Bedeutung, die lange Zeit dem Gegensatz von „Lohnarbeit und Kapital" als Bezeichnung eines grundlegenden Konflikts zugesprochen wurde, hat nicht selten den Blick auf die Vielfalt von Lohnformen organisierter Arbeit verstellt, die sich in vorindustrieller Zeit herausgeschält haben und bis weit in das 19. und vereinzelt auch noch das 20. Jahrhundert hineinwirkten. Dabei geht es nicht nur um die Auseinandersetzung zwischen den Vertretern eines Konzepts, die geleistete Arbeit in Arbeitszeit umrechneten, und jenen, die Arbeit vor allem als Vergütung für hergestellte Werkstücke berechnen wollten und deshalb zu Anhängern der Akkordarbeit wurden. Erforscht werden sollten weiter vorindustrielle Arbeitsverhältnisse, die vor allem die Möglichkeit kooperativ geregelter kollektiver Betriebsübernahmen

spiegelten und ihre Wirkung bis weit in frühsozialistische Utopien entfalteten, die keineswegs immer handwerklich geprägt wurden.

Darauf weist eine Untersuchung hin, die sich als grundlegender Beitrag zur historischen Wanderungsforschung versteht. Die Verfasser fragen nach Faktoren, die Wanderarbeitern in den aufnehmenden Gesellschaften eine Position zuschreiben, aber auch nach jenen, die den Wanderarbeitern gestatten, eine Position zu erringen. Wenn hier auf diese Studie aufmerksam gemacht wird, ist dies keineswegs die Folge einer regionalgeschichtlichen Vorliebe des Rezensenten, der sich in nun schon lange zurückliegenden Jugendjahren intensiv mit der lippischen Landes- und Industrialisierungsgeschichte beschäftigt hat,[1] wenngleich sich eine gewisse Genugtuung nicht verbergen läßt, daß er schon in den frühen sechziger Jahren der Sozialgeschichte des Fürstentums Lippe gerade wegen der ausgedehnten Wanderarbeit und der Entstehung neuer Konfliktformen eine exemplarische Bedeutung zuschrieb.

In der anzuzeigenden Studie geht es keineswegs um die Sozialgeschichte der lippischen Ziegler als einer besonders konzentriert auftretenden Kategorie der Wanderarbeiter – der „leichten Infanterie des Kapitals", wie Karl Marx eher feuilletonisch sagte –, sondern um die Entstehung einer Arbeitsorganisation, die auf den Begriff der „Kommune" gebracht wurde: Ziegeleiarbeiter übernahmen für eine begrenzte Zeit eine Ziegelei und arbeiteten im Akkord, allerdings in kollektiver Verantwortung. Sie trugen ein gemeinsames wirtschaftliches Risiko, teilten aber auch den Arbeitsgewinn gemeinsam und einvernehmlich auf.

Die Verfasser stellen vor allem migrationstheoretisch reflektierte Fragen, spiegeln dabei den hervorragend von ihnen überschauten internationalen Forschungsstand und machen zugleich deutlich, daß sie den landeshistorischen Forschungsstand überschauen und auch ausgiebige Aktenstudien betrieben haben. Die Entstehung einer aus Torfstechern und Grasmähern entstandenen Wanderarbeitergruppe können sie plausibel machen. Die Folgen dieser spezifischen Arbeitsverfassung für die Konfliktbereitschaft und -fähigkeit der Wanderarbeiter reflektieren sie weniger. Auch über die Rückwirkungen der Wanderarbeit auf das Ausgangsgebiet gehen sie eher hinweg. Sie interessieren sich für die berufliche Spezialisierung der temporären Migranten, weniger aber für politisch-kulturelle Konsequenzen, obgleich die Ziegeleiarbeiter eine der größten nichtsozialistischen Gewerkschaften bildeten, den „Christlichen Gewerkverein der Ziegler", dem zunächst Ziegelmeister und Ziegler gemeinsam angehörten, bis die Meister sich als Annehmer definierten, eine Ziegelei auf eigene Rechnung übernahmen und so zu Unternehmern wurden. Sie zerstörten das überkommene System der „Lipperkommune" in einem Maße, daß die gleichzeitige Mitgliedschaft von Ziegelmeistern und Ziegeleiarbeitern im „Gewerkverein" seit der Jahrhundertwende nicht mehr möglich war und von beiden Seiten eine Art Unvereinbarkeitsbeschluß gefaßt wurde.

Dies war die Voraussetzung für eine parteipolitische Zuspitzung sozialer Gegensätze und machte das Fürstentum Lippe lange Zeit zu einer sozialdemokratischen Hochburg, trotz des Erfolges, den die Nationalsozialisten dort am 15. Januar 1933 errangen. Die exorbitanten Sparquoten der Lipper waren hingegen die Voraussetzung für eine endogene regionale Industrialisierung, die schließlich auch die Notwendigkeit temporärer Wanderarbeit aufhob.

1 *Vgl. Peter Steinbach, Industrialisierung und Sozialsystem im Fürstentum Lippe. Zum Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Sozialverhalten einer verspätet industrialisierten Region im 19. Jahrhundert, Berlin 1976.*

Peter Steinbach

Politische Strömungen und Gruppierungen am Rhein 1848/49. Vorträge, gehalten auf dem Symposium anläßlich des 150. Jahrestages der Revolution von 1848/49 im Rheinland am 9. November 1998 im Landtag Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf, veranstaltet von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und vom Landschaftsverband Rheinland (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde; Vorträge, Nr. 31). – Düsseldorf: Droste Verlag 1999. IX, 122 S.

In der Reihe der zahlreichen Veranstaltungen zum Jubiläum der 48er Revolution ist ein Symposium regionalgeschichtlichen Charakters an sich nichts Besonderes, trüge nicht die Region – das Rheinland – exzeptionellen Charakter, was sowohl für die Breite der Bewegung als auch für den zeitlichen Ablauf des Geschehens gilt. Hier hatte nicht nur die Revolution länger als in den meisten anderen Gebieten Deutschlands angehalten, auch das soziale Spektrum der Bewegung war breiter

als sonst üblich. Darüber hinaus waren mit Ludolf Camphausen, David Hansemann, Gustav Mevissen, den Brüdern August und Peter Reichensperger und mit Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle „Persönlichkeiten in die revolutionäre Bewegung involviert, die [...] noch weiterhin eine bedeutende Rolle in der deutschen – und nicht nur in der deutschen – Geschichte spielen sollten" (S. VII).

Der vorliegende Protokollband mit sechs Beiträgen von teils namhaften, teils jüngeren Historikern vermittelt ein ziemlich umfassendes Bild der rheinischen Bewegung von 1848/49. Zwei Themen sind der Geschichte des bürgerlichen Liberalismus und Parlamentarismus gewidmet (Rudolf Boch [Chemnitz]: Notabelntradition und „Große Industrie". Soziale Wurzeln und gesellschaftliche Zielvorstellungen des Liberalismus der Rheinprovinz 1820–1850, Hartwig Brandt [Wuppertal]: Rheinischer Liberalismus und Parlamentarismus). Boch begreift die rheinischen Notabeln als Wirtschaftsbürgertum, das auf wirtschaftliche und politische Entfaltung setzte, sich zugleich aber scharf nach links – das hieß nicht nur gegenüber kleinbürgerlichen Demokraten –, sondern auch vom demokratischen Unternehmerflügel (Bernhard Eisenstuck, Karl Hecker, Wilhelm Jellinghaus) abgrenzten. Brandt, der bereits mit einem großen Buch über den frühen württembergischen Parlamentarismus (Parlamentarismus in Württemberg 1819–1870, 1987) hervorgetreten ist, hält einen bemerkenswerten Gedanken fest (der nicht nur für das Rheinland bzw. für den frühen rheinischen Liberalismus, sondern für Preußen allgemein Gültigkeit besitzt), nämlich die Affinität von Verwaltung und Parlament bzw. Ständevertretung im Denken der Liberalen. Anders gesagt: das liberale Refomkonzept war dadurch gekennzeichnet, daß einerseits „die Stände zur Administration", andrerseits „die Administration ständisch werden" sollten (S. 88).

In zwei weiteren Beiträgen werden der rheinische politische Katholizismus bzw. die katholische Kirche in den Mittelpunkt gestellt (Jürgen Herres [Berlin]: Politischer Katholizismus im Rheinland, Heinz Boberach [Koblenz]: Die Volksstimmung im Rheinland 1848/49 im Spiegel der Petitionen an die Deutsche Nationalversammlung). Nicht die Gründung katholischer Vereine, wohl aber das Auftreten eines „politischen Katholizismus" stellt 1848 „ein Charakteristikum der rheinischen Revolution dar", betont Herres (S. 45). Im Unterschied zu anderen Regionen verfolgte dieser im Rheinland stärker politische Ziele, konnte sich jedoch als „politische Regional- und Mittelpartei" (d. h. als Partei zwischen Liberalen und Demokraten) zunächst noch nicht etablieren. Boberachs Thema, die Einbringung rheinischer Petitionen in die Paulskirchenversammlung, handelt faktisch von der wichtigsten national- und zugleich massenpolitischen Aktivität des rheinischen politischen Katholizismus. Eine ziemlich breite Palette von Fragen wurde in den Petitionen angesprochen – sie betrafen sowohl die Kirchenpolitik wie die Verfassungsreform als auch soziale Themen (z. B. die Lage der Winzer). Wie die Petitionen zeigen, bewegte die meisten Rheinländer allerdings die Freiheit der Kirche vom Staat (vor allem im Rahmen der Frankfurter Grundrechtsdebatten). Da die rheinischen Petitionen an die Berliner Parlamente allerdings nur noch aus der zeitgenössischen Presse erschlossen werden können, läßt sich heute leider auf diesem Felde kein Gesamtbild für 1848/49 mehr gewinnen.

Die „politischen und gesellschaftlichen Zielvorstellungen der ‚bürgerlichen' Demokraten im Rheinland 1848/49" behandelt Jonathan Sperber (Columbia, Missouri [USA]). Ein allgemeines Wahlrecht, republikanische Staatsform, Volksbewaffnung und Nationalstaat sieht Sperber als wichtige Ziele der rheinischen Demokraten, den unabhängigen Kleinproduzenten als ihr gesellschaftliches Leitbild.

In klarer Linienführung und prägnanter Diktion behandelt Wolfgang Schieder (Köln) „Die politische Arbeiterbewegung im Rheinland zwischen Demokratie und Sozialismus 1848/49". Im Rheinland bildete rund ein Drittel der Stadtbevölkerung die Ausgangsbasis der sich organisierenden Arbeiterbewegung; sozial gesehen, handelte es sich um „Handwerkerarbeiter". Die Besonderheit lag darin, daß es in der Arbeiterbewegung neben sozialreformerischen und sozialkonservativen Bestrebungen (wie schon seit längerem bekannt) auch sozialrevolutionäre Bestrebungen gab. Schieder vertritt die Auffassung, daß Marx sich (vor allem im Kölner Arbeiterverein) mit seiner Strategie eines breiten demokratischen Bündnisses nicht durchsetzen konnte.

Ungeachtet seines begrenzten Umfangs bietet das Bändchen eine gut ausgewählte Zusammenstellung wichtiger Probleme der rheinischen Revolutionsgeschichte.

Gunther Hildebrandt

Die Anfänge der demokratischen Bewegung in Österreich von der Spätaufklärung bis zur Revolution 1848/49. Eine kommentierte Quellenauswahl. Hrsg. von Helmut REINALTER und Anton PELINKA (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Bd. 19). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften 1999. 588 S.

Anläßlich des 200. Jahrestages der österreichischen Jakobinerprozesse von 1795/96 und des 150. Jahrestages der Revolution von 1848/49 legt die von Helmut Reinalter geleitete Innsbrucker Forschungsstelle einen weiteren Quellenband vor. Der erste Teil (zirka 160 Seiten) beleuchtet die häufig vernachlässigten, wenn auch gerade von Reinalter in den vergangenen Jahrzehnten gut aufgearbeiteten „Jakobiner in der Habsburgermonarchie" (s. „Aufgeklärter Absolutismus und Revolution. Zur Geschichte des Jakobinertums und der frühdemokratischen Bestrebungen in der Habsburgermonarchie" [1980]; „Österreich und die Französische Revolution" [1988]; „Jakobiner in Oberösterreich, in: Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 38 [1984], H. 4, S. 293–310).

Bei den 48 nicht nur, aber vorwiegend jakobinischen Texten (häufig Auszügen) handelt es sich um eine bunte Mischung: theoretische politische Schriften, Vorschläge für eine Verfassungsreform, politische Aufrufe, revolutionäre Gedichte. Zu den Verfassern gehören prominente Jakobiner, die oft ein schweres Schicksal und härteste Strafen erwarteten: der ungarische Abt Ignaz von Martinovics (1795 hingerichtet), der Wiener Offizier Franz Hebenstreit (gleichfalls hingerichtet), der Wiener Professor Andreas Riedel (zu sechzig Jahren schwerem Kerker verurteilt, ihm gelang später die Flucht), der Offizier Siegfried Taufferer (auch er hingerichtet). Verschiedene Dokumente (Gerichtsprotokolle, Agentenberichte) beleuchten das Vorgehen der Polizei- und Justizbehörden. Den Quellen ist zu entnehmen, daß in Jakobinerkreise eingeschleuste Spitzel (so der Buchhändler Joseph Vinzenz Degen) die Verschwörung gehörig aufbauschten, um sich selbst die gebührende Anerkennung zu verschaffen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der österreichische Staat mit den Jakobinerprozessen überreagiert hat, denkt man nur daran, daß zu den Anschuldigungspunkten auch der Vorwurf gehörte, der Angeklagte Riegel und seine Freunde hätten eine sogenannte Kriegsmaschine nach Frankreich gesandt, um den Kampf des Revolutionsheeres zu unterstützen.

Dennoch: Reinalter macht deutlich, daß die Revolutionäre im österreichischen Reich nicht mehr hofften, „durch Reformen eine Änderung der bestehenden Gesellschaftsordnung erreichen zu können" (S. 28). Umgekehrt war die Wiener Regierung in den neunziger Jahren unter Franz II. (I.) von dem ehemals verfochtenen josephinisch-leopoldinischen Reformkurs abgerückt. Daraus resultiert vor allem der gesellschaftliche Konflikt, der den Jakobinerprozessen in Österreich letztlich zugrunde lag.

Ronald Bacher bearbeitete den zweiten, wesentlich umfangreicheren Teil der Edition: „Österreich zwischen Restauration und Revolution (1815 bis 1848/49)" (zirka 400 Seiten). Die 48er Revolution bildet den Schwerpunkt der ausgewählten Quellen, und die von Bacher gegebene Einführung bietet eine schlüssige Problemsicht auf Österreich in den Jahren 1848/49. Wie Reinalter bringt auch Bacher einen breiten Querschnitt von Quellen, aber beschränkt sich im wesentlichen auf das demokratische Lager unter Einbeziehung von Einzelbeispielen aus dem liberalen Parlamentarismus (Kremsierer Parlament) und der frühen Arbeiterbewegung (Arbeitervereine). Vertreten sind auch in diesem Teil (für den Vormärz) Reisebilder und politische Lyrik bemerkenswerter Politiker und Literaten (Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Franz Schuselka, Viktor von Andrian-Werburg, Anastasius Grün). Die Revolution selbst wird (den Etappen des Geschehens folgend) vor allem durch Flugschriften, Adressen, Materialien zur Wahlbewegung, Verfassungsmaterialien, politische Glaubensbekenntnisse und Reden dokumentiert. Abschließende thematische Schwerpunkte für 1848/49 sind Arbeiterbewegung und soziale Frage, Judenemanzipation und Frauenfrage. Vielleicht hätte die Nationalitätenproblematik – obwohl immanent sichtbar – bei der Auswahl der Quellen noch stärker zum Tragen kommen können, bildete sie doch 1848/49 und danach die Kardinalfrage für das Habsburgerreich.

Das meiste, was Reinalter und Bacher bringen, ist nicht neu. Allerdings hat zumindest Bacher die Flugschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek gewinnbringend ausgeschlachtet. Vieles ist in älteren Ausgaben gedruckt, Archivalien finden sich kaum. Aber mit dieser Publikation liegt zumindest nunmehr eine gut zugängliche Publikation vor, auf die zurückgegriffen werden kann. Das ist insofern wichtig, als die Herausgeber insbesondere ein Hilfsmittel für den

populärwissenschaftlichen Zugriff schaffen wollten. Dem hätte allerdings auch ein Register gutgetan.

Gunther Hildebrandt

PAPATHANASSIOU, Maria: **Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880–1939** (= Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 24). – Wien und München: Verlag für Geschichte und Politik und R. Oldenbourg Verlag 1999. 332 S.

Kinderarbeit ist von der historischen Forschung bislang zumeist aus der Perspektive von Pädagogen, Juristen und Politikern sowie staatlichen Institutionen betrachtet worden. Mit der Studie von Maria Papathanassiou liegt nun eine Geschichte der Kinderarbeit aus der Sicht von Menschen vor, die selbst als Kinder gearbeitet haben. Nicht die öffentlichen Diskussionen und staatlichen Normierungen der Kinderarbeit stehen im Mittelpunkt der 1996 von der Universität Wien angenommenen Dissertation, sondern der Arbeitsalltag von Kindern aus ländlichen und städtischen Unterschichten Österreichs und ihre Erfahrungen mit ihrer Rolle als Mitversorger(innen) der Familie. Mit dieser Zielsetzung orientiert sich die Verfasserin in ihrer Arbeit methodisch und inhaltlich an der Alltagsgeschichte, der Mikrogeschichte und der Historischen Anthropologie.

Die Studie beginnt mit einem kritischen Überblick über die Diskussion der Vor- und Nachteile der Kinderarbeit und ihrer gesetzlichen Regulierung in Österreich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Hierzu zieht die Autorin parallel verlaufende zeitgenössische Debatten und Kinderarbeitsschutzbestrebungen in anderen mittel- und westeuropäischen Staaten vergleichend heran. Daran schließt sich eine Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der ärmeren Schichten in Österreich zwischen 1880 und 1939 sowie der Merkmale der Familienwirtschaft an.

Die Basis der Untersuchung bilden rund 150 autobiographische Zeugnisse, die von der Autorin aus der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen" am Wiener Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte ausgewählt wurden. Dieses Material hat sie um Interviews, die sie mit sieben der Autobiograph(inn)en führte, ergänzt und außerdem bereits publizierte Lebensgeschichten hinzugezogen. Papathanassiou analysiert ihre Quellen unter folgenden Aspekten: Art der Tätigkeit, Arbeitszeit und Entlohnung, alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede, Formen der Zusammenarbeit zwischen Kindern und Erwachsenen, Eintritt in das „echte" Berufsleben nach Beendigung der Schulpflicht und die Funktion der Kinder für die Familienwirtschaft. Außerdem fragt sie nach dem Stellenwert, den Arbeit, Spiel und Schule für die Kinder hatten. Besondere Aufmerksamkeit schenkt sie den Ziehkindern, d. h. jenen – oft nichtehelichen – Kindern, die bei Pflegeeltern aufwuchsen. Diese wurden von den Zieheltern – meist Bauern – in erster Linie als billige Arbeitskräfte wahrgenommen.

Für ihre Untersuchung benutzt Papathanassiou einen erweiterten Arbeitsbegriff, der alle „ökonomischen Aktivitäten" der Kinder einbezieht, die der materiellen Versorgung des Haushalts und der Selbstversorgung dienten. Dadurch geraten auch Tätigkeiten in den Blick, die nicht als „Arbeit" im herkömmlichen Sinn angesehen werden, z. B. auf religiösen Bräuchen und Traditionen beruhende Bitt- und Bettelgänge oder Kleindiebstähle. Neben diesen Aktivitäten im Bereich der „Moralischen Ökonomie" (Edward P. Thompson) stellt Papathanassiou im Hauptteil ihrer Studie die vielfältigen Formen der Kinderarbeit in der Landwirtschaft (Garten- und Feldarbeiten, Kleintierhaltung und Stallarbeiten), im Haushalt (Kinderbetreuung, Waschen, Kochen, Putzen), in der Industrie – besonders in der Heimarbeit –, in der Sammelwirtschaft (Obst, Waldfrüchte und Holz) und in Form von Gelegenheitsarbeiten (Botengänge, Austragen von Waren oder Arbeit auf der Kegelbahn) vor.

Deutlich werden in dieser Darstellung nicht nur Art und Ausmaß des Beitrags von Kindern zum Familieneinkommen, sondern auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Machtverhältnisse innerhalb der Familie. Mädchen wurden stärker zu Hausarbeiten herangezogen als Jungen. Mütter waren vor allem für die Aufgabenverteilung im innerhäuslichen Bereich (Haus und Garten) zuständig und arbeiteten hier – wie oft auch für die Bauern – häufig mit den Kindern zusammen. Für Entscheidungen im Bereich der außerhäuslichen Arbeit, insbesondere die Wahl der Arbeitsstelle nach Beendigung der Schulpflicht, war hingegen die Autorität des Vaters ausschlaggebend.

Nach der detaillierten Darstellung der Kinderarbeit nimmt Papathanassiou einen Perspektivwechsel vor und beschreibt aus der Sicht der Kinder deren Verhältnis zu den Eltern und zur Schule, zum Spielen und zur Arbeit sowie die

Selbstwahrnehmung als arbeitendes Kind. Unter Berücksichtigung der quellenimmanenten Probleme von Selbstzeugnissen, wie der selektiven Erinnerung, zeichnet sie ein sehr eindrucksvolles und lebendiges Bild des Verhaltens, der Gefühle und Bewertungskriterien der Kinder. Es fehlt jedoch meines Erachtens eine abschließende Zusammenfassung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser heterogenen individuellen Erfahrungen.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern war nach den untersuchten Quellen durch Strenge und Zwang zur Arbeit bestimmt. Es werden aber auch das gesellige Zusammensein und die Zuwendung der Eltern betont. Insgesamt betrachtet, dominierte in den Unterschichtenfamilien eine Erziehung zu Disziplin, Gehorsam, Fleiß und Sparsamkeit. Arbeit und Konsumverhalten, wie der pflegliche Umgang mit Kleidung oder die Zuteilung von Essen, wurden von den Eltern streng kontrolliert.

Die Schule wird in den lebensgeschichtlichen Zeugnissen häufig positiv beschrieben. Papathanassiou führt dies zu Recht auf den spezifischen Quellentypus zurück: jemand, der gerne und mit Erfolg lernt, wird auch später eher geneigt sein, seine Lebensgeschichte aufzuschreiben. Insgesamt betrachtet, standen die Kinder der Schule mit gemischten Gefühlen gegenüber. Für manche war sie eine überflüssige Last, für andere eine Erholung von der täglichen Arbeitsbelastung, und für wieder andere stellte sie eine willkommene Abwechslung und Bereicherung dar.

Die Arbeitsbelastung der Kinder, vor allem in den ländlichen Regionen, nahm durch die Schule nicht ab. Vor und nach dem Unterricht hatten sie zu Hause und bei den Bauern ihre Pflichten zu erfüllen; weitreichende Freistellungen und eine an den arbeitsintensiven Spitzenzeiten der Landwirtschaft orientierte Ferienregelung ermöglichte ihren vollen Arbeitseinsatz. Angesichts der in den Kindheitserinnerungen beschriebenen Eile, mit der die Kinder zur Schule hetzen und von ihr zurückkehren mußten, stellt Papathanassiou die These auf, daß die Einführung der Schulpflicht zu einer Überbelastung der Kinder der „ärmeren Schichten" führte. Sie verstärkte den Zeit- und Leistungsdruck auf die Kinder (S. 257).

Schule und Arbeit ließen den Kindern wenig Freiraum für Spiele. Kleine Kinder hatten etwas mehr Freizeit als die größeren, Jungen in der Regel mehr als Mädchen. Die Erlaubnis zum Spielen gaben die Eltern. Doch oft versuchten die Kinder auch, ihre Arbeit mit Spiel zu verbinden bzw. in Spiel umzuwandeln – auch wenn sie damit das Risiko eingingen, ihre Aufgaben zu vernachlässigen und bestraft zu werden.

Die Einstellung der Kinder zu ihrer Arbeit war abhängig von der Art der Tätigkeiten, den Rahmenbedingungen und den Bezugspersonen: Geselligkeit, Spiel, gutes Essen oder Anerkennung und Lob ihrer Leistungen seitens der Erwachsenen konnten in den Kindern Stolz und Zufriedenheit hervorrufen. In den Erinnerungen wird außerdem immer wieder das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der Kinder für ihre Familien betont. Negative oder gleichgültige Äußerungen über die Arbeit finden sich dagegen nur selten. Sie beziehen sich vor allem auf körperlich anstrengende oder monotone Tätigkeiten und auf Arbeitsverhältnisse, die durch Ungerechtigkeit und Mißhandlungen geprägt waren. Mit manchen Arbeitssituationen verbanden Kinder auch massive Ängste, z. B. vor gefährlichen Tieren oder Unwettern. Den Zwang zur Arbeit und damit ihre Rolle als Mitversorger(innen) der Familie stellte keine der Autobiographinnen und keiner der Autobiographen in Frage, hatten sie doch von klein auf erfahren, daß arbeiten muß, wer essen will.

Das Buch endet mit einer kritischen Auseinandersetzung bestehender Konzepte der Familienwirtschaft. Papathanassiou stellt vor allem die Konzepte des „utility maximizing behavoir" und der „family strategies" aufgrund ihrer gewonnenen Ergebnisse in Frage. Das ökonomische Verhalten der Familien war ihres Erachtens nicht von langfristigen Planungen und Strategieentwüfen gekennzeichnet, sondern durch taktisches und auf den praktischen Nutzen gerichtetes kurzfristiges Handeln. Die Familienwirtschaft sei insgesamt viel komplexer gewesen als bislang angenommen, und – das verdeutlicht die Analyse der Kindheitserinnerungen – die Kinder spielten hierbei eine wichtige Rolle. Die Autorin fordert daher, daß ihre ökonomische Funktion stärker als bisher in einer Geschichte der Familienwirtschaft berücksichtigt und damit auch in die Theoriebildung einbezogen werden sollte.

Papathanassiou hat in ihrer Studie sehr eindrucksvoll den langen Arbeitsalltag von Kindern in Österreich rekonstruiert. Die vielen Zitate aus den Lebenserinnerungen vermitteln einen lebendigen und anschaulichen Eindruck davon, wie trotz des Verbots der Kinderarbeit und des Verschwindens der Kinder aus offiziellen Arbeitsstatistiken Kinderarbeit auch im 20. Jahrhundert weiter existierte.

Sigrid Dauks

NISHIKAWA, Masao: **Der Erste Weltkrieg und die Sozialisten**. Aus dem Japanischen von Maik Hendrik SPROTTE.- Bremen: Edition Temmen 1999. 177 S.

Anläßlich des 100. Jahrestages der Gründung der II. Internationale in Paris erschien im Tokioter Iwanami-Verlag diese Arbeit des international angesehenen japanischen Historikers Masao Nishikawa. Hans-Josef Steinberg (Bremen) ist dafür zu danken, daß er das Erscheinen des Bandes in der Bremer Edition Temmen beförderte und in einer allerdings sehr kurzen Einführung Buch und Autor vorstellt. Nishikawa arbeitete bereits 1976/77 auf Einladung von Hans Mommsen an der Ruhr-Universität Bochum, ist seit 1982 Vizepräsident der „Internationalen Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung" (Linz), Träger des österreicherischen „Victor-Adler-Preises" und war 1988/89 Gastprofessor an der Bremer Universität. Wie das Literaturverzeichnis des Bandes ausweist (S. 152), hat er kontinuierlich über Probleme der II. Internationale, speziell auch über die deutsche Sozialdemokratie, gearbeitet und seit den sechziger Jahren publiziert. Die „Jubiläumsstudie" steht also in einer Reihe größerer und kleinerer Studien zur Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung, die inzwischen durch weitere Veröffentlichungen fortgesetzt wurde.

Eine bereits 1991 in der IWK (Jg. 27 [1991], H. 1, S. 126–127) von Olaf Butz publizierte Besprechung der japanischen Fassung informierte die deutschsprachigen Interessenten knapp und treffend, konnte natürlich die genauere Kenntnisnahme wegen der Sprachbarriere nicht ersetzen. Jetzt, zehn Jahre später, liegt eine (meines Erachtens ausgezeichnete) Übersetzung von Maik Hendrik Sprotte vor, für die der Autor inzwischen erschienene Quellen und Literatur weitgehend ergänzt hat. Dem Übersetzer ist nicht nur die präzise Wiedergabe der deutschsprachigen Quellen- und Literaturzitate zu danken, er hat zudem durch eigene Anmerkungen zum gründlicheren Verständnis mancher Details beigetragen.

Der Autor beginnt mit „einigen Anmerkungen" über „die Internationale", eine Organisation, „die nach der internationalen Solidarität der Arbeiter trachtete". Der Begriff wurde bekanntlich nach Gründung der „Internationalen Arbeiterassoziation" (1864) gebräuchlich, der I. Internationale, die auf den Theorien von Karl Marx basierte und propagierte, daß „die Emanzipation der Arbeiter durch die Arbeiterklasse selbst erreicht werden" müsse (S. 10). Der Internationale Arbeiterkongreß 1889 in Paris wurde zum Gründungskongreß der II. Internationale, in der „der Marxismus die Hauptströmung [...] bildete" (S. 11). Die treibenden Kräfte waren die etwa zwanzig sozialdemokratisch-sozialistischen europäischen Parteien (natürlich nicht „der Staaten" – S. 11), denen sich Mitglieder anderer Regionen (Amerika, Australien) anschlossen. Es ist eine durchaus zu erwartende Leistung des japanischen Autors, daß wir zudem einiges über die Rolle der japanischen Partei und ihrer Führung (für die Zeit 1901–1910) in der Internationale erfahren. Wie die bekannten grundlegenden Überblickswerke zur Geschichte der Internationale endet auch dieser Band mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, was bei der Wahl des Themas und des Titels im vorliegenden Fall einigermaßen erstaunt. In der japanischen Ausgabe von 1989 gab es offenbar noch den ergänzenden Untertitel: „Geschichte der II. Internationale mit besonderer Berücksichtigung ihres Kampfes gegen den Krieg und für den Frieden". Damit wäre der wesentliche Inhalt treffender beschrieben. Die im Titel vorgegebene Problematik wird – was den „Ersten Weltkrieg" und „die Sozialisten" direkt angeht – aber lediglich in den abschließenden Kapiteln (Kap. 10 „Burgfrieden", Kap. 11 „Die Internationale – Wiederaufbau oder Neubeginn") als Epilog gefaßt. Es wäre dem Autor bei seiner umfassenden Literaturkenntnis sowie nach seinen Quellenstudien in einschlägigen Archiven in Amsterdam, Kopenhagen, Wien, London, Stockholm, Mailand und Bremen sicher möglich gewesen, die Thematik für die Zeit des Krieges selbst weiterzuführen (im Literaturverzeichnis vermißt man zur engeren Thematik eigentlich nur eine Arbeit von Hans-Josef Steinberg und die Studie von Bernhard Degen[1]).

Nachdem bereits auf dem Pariser Kongreß 1889 über ein Teilproblem, die Abschaffung der stehenden Heere und die allgemeine Volksbewaffnung, diskutiert worden war, wurde auf dem 2. Kongreß 1891 in Brüssel über die Bewahrung des Friedens als das große Ziel der internationalen sozialistischen Bewegung debattiert und das Motto „Krieg dem Kriege" zur Leitlosung erhoben. Die Resolution des Kongresses besagte, „daß allein die Schaffung der sozialistischen Gesellschaftsordnung, welche die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt, dem Militarismus ein Ende machen und den Frieden unter den Völkern herbeiführen kann" (S. 15). Also: „Si vis pacem, para socialismum!" Aber die Resolution gab

keine Antwort auf die Frage, was denn konkret zu tun sei, wie „der Krieg gegen den Krieg" zu führen sei. Und als der Führer des Sozialdemokratischen Bundes Hollands, Ferdinand Domela Nieuwenhuis, den Mangel benannte und seinerseits den Generalstreik als Mittel des Protestes gegen den Krieg vorschlug, stieß er auf den Widerstand der SPD, der führenden Partei der II. Internationale, die fürchtete, dieses Kampfmittel würde neuerliche Unterdrückung nach dem Antisozialistengesetz Bismarcks auslösen. Aber auch Georgi W. Plechanow und Viktor Adler widersprachen heftig dem „naiven Träumer". Das 3. Kapitel problematisiert nochmals die Thematik „Generalstreik gegen den Krieg" und stellt die nachfolgenden Auseinandersetzungen auf internationaler und nationaler Ebene dar, vor allem in der deutschen und der russischen Sozialdemokratie (wo es bekanntlich zur offenen Spaltung kam) bis zum Stuttgarter Kongreß 1907, wobei der Russisch-Japanische Krieg bereits als Vorbote für die drohende Weltauseinandersetzung alle künftigen Probleme deutlich werden ließ.

Ein gesondertes Kapitel behandelt den Stuttgarter Kongreß, der in seiner Resolution nach dem berühmten Antrag August Bebels, mit den Zusätzen von Rosa Luxemburg, Wladimir I. Lenin und Martow, den „Ausbruch eines Krieges mit der Aussicht auf eine soziale Revolution" verknüpfte (S. 30) und damit scheinbar einen Weg zur Vermeidung des Krieges und sogar zur perspektivischen und endgültigen Lösung der Krieg-Frieden-Problematik im Sozialismus gefunden zu haben glaubte. Doch schon die noch lokalen Kriege auf dem Balkan und in Nordafrika zeigten, daß die besten Beschlüsse die bestehenden, sich verschärfenden und zuspitzenden Widersprüche der imperialistischen Mächte nicht beseitigen konnten. Darüber konnten auch „Die Glocken von Basel" (1912) und der außerordentliche Kongreß in Bern (1913) sowie die bilateralen Treffen der deutschen und der französischen Sozialdemokratie (1913) nicht hinweghelfen. In diesem Zusammenhang vermerkt Nishikawa das Zusammenwirken pazifistischer Strömungen und eines Teils der Bourgeoisie mit der Sozialistischen Internationale auf einer Basis, die „weniger revolutionär als humanistisch" war (S. 66). Aber wie sollte eine Aktionsgemeinschaft, gar eine einheitliche Friedensbewegung zustande kommen, da „sich der Einfluß der Sozialisten, die ohnehin eine Minderheit darstellten, auf viele, untereinander zerstrittene Gruppen verteilte" (S. 81). Der Autor erinnert an die Bemühungen des Internationalen Sozialistischen Büros (ISB), „wenigstens eine Einheit der Hauptabteilungen der Internationale herzustellen". Er erwähnt die inneren Zwistigkeiten der Sozialisten in Bulgarien und Böhmen und beschreibt die Bemühungen um die einheitliche sozialistische Partei in England und in einem gesonderten (7.) Kapitel „Die russische ‚Sauerei'" (S. 81 ff.), die Auseinandersetzungen der Bolschewiki und der Menschewiki sowie zwischen Lenin, Plechanow und Martow, Luxemburg und Leo Jogiches, den Streit um die Stellung zum bürgerlichen Liberalismus, zur Organisationsform, die Bewertung der Sowjets, die Nationalitätenproblematik, den „Russenfonds" und die SPD.

Und dazu die persönlichen Eitelkeiten, u. a. den „Spaltungsfanatismus" Lenins (S. 91).

Es ist ohnehin ein Vorzug des Bandes, daß uns viele der zahlreichen führenden und prägenden Persönlichkeiten der II. Internationale mit knappen, zumeist sehr treffenden Charakteristiken vorgestellt werden, außer den bereits Genannten: Hugo Haase, James Keir Hardie, Camille Huysmans, Jean Jaurès, Karl Kautsky, Georg Ledebour, Karl Liebknecht, Hermann Molkenbuhr, Ilja Rubanowitsch, Pieter Troelstra, Edouard Vaillant, Émile Vandervelde. Immer wieder Rosa Luxemburg, deren Wirken besonders aufmerksam verfolgt wird (alle natürlich im Personenregister, hier leider ohne Lebensdaten – eine einzige Ausnahme bei P. B. Akselrod; es fehlen jedoch Ferdinand Lassalle – nicht Lasalle, S. 62 und S. 92; Iswolsky, S. 123; Paul Levi – nicht Levy, S. 138).

Man muß vielleicht einschränkend anmerken, daß sich die Untersuchungen Nishikawas auf die leitenden Gremien, die Kongresse sowie die Sitzungen des ISB und die führenden Genossen konzentrieren; was in der Breite der Bewegung bei „den Sozialisten" für den Frieden, gegen den Krieg geschieht, bleibt marginal. Als sich dann im Sommer 1914 die Widersprüche der imperialistischen Mächte bis zur militärischen Auseinandersetzung zuspitzten und der verhängnisvolle, von den politischen Entscheidungsträgern „forcierte Nationalismus" (S. 134) den propagierten Internationalismus der Sozialisten überwältigte, marschierten immer noch Tausende unter der Losung „Krieg gegen den Krieg" (S. 118); sie blieben aber, zusätzlich desorientiert durch die Mehrheit ihrer Führer, eine hoffnungslose Minorität der Sozialisten in der ohnehin latenten Minderheit, bezogen sowohl auf die Gesamtbevölkerung als auch auf die Arbeiterschaft.

In der Sitzung des ISB am 30. Juli 1914 sagte der ungeduldige Vandervelde: „Wenn die Mächte

so lange brauchten, den Krieg zu organisieren, wie wir, um den Krieg gegen den Krieg zu organisieren, könnten wir in Frieden schlafen" (S. 119).

Abschließend würdigt Nishikawa diejenigen, die die Kriegspolitik ihrer jeweiligen Regierungen nicht unterstützten, auch Pazifisten wie Romain Rolland, Stefan Zweig, vor allem die Linken in der auseinanderbrechenden Internationale, namentlich Liebknecht und Luxemburg. Was sollte man tun? „Die konsequente Ansicht wurde von Lenin und Trotzki, von den russischen Revolutionären im Exil vertreten." Sie waren vom Nationalismus ihres Landes am weitesten entfernt (S. 143). Statt Burgfrieden Umwandlung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg gegen die eigene herrschende Klasse? Aber die Fragen nach Ursachen, Folgen und Konsequenzen des Desasters wurden nur schmallippig gestellt bzw. beantwortet. Man würde gern die in Anmerkung 205 angeführten japanischen Arbeiten, darunter die von Nishikawa über die Geschichte der Internationale während des Ersten Weltkrieges (1995) mit dem verheißungsvollen Titel: „Eine Alternative. Die bittere Geschichte der Sozialdemokratie", kennenlernen. Vielleicht können sich Autor, Herausgeber, Übersetzer und Verlag zu einem fruchtbaren Entschluß durchringen und den Anschluß an den vorliegenden Band herstellen.

Man darf schließlich auf einen technischen Fehler (S. 79: Satz unvollständig) sowie auf Anm. 1 hinweisen, die auf eine Fußnote 8 in Kapitel 9 verweist; gemeint ist wohl Anm. 156. Auf S. 98 wird geschrieben, der Reichstagswahlkreis Berlin 4 habe zum Wahlkreis Niederbarnim gehört, was nicht zutrifft. Mit „Heeresministerium" (S. 99) ist natürlich das Preußische Kriegsministerium gemeint. Auf S. 112, Anm. 153, wird die „Sozialdemokratische Korrespondenz" als „Zeitung der Linken" bezeichnet, was sie nicht war. – Insgesamt jedoch: eine saubere, gut lesbare, übersichtliche und in vieler Hinsicht anregende Arbeit.

1912 sagte Viktor Adler in Basel: „Von uns Sozialdemokraten hängt es leider nicht ab, ob Krieg wird oder nicht [...]. Vielleicht ist es zu spät, auf die Vernunft der Herrschenden zu rechnen, hoffen wir, daß sie im letzten Moment davor zurückschrecken, das schlimmste Verbrechen zu begehen" (S. 63). Wie wir wissen, trogen die Hoffnungen nicht nur im Sommer 1914. Die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, die es immer noch und immer wieder zu analysieren gilt, um daraus doch rationale Prinzipien für politische Konzepte abzuleiten, sprechen für eine weltweite, übergreifende Initiative oder, um das alte, vielleicht abgenutzte Wort zu gebrauchen, für eine umfassende Internationale des Friedens. Dabei könnten auch Gedanken, Ideale, Visionen und Utopien, Leistungen und Fehlleistungen der II. Internationale nützlich sein.

1 *Hans-Josef Steinberg, Die Stellung der II. Internationale zu Krieg und Frieden (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier, H. 8), Trier 1972. Bernhard Degen, Krieg dem Kriege! Der Basler Friedenskongreß der Sozialistischen Internationale von 1912, Basel 1990.*

Ingo Materna

Revolution, Reform, Parlamentarismus. Zeitgemäße Betrachtungen über die deutsche Linke zwischen Revolutionarismus und Reformismus achtzig Jahre nach der Deutschen Revolution 1918/1919, der Konstituierung des deutschen Parteikommunismus und der Entstehung der ersten deutschen Republik. Im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. hrsg. von Klaus KINNER. Redaktion: Klaus KINNER, Olaf KIRCHNER und Ursula WOHLFELD. – Schkeuditz: GNN Verlag Sachsen/Berlin 1999. 204 S.

These sixteen short essays, many by historians who made careers in the DDR, are reflective pieces. They assertively ask for a reconsideration of parts of Germany's radical leftist past. Some seem to be a *crie de cœur* about what might have happened and others are surprisingly assertive given the heavy reliance on limited secondary sources. However, some offer a challenge to the perspectives west German historians developed before and after the demise of the eastern state.

The editor (Klaus Kinner, whose name appears in tiny print behind the title page) explains that the book originated in a Berlin conference of November 1998. The conference organizers „wollten der Frage nach Möglichkeiten und Grenzen revolutionärer Umwälzungen in den hochkomplexen Strukturen entwickelter Industriestaaten nachgehen. Sie interessierten die objektiven Möglichkeiten, alternative Gesellschaftsmodelle mittels revolutionärer Umwälzungen zu realisieren. Damit stand auch die Frage nach dem Verhältnis von Reform und Revolution und nach den Bewegungsformen politischer Strukturveränderungen im 20. Jahrhundert" (p. 5). Given those questions, is it not surprising to find almost no information or ideas on economic trends, on

social structures, and on international parameters (two essays)? Instead the three untitled parts are mostly on party leaders and ideological positions. Missed alternatives are proclaimed but rarely analyzed.

This review will outline the individual essay topics and pick a few for special attention. The prolific Wolfgang Ruge reviews the contributions of DDR historians to our understanding of the Revolution of 1918/19 but acknowledges their ideological shortcomings. Werner Bramke notes the lack of attention given to the events of the German November of 1918 compared to 1938 and 1989 in recent remembrances. Manfred Weissbecker tries to place the Weimar Republic within the 20th century while Klaus Kinner sees the early Communist Party (KPD) as "between putschism and Realpolitik".

The second set of essays begins with Wladislaw Hedeler's account of Nikolai Bucharin in Berlin during 1918. He concludes that Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht and Franz Mehring approved Bolshevik terrorist methods (p. 62). One of the co-editors of August Bebel's collected works, Ursula Herrmann, looks at the "gesellschaftliche Stellung der Frau" with no statistical information and citations mainly from constitutional tracts. Using writings such as Bebel's, the illustrated history of the revolution authored by the KPD and Liebknecht's and Luxemburg's tracts, she asserts that little consideration was given to women's issues during the Revolution. Johannes Klotz takes on the theme of Social Democracy (SPD)'s altered stance on violence and militarism, 1914–1918, but equates the party mostly with a few individuals such as Gustav Noske. What the specific "Legenden der Geschichtsschreibung" of his title might be is left un-clarified. One might ask how legends as a concept relate to perspectives. By contrast, Gerhard Kaiser provides a detailed account of the Suhl labour movement from 1917 to the 1950s with novel evidence drawn from his earlier archival studies. He highlights the case of the Heym family to demonstrate how ideals encountered the overpowering strength of the state through many regimes, including the GDR. This is a very fine piece of regional history showing how individuals can be destroyed by diverse states. Similarly, a thorough accounting is given by Ulla Plener of the main trade union leaders' stances during 1918/19. The reformist position of the German wood workers' union is explained primarily through a fair examination of the social thinking of Theodor Leipart. Plener concludes that the union stance against the councils in 1918/19 was consistent with earlier concerns about social justice and certainly not "Verrat" (p. 110).

Siegfried Bünger's piece on the British ruling elite's response to the German events of 1918/19, poses the important question of the international pressures during the revolution and the perceived threat of Bolshevism. Though he claims that „Tatsachen zeigen, daß insbesondere die Spitzenpolitiker über das, was in Deutschland vor sich ging, stärker beunruhigt waren, als aus manchen (vor allem älteren) Geschichtsbüchern ersichtlich, und sie zeigen, daß die Angst vor einer Ausbreitung der revolutionären Bewegungen von sehr großem und oft auch ausschlaggebendem Gewicht bei den Debatten und Entscheidungen jener Tage war" (p. 112 f.). Since no specific authors are mentioned and the one, Arno J. Mayer, whom Bünger cited earlier, argued exactly what he propounds, such claims lack specificity and meaning. Francis L. Carstens, in *Britain and the Weimar Republic* (1984), used the same sources as Bünger but emphasized very different quotations. Perhaps the question of international parameters has no meaning unless the studies on France and the United States, especially by Klaus Schwabe and Werner Link, are also considered when speaking about the historiography of this issue.

The last section begins with Mario Keßler on the Communist Internationale between revolutionary actions and illusions. Next Theodor Bergmann explores the influence on the KPD from the 1920s through the 1940s of Rosa Luxemburg's critical thought offering solidarity and insights. Over twenty pages are devoted to that theme while in eight pages Ronald Sassning concisely examines the use of murder by the KPD in the case of Alfred Kattner, assassinated for supposedly having betrayed the leaders to the Gestapo. Possibly the most novel and insightful piece of the book is by Bernard H. Bayerlein who relates the failure of the 1923 uprising to the failure of the Weimar Republic. He suggests that the republic had become a semi-presidential system as opposed to a parliamentary one during 1923 and that this issue is usually avoided by historians who adhere to an uncritical perspective on Ebert and Stresemann (p. 168). He suggests: „Weimar war bereits 1923 zu einer anderen Republik geworden" (p. 171). A very different theme is considered by Hermann Lauterbach who examines the historical novels and cultural endeavors of Bernhard Kellermann.

Herbert Mayer closes the collection with a general piece on the SPD and international socialism during the interwar years.

This collection is among the first efforts of the Rosa-Luxemburg-Stiftung and the attempt to provide an alternative from a leftist perspective to the mostly conservative offerings of the other historical foundations in Germany is to be applauded. The idea of *Verrat* seems buried though few revelations are offered. Hopefully the future will bring more empirical and less ideological fare.

Dieter K. Buse

PLUMPE, Werner: **Betriebliche Mitbestimmung in der Weimarer Republik. Fallstudien zum Ruhrbergbau und zur chemischen Industrie** (= Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 45). – München: Oldenbourg Verlag 1999. VIII, 470 S.

Im Kontext der Revolution von 1918 war die Rätefrage seit Anfang 1919 Ausdruck der Versuche, für die aufgetretenen Probleme ein angemessenes Organisationsmodell zu finden, um angesichts der Streikbewegungen Alternativen zu entwikkeln. Aus der Vorgeschichte des Betriebsrätegesetzes wird die Spannweite der extremen Urteile von rechts bis links („organisierter Bolschewismus" auf der einen, Verzerrung des Rätegedankens ins Lächerliche auf der anderen Seite) deutlich. Paragraph 165 der Weimarer Reichsverfassung postulierte die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft. Das umstrittene Betriebsrätegesetz sollte dazu aber die einzige Konkretisierung bleiben.[1]

Dem Verfasser der vorliegenden Studien geht es um die Frage, wie die Chancen einer partizipatorisch ausgerichteten Regelung der betrieblichen Arbeitsbeziehungen in der Weimarer Republik genutzt wurden, und um die Gründe für Erfolg und Scheitern der Mitbestimmung.

Mit dem Betriebsrätegesetz, das Form und Verfahrensweisen betrieblicher Arbeitsbeziehungen regelte, ist die Frage nach „Macht und Herrschaft" im Industriebetrieb gestellt. Der Autor dieser Arbeit orientiert sich nicht nur an der rein gesetzlichen und der Rechtsprechungsentwicklung, sondern versucht vielmehr unter wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Perspektive, die konkrete Gestaltung eines „hochkomplexen interaktiven Kommunikations- und Handlungsprozesses" (S. 12) für einen sehr langen Zeitraum höchst aufschlußreich darzustellen. Dies geschieht abseits einer sonst vielfach zu beobachtenden Tendenz, historische Schlachten noch einmal auszufechten. Plumpe geht es darum, die realistischen Handlungsmöglichkeiten der Zeit genau zu untersuchen. Damit geht er mit seiner Bochumer Habilitationsschrift über jene Arbeiten hinaus, die die Machtkämpfe auf die Schwarzweißzeichnung eines „Schurken-Helden-Stückes" (S. 16) reduzieren möchten. Peter von Oertzen sah in seiner maßgeblichen Arbeit über die Betriebsräte in der Novemberrevolution aus dem Jahre 1963 die Räte politisch als Kern eines dritten Weges jenseits von Bolschewismus und Kapitalismus. In einer neueren Arbeit hat Wolfgang Zollitsch die Frage aufgeworfen und untersucht, inwieweit sich Eigentums- und betriebliche Machtverhältnisse an veränderte situative Bedingungen nach 1918 angepaßt haben.[2]

Während aus juristischer Sicht das Thema schon vielfach, vor allem arbeitsrechtlich untersucht worden ist, fehlte bislang eine aktuelle zeitgeschichtliche Studie zur betrieblichen Mitbestimmungspraxis in der Weimarer Republik, die über zeitgenössische Arbeiten hinausgelangt wäre.

Plumpe hat seine Arbeit als betriebliche Fallstudie (Farbenfabriken in Leverkusen, Abteilung Bergbau der Vereinigten Stahlwerke bzw. der Vorgängerunternehmen) angelegt und befaßt sich empirisch mit zwei unterschiedlichen Varianten im Untersuchungszeitraum, der Zeit zwischen der Verabschiedung des Vaterländischen Hilfsdienstgesetzes Ende 1916 und dem sogenannten Arbeitsordnungsgesetz vom Januar 1934. Den Kern der Untersuchung bilden die materiellen Regelungen der betrieblichen Arbeitsbeziehungen durch die betrieblichen Sozialakteure und Kommunikationsprozesse. Damit werden auch – erstmals in einer so anschaulichen und konkreten Form – Entwicklungsverläufe plausibel erklärbar, ohne daß sie von vornherein moralisch, ideologisch oder normativ gewichtet und damit einseitig dargestellt würden.

Die Betriebsverfassung von 1920, das zeigt die Entwicklung des höchst umfangreichen Gesetzes (S. 37–65), entfaltete sich konzeptionell auf der Grundlage der Vorstellungen der christlichen Gewerkschaftsbewegung und stellt gewissermaßen das Modell einer „bürgerlichen" Sozialreform dar. Die Abkehr hiervon brachte dann die NS-Arbeitsverfassung von 1934, die die Beteiligung der Arbeitnehmer beseitigte und an die Stelle des Gemeinschaftskonzepts der Weimarer Zeit nur eine Gemeinschaftsideologie setzte. Der Bruch

mit der Weimarer Betriebsverfassung, die alle Radikalisierungs-, aber auch Reformbestrebungen überdauert hatte, zeigt auch, daß zwischen dem Betriebsrätegesetz und den NS-Gesetzen gerade keine wirkliche Kontinuität bestand.

Der empirische Befund am Beispiel der Leverkusener Farbwerke in den Jahren 1916 bis 1934 (S. 67–248) wird anhand von vier Phasen entwikkelt. Mit den neuen Bestimmungen konnten sich die Beteiligten zunächst während des Ersten Weltkrieges seit 1916 einigermaßen kooperativ arrangieren. Die betrieblichen Auseinandersetzungen seit 1920 führten dazu, daß zunächst die betriebliche Mitbestimmung im Hintergrund stand. Mit der Politisierung und Eskalierung der Konflikte seit 1921 entfiel zunächst auch für einige Zeit die Grundlage für die Mitbestimmung. Zwar fanden die Beteiligten dann ab Mitte der zwanziger Jahre zu einer geregelten Anwendung der Möglichkeiten der Normen. Doch zeigte sich bald, daß die politische und die ökonomische Entwicklung die Handlungsmöglichkeiten und Handlungszwänge so determinierten, daß die Mitbestimmung zwar formal weiter bestand, aber kaum noch effektiv genutzt werden konnte. Entscheidende Determinante, so Plumpes zutreffendes Ergebnis, war für die Praxis die Entwicklung der Konjunktur (S. 246).

Aus seiner Sicht wurden im Zuge einer politisch-moralisch aufgeladenen Atmosphäre der betrieblichen Beziehungen seit 1920 vergleichsweise große Machtpositionen der Belegschaft verspielt. Die sozialen und politischen Kämpfe scheinen auch die Entstehung eines Bewußtseins davon verhindert zu haben, daß eine regulierte Konfliktaustragung durchaus von Vorteil sein könne. Im Kern ging es bei den sozialen Konflikten um das Lohn- und Arbeitszeitsystem. Im Mittelpunkt standen dabei stets die Auseinandersetzungen um eine gerechte Ausgestaltung des Leistungslohns. „Waren die Arbeiter und insbesondere der Arbeiterrat 1919 und 1920 noch dazu in der Lage, auf die Einführung der Akkordarbeit großen Einfluß zu nehmen, so waren diese Möglichkeiten zwischen 1922 und 1925 weitgehend unter den Trümmern der betrieblichen Mitbestimmung verschüttet" (S. 247). Mit der Weltwirtschaftskrise wurden die Handlungsmöglichkeiten der Arbeiterschaft weitgehend eingeschränkt. Plumpes Ergebnis seiner sehr differenzierten und hier auch nicht annähernd auszuschöpfenden, vorzüglichen Untersuchung ist: „Der Lernerfolg der Jahre 1916 bis 1920, der sich [...] in einer ausdifferenzierten und funktionierenden Mitbestimmungsinfrastruktur niedergeschlagen hatte, wurde [...] von einer politisierten Belegschaft leichtfertig verspielt" (S. 248).

Im Ruhrbergbau (S. 249–399), dem sich das zweite Hauptstück der eindringlichen Untersuchung widmet, war die Reichweite der betrieblichen Mitbestimmung von vornherein begrenzt. Das lag an der Überlastung durch wirtschaftliche Krisen und an der organisatorischen Unbeweglichkeit innerhalb der Unternehmen. Hier endeten die Versuche zur kooperativen Konfliktbewältigung in Konfrontationen, die durch sozialpolitische Starrheit fast unweigerlich zu Eskalationsprozessen führen mußten. In der ersten, noch von den Kriegsverhälnissen geprägten Phase kam es angesichts der Lohnkonflikte noch zu indirekten, politisch vermittelten Tarifverhandlungen. Nach der Revolution von 1918 konnten auch die nunmehr direkten Tarifverhandlungen keine durchgreifenden Effekte für die Arbeitnehmerschaft bringen. „Direkte Aktionen" der Belegschaft sollten dann ein starres Tarifsystem, das als Blockade empfunden wurde, durchbrechen. Mit diesen Aktionen ging eine Aufwertung des Rätegedankens einher. Mit der Installierung von Betriebsräten im Frühjahr 1919 schien zunächst eine Beruhigung, auch wegen der weitgehenden Rechte der Räte, in Sicht. Der sich dann allerdings entfaltenden Kleinkrieg verhinderte die Entstehung einer Kommunikationsstruktur, die Konfrontationen verhindert hätte.

Der Rückgang des Aktionsdrucks nach 1920 war aber nur vorübergehend, er sollte sich durch die Inflation verstärken. Doch konnten sich die Zechenleitungen auf die allgemeine Stabilisierung und auf die sich dann anschließende Strukturkrise des Bergbaus stützen, um bei ihrer harten Haltung in Fragen der Arbeits- und Lohnpolitik zu verharren. Die Betriebsräte blieben in diesem Bereich in der Folge weitgehend paralysiert. Ende der zwanziger Jahre reduzierte sich ihr Einflußpotential weitgehend auf die Mitwirkung bei Massenentlassungen. Für den Bergbau, so der Verfasser, lasse sich seit 1924 wegen der Strukturkrise davon sprechen, daß jedes sozial- und arbeitspolitische Experiment entfiel und sogar die „pathologischen Lernprozesse" die Handlungsfähigkeit der Unternehmen immer mehr einschränkten. Die Wende zur Unterstützung des Nationalsozialismus war dann Ausdruck der eigenen Anpassungs- und Handlungsunfähigkeit, nachdem der Ruf nach dem Staat oder die Bekämpfung der parlamentarischen Republik die damit verbundenen Erwartungen nicht erfüllen konnten. „Das Plädoyer für die autoritäre Diktatur war [...]

zugleich Zeichen der sozialen Handlungsunfähigkeit wie der scheinbaren ökonomischen Stärke" (S. 404).

Die betriebliche Mitbestimmung als neues Regelsystem zur Bewältigung betrieblicher Konflikte wurde vor dem Hintergrund der krisenhaften Marktveränderungen und dem Zerfall der Normen des Kaiserreichs notwendig. Plumpes Arbeit zeigt, mit welchen enormen Schwierigkeiten dieser komplizierte Lernprozeß bei der Neudefinition von Eigentums- und Verfügungsrechten verbunden war und letztlich scheiterte. Struktur und Inhalt der Konflikte bündelten sich in dem Problem der „Arbeitswilligkeit"; hier lag der Brennpunkt, in dem Akkordlohnchancen und Kündigungsgefahren (nach Max Weber) die Determinanten darstellten. Die Konfliktverläufe waren allerdings durchaus differenziert. In dem Betrieb in Leverkusen gelang eine Umsetzung der Ziele des Betriebsrätegesetzes wenigstens zeitweilig, während dies im Bergbau ganz überwiegend nicht möglich war. Zwischen 1920 und 1923 kam es dort nicht einmal ansatzweise zur einer funktionierenden Mitbestimmung. Die Weltwirtschaftskrise räumte dann die betriebliche Mitbestimmung letztlich fast gänzlich beiseite.

Das Fazit der Arbeit ist dann auch vergleichsweise negativ: Der praktische Verlauf ließ während der Weimarer Republik keine Möglichkeit zur Verwirklichung der ökonomischen und sozialen Vorteile der neuen betrieblichen Mitbestimmung. Eine Sozialpartnerschaft hatte letztlich keine reale Chance. Es ist auch aufschlußreich, daß die von Plumpe so bezeichnete „kombattantenhafte Haltung", die das Verhalten der damaligen Akteure bestimmte und eine Verständigung auf gemeinsame Verfahrensweisen überwiegend ausschloß, sich in der Darstellung mancher Historiker dieses Bereichs bis heute reproduziert.

Der Autor analysiert in seiner auf einer ungewöhnlich breiten und dichten Quellenbasis entstandenen Arbeit vor allem ganz konkret die wesentlichen Momente der Entwicklung der Konflikte. Alle künftigen, insbesondere auch die eher juristisch oder politisch orientierten Arbeiten werden an der auch methodisch vorbildlichen sozialwissenschaftlichen Untersuchung und ihren Ergebnissen nicht vorübergehen können.

Die wirtschaftliche Entwicklung ließ in den ersten sieben Jahren von 1916 bis 1923 zwar noch gewisse Arrangements über Arbeitszeitsverkürzungen und Lohnerhöhungen zu. Seit 1923 hatten die Unternehmen durch das Arbeitsmarktrisiko aber wesentlich bessere Rahmenbedingungen zur Durchsetzung ihrer Zielvorstellungen, die von Leistungsteigerung und Kostensenkung geprägt waren. Seit 1923/24 erhielt die betriebliche Mitbestimmung daher eine vorwiegend defensive Funktion. Doch in beiden Phasen, der offensiven wie der defensiven, mußte das Betriebsrätegesetz letztlich „versagen" (S. 435). Die durch die Produktionstechnik bestimmten Betriebsführungstraditionen, Organisationsstrukturen und das Belegsschaftsverhalten hatten auch unterschiedliche Effekte in den verschiedenen Unternehmen zur Folge. Einen wesentlichen Grund für das Scheitern des Betriebsrätegesetzes sieht der Verfasser u. a. in der Zerstörung des Vertrauens durch einen „Verhaltensopportunismus" (S. 438), der weder innerbetrieblich noch politisch, geschweige denn durch eine Reform zu beseitigen gewesen wäre. Rationalisierung und Weltwirtschaftskrise untergruben schließlich den Stellenwert des Gesetzes in einer Weise, daß der Wegfall nach 1933 kaum noch als besonders bemerkenswert angesehen wurde (S. 439). Der Weg in die autoritäre NS-Werksgemeinschaft, auch in seinen äußerst interessanten Facetten dargestellt, war damit vorgezeichnet.

Der außerordentliche Ertrag dieser Arbeit liegt nicht zuletzt in der Herausarbeitung der Gründe, weshalb in einer bestimmten konkreten politischen und ökonomischen Situation vorgesehene normative Regelungsverfahren nicht griffen. Versteht man mit dem Verfasser (S. 20 ff.) Mitbestimmung als eine bestimmte Form der Organisation der Unternehmung, als eine spezifische Form ihrer Governance-Struktur, dann kann man Mitbestimmung nicht als Ausweg aus dem Konfliktalltag begreifen, sondern als eine besondere Art, mit diesem Konfliktalltag umzugehen. Dann ist aber die entscheidende Frage in der Tat nicht mehr die nach der Macht oder der Beseitigung von Machtasymmetrien, sondern nach der Art und Weise der betrieblichen Kommunikation und Interaktion zur Regulierung von Konflikten im Sinne nicht nur partizipativer Koordination arbeitsteiliger Prozesse, sondern auch unter der Perspektive, solche Koordination gemeinsam auszuhandeln. Die Untersuchung scheint daher nach ihren empirischen Ergebnissen darauf hinauszulaufen, daß Unternehmen mit offenen und flexiblen Organisationsstrukturen über die besten Voraussetzungen für eine praktizierte Mitbestimmung verfügen. Letztlich scheint das auf den historischen Fallstudien beruhende Konzept des Autors darin zu bestehen, Mitbestimmung als einen Prozeß der vertrauensvollen, sozialpartnerschaftlichen Interaktion zu

begreifen, der auf der Basis von Konflikt und Kooperation eine möglichst rationale Kommunikation über den Umgang mit solchen Konflikten erlaubt (S. 27).

Daß die von dem Verfasser untersuchte Mitbestimmungspraxis nicht unbedingt repräsentativ ist, zeigt er selbst auf. Gleichwohl lassen sich aus der historischen Darstellung auch Schlüsse für die mehr oder weniger hohe Krisenanfälligkeit bestimmter Strukturen und Gesetze ziehen. Eine solche mikrohistorische Fallstudie ist auch bestens in der Lage, Bewertungsmaßstäbe für die Frage zu liefern, inwieweit etwa der deutsche Betriebsrat als Prinzip der Betriebsorganisation sinnvoll ist und ob und inwieweit er anderen Modellen, etwa dem englischen, über- oder unterlegen ist. Gerade unter Berücksichtigung der vielfältigen, auch systematisch orientierten Ausführungen Plumpes, die eigentlich eine optimistischere, zukunftsweisendere Schlußfolgerung nahelegen würden, wirkt sein Schlußfazit ungewöhnlich pessimistisch: Er meint offenbar generell, daß Verfahrensverständigungen und die Orientierung an Systemrationalität regelmäßig von simplen Partikularisten zerstört würden, und für ihn markiert deswegen letztlich das Scheitern der betrieblichen Mitbestimmung in der Weimarer Republik auch „die Unwahrscheinlichkeit nüchterner Verständigung schlechthin".

An dieser Stelle wäre dann, um nur einen theoretischen Analytiker noch einmal aufzugreifen, erneut an Hugo Sinzheimer zu erinnern, der in seinem Aufsatz „Gewerkschaftsbewegung und kooperativer Gedanke" im Rückblick auf das Jahr 1936 das Prinzip der Wirtschaftsverfassung, d. h. des Artikels 165 der Weimarer Verfassung, von dem Syndikalismus Georges Sorels, von dem faschistischen Kooperativstaat und auch von dem „Solidarismus" der päpstlichen Enzyklika systematisch abgrenzte.

Eine solche historische Untersuchung wie die von Plumpe mag zu Recht zu dem gleichen Ergebnis kommen wie viele rechtshistorische oder arbeitsrechtliche Studien, daß nämlich von den Ansätzen zu einer Mitbestimmung der Arbeitnehmerschaft (etwa durch das Betriebsrätegesetz), auch damals zu viel erhofft wurde. Derartige voluntaristische und radikale Ansätze wurden aber schon von zeitgenössischen Betrachtern sehr viel zurückhaltender und pragmatischer gesehen.[3] Gerade die realistischen Ergebnisse der historisch-kritischen Sozialwissenschaft in dieser exzellenten Arbeit erlauben neben dem kritischen Blick des Sozialhistorikers auch sinnvolle Urteile über die Praktibilität zeitgenössischer Theorien, Modelle und Entwicklungen.

1 Hugo Sinzheimer, der sich zum Rätesystem mehrfach geäußert hat, kommt, obwohl er als der Schöpfer von Artikel 165 der Weimarer Reichsverfassung zu gelten hat, trotz seiner zentralen politischen Rolle und seiner arbeitsrechtlichen Darstellung in der Arbeit Plumpes nicht vor. Als „Visionär", als Rechtspolitiker und mit seinem Plädoyer für eine Verbindung von Arbeiterräten und Wirtschaftsräten hatte er gleichwohl erhebliche, auch historische Bedeutung. Vgl. dazu: Hugo Sinzheimer, Arbeitsrecht und Rechtssoziologie. Gesammelte Aufsätze und Reden. Hrsg. von Otto Kahn-Freund. 2 Bde. (= Schriften der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 4,1 und 4,2), Frankfurt a. M. und Köln 1976; zu Sinzheimer vgl. auch die Einführung von Otto Kahn-Freund, a. a. O., Bd. 1, S. 1–31, insbesondere S. 14–19.

2 Wolfgang Zollitsch, Arbeiter zwischen Weltwirtschafskrise und Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der Jahre 1928–1936, Göttingen 1990.

3 Vgl. Hugo Sinzheimer, Die Demokratisierung der Arbeitsverhältnisse (1928), abgedruckt in: Hugo Sinzheimer, Arbeitsrecht und Rechtssoziologie, a. a. O., Bd. 1, S. 115–134. Zur Entwicklung und zum Stand der heutigen Mitbestimmungsdebatte aus juristischer Sicht vgl. etwa die noch immer maßgebliche Studie von Wolfgang Däubler, Das Grundrecht auf Mitbestimmung, Frankfurt a. M. 1973.

Albrecht Götz von Olenhusen

STEIN, Katrin: **Parteiverbote in der Weimarer Republik** (= Schriften zur Verfassungsgeschichte, Bd. 56). – Berlin: Duncker und Humblot 1999. 226 S.

Daß die Weimarer Demokratie sich ihren Feinden wehrlos ausgeliefert habe, gehört zu jenen Behauptungen, denen schon immer der Legendencharakter geradezu auf der Stirn geschrieben stand, selbst wenn sie mit höchstrichterlicher Autorität ausgesprochen werden.[1] Erscheint generell die Vorstellung abwegig, daß es in Deutschland in irgendeiner politisch erheblichen Hinsicht an Verbotsmöglichkeiten gemangelt haben könnte, so hatte selbstverständlich auch der Staat von Weimar – angefangen von dem „guten" alten

Reichsvereinsgesetz aus dem Jahre 1908 bis zu der (Not-)„Verordnung zur Erhaltung des inneren Friedens" vom 19. Dezember 1932 – rechtliche Handhaben genug, um gegen extreme Parteien, sowohl auf der Rechten als auch auf der Linken, zumal wenn sie sich Ausschreitungen zuschulden kommen ließen, vorzugehen. Nicht weniger als elf Gesetze und Notverordnungen zählt Stein in ihrer Arbeit auf – die Vielzahl der variierenden Rechtsgrundlagen, wenn die Republik auf Ausnahmeereignisse (etwa den Mord an Matthias Erzberger 1921 oder den Mord an Walther Rathenau 1922) jeweils mit kurzfristigen Ausnahmenormen reagierte, war schon eher hinderlich.

Vier dieser Normen kamen auch praktisch zur Anwendung. So wurde die NSDAP – auf sie richtet sich natürlich vor allem der historische Blick – erstmals im Juli 1922 in Baden verboten und aufgelöst, im November jenes Jahres dann auch in Preußen. Andere Regierungen zogen nach, so daß die Partei zeitweilig in zwölf der damals achtzehn deutschen Länder verboten und aufgelöst war. Bayern handelte nach dem Hitlerputsch vom 9. November 1923 entsprechend. Nun galten die Verbote der extremen Parteien „flächendeckend" im Reich (S. 178). Die oft (so auch in der hier rezensierten Arbeit) angeführten einschlägigen Konflikte zwischen dem Reich und Bayern sind, so aufreibend sie für die Beteiligten waren, im vorliegenden Zusammenhang nebensächlich; hier zählt, daß auch die bayerische Regierung sich gegen eine putschende Partei zu wehren wußte.

Dieses Vorgehen der Exekutive hielt der gerichtlichen Nachprüfung stand. Am 15. März 1923 wies der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik fünf Beschwerden gegen Verbotsverfügungen zurück und stellte fest: Es unterliege keinem Zweifel, daß die NSDAP „durch Entrechtung der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens die Gleichstellung aller Deutschen vor dem Gesetz und ihre Zulassung zu öffentlichen Ämtern ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis (Art. 109, 128, 136 WRV [= Weimarer Reichsverfassung]) sowie durch Beseitigung der Volksvertretung in ihrer gegenwärtigen Form des Parlamentarismus (Art. 22, 32, 54 WRV) zwei Grundpfeiler der demokratischen Republik umzustürzen" suche (S. 158). Soviel man der Weimarer Justiz sonst auch vorwerfen kann – hier ließ sie die Republik nicht im Stich. Es gab also im Staat von Weimar Parteiverbote, und sie griffen durchaus.

Daß es dennoch auf diese Weise nicht gelang, die demokratische Republik vor ihren geschworenen Feinden zu schützen, lag an der tiefen Unsicherheit der Verantwortlichen über die Legitimität von Parteiverboten, denen „der schlechte Geruch zutiefst undemokratischer Institutionen" anhaftete (S. 167). Diese Unsicherheit zeigte sich dreifach:

Erstens beschränkten die Verantwortlichen die Verbotstatbestände regelmäßig auf gewaltsame *Mittel,* weil es verfassungswidrige *Ziele* nach ihrer Vorstellung in einer freien Demokratie gar nicht geben konnte; gegenüber einem „Legalitätskurs", wie ihn die NSDAP nach ihrer Putschphase einschlug, erwies sich das Instrument dann als stumpf.

Zweitens zögerten die Verantwortlichen mit der Anwendung dieses Instruments oder legten es alsbald wieder beiseite. So hoben die Landesregierungen vom Frühjahr 1924 an ihre Verbote reihenweise wieder auf, womit sie auch einer einschlägigen Resolution des Reichstags bzw. einem entsprechenden Ersuchen des Reichsministers des Innern nachkamen. Selbst die „Hardliner" handelten nach einer Weile so: Baden im Oktober 1924 ausdrücklich, damit die NSDAP sich auf die bevorstehende Reichstagswahl unbehindert vorbereiten könne (S. 115); Preußen hob das Verbot gleich nach dem wichtigen Reichstags- und Landtagswahlgang des 7. Dezember 1924 wieder auf, zuletzt folgten im Februar 1925 Bayern und im Mai 1925 Hessen.

Drittens geschah die Durchführung nicht konsequent. Beispielsweise blieben – wie seinerzeit beim Sozialistengesetz von 1878 bis 1890 – die Mandate einer verbotenen Partei aus Respekt vor dem liberalen Repräsentationsgedanken erhalten. Ferner begnügte man sich manchmal mit dem Verbot einer Partei in dem Sinne, daß „sie sich jeder Daseinsäußerung zu enthalten hätte" (S. 78), anstatt die Partei aufzulösen, ihr Vermögen einzuziehen und ihre tatsächliche Fortführung bzw. die Bildung einer Ersatzorganisation unter Strafe zu stellen, kurz: sie materiell zu vernichten.

All diese Unsicherheit ehrt, um nicht mißverstanden zu werden, die Weimarer Staatsmänner; aber totalitären Parteien waren sie damit nicht gewachsen. Die Weimarer Republik war nicht wehrlos, aber (zu) viele in ihrer politischen Elite waren nicht wehrfähig bzw. nicht wehr*bereit*.[2]

Stein hat die Entstehungsgeschichte der jeweiligen Normen, den Wandel der geschützten Rechtsgüter (von der Autorität des Staates über die republikanische Staatsform bis zur Verhinderung von Gewalttätigkeiten) und vor allem ihre Dogmatik sorgfältig analysiert, letztere mitunter übertrieben, als ob sie einen Leitfaden für Beamte

der damaligen Zeit schriebe, die die rechtliche Zulässigkeit eines entsprechenden Verbots prüften. Ursache ist der wissenschaftliche Ansatz dieser bei Jörn Ipsen in Osnabrück entstandenen Dissertation: Es handelt sich um eine rechtsgeschichtliche Studie, nicht um eine Arbeit zur juristischen Zeitgeschichte. Auch wo Stein im Bundesarchiv geforscht hat, ging es ihr „nur" um die Rekonstruktion von Verbotsprozessen und um die Rechtsprechung des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik. Politische Willensbildungsprozesse dagegen – vermutlich täte man ihr Unrecht mit der Annahme, diese interessierten sie nicht – werden fachlich ausgeklammert. Das führt durchweg zu eigentümlichen Verschiebungen der Proportionen. So wird auf dreizehn Seiten das Zweite Gesetz zum Schutze der Republik von 1930 vorgestellt und analysiert, um dann knapp zu schließen: Obwohl die NSDAP nach Auffassung der Behörden eine staatsfeindliche Verbindung im Sinne des § 129 StGB a. F. darstellte, „erging aus Erwägungen *politischer Opportunität* keine Auflösungsverfügung" (S. 194, Hervorhebung i. O.); Beleg: eine preußische Denkschrift von 1930, über die weiter nichts verlautet.[3]

Mit ihrer Arbeit hat Stein zur Problematik der Parteiverbote in der Weimarer Republik, wo historische Darstellungen oft nach fachjuristischen Maßstäben nicht genau genug sind, gewiß einen wichtigen rechtsgeschichtlichen Beitrag geleistet. Aber zeithistorisch-politisch vermißt man zu viel; allein die Fachgrenzen sind da als Begründung zu wenig.

1 *Bundesverfassungsgericht, KPD-Urteil vom 17. 8. 1956: In der Weimarer Republik hätten Parteien „unangefochten bestehen und die Einrichtungen des Staates in jeder Form bekämpfen [können], denen oberste Gerichte bescheinigt hatten, daß sie das Ziel verfolgten, die bestehende Staatsordnung gewaltsam durch eine andere zu ersetzen" (BVerfGE 5, 85, [136]).*

2 *Vgl. dazu grundlegend Christoph Gusy, Weimar – die wehrlose Republik? Verfassungsschutzrecht und Verfassungsschutz in der Weimarer Republik (= Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 6), Tübingen 1991.*

3 *Diese Denkschrift ist veröffentlicht: Der verpaßte Nazi-Stopp. Die NSDAP als staats- und republikfeindliche, hochverräterische Verbindung. Preußische Denkschrift von 1930. Hrsg. von Robert M. W. Kempner, Frankfurt a. M. u. a. 1983.*

Otmar Jung

BRANDMANN, Paul: **Leipzig zwischen Klassenkampf und Sozialreform. Kommunale Wohlfahrtspolitik zwischen 1890 und 1929** (= Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 5). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 1998. 500 S.

Die vorliegende Studie entstand als Dissertation bei Hans-Ulrich Thamer im Rahmen eines DFG-Projekts über „Kommunale Wohlfahrtspolitik zwischen 1918 und 1933 im Vergleich" an der Universität Münster. Dieser Entstehungszusammenhang macht sich insofern positiv bemerkbar, als die Arbeit durchgängig vergleichend angelegt ist, zwar nicht in dem Sinn, daß der Autor explizit und detailliert zwei oder mehrere Territorien miteinander vergleichen würde, aber doch so, daß er ständig die allgemeine Entwicklung im Reich oder die Entwicklung in anderen Städten als Vergleichsfolie für den untersuchten Fall heranzieht. Dieser starke vergleichende Aspekt hebt die Arbeit weit über eine rein lokalgeschichtliche Untersuchung hinaus und gibt ihr exemplarischen Charakter.

Brandmann versteht seine Studie zudem als Beitrag zu einer „modernen Politikgeschichte", die auf der Grundlage eines weiten Politikbegriffs kommunale Fürsorge und Wohlfahrtspolitik in erster Linie als Resultat politischer Entscheidungsprozesse begreift, sie aber auch in politische Strukturen einbettet und in Wechselwirkung mit sozialgeschichtlichen Strukturveränderungen sieht. Als Interpretationsrahmen legt der Verfasser das Konzept der politischen Lager bzw. Milieus von Karl Rohe zugrunde. Vor diesem Hintergrund will er am Leipziger Beispiel untersuchen, inwieweit man im Bereich der Wohlfahrtspolitik tatsächlich von „milieu- und lagerübergreifenden ‚sozialliberalen Modernisierungsbündnissen' in den Großstädten des Kaiserreichs" (S. 28) sprechen kann, die der Vorstellung von der Abschottung der Lager gegeneinander widersprächen.

Um es vorwegzunehmen: Brandmanns Ergebnisse zum Fallbeispiel Leipzig laufen auf eine notwendige Differenzierung der bisher vorherrschenden Forschungsannahmen hinaus. Hauptgrund für die abweichende Entwicklung in Leipzig ist nach Brandmann der besonders scharfe Gegensatz zwischen den politischen Lagern in der Stadt. Zwar habe es auch hier unmittelbar nach Beginn des Ersten Weltkriegs Ansätze für ein lagerübergreifendes Modernisierungsbündnis unter Führung der Kommunalverwaltung gegeben, dieser „fürsorgepolitische Burgfrieden" sei aber schon nach einem Jahr in der Frage der Kriegsfürsorge

wieder zerbrochen. In der Folgezeit habe in beiden Lagern ein sich gegenseitig verstärkender Radikalisierungsprozeß stattgefunden, der die Basis für ein solches Bündnis weitgehend zerstört habe. Zentrum und Motor dieser Entwicklung im sozialistischen Lager war der örtliche SPD-Parteivorstand unter Richard Lipinski und Hermann Liebmann, dem es gelang, selbst einen Teil des Gewerkschaftskartells auf seine Seite zu ziehen und Leipzig zu einer der Hochburgen der USPD zu machen. Für eine lagerübergreifende Fürsorgepolitik blieb da nur eine kleine Gruppe „praktisch-revisionistischer" Politiker, die auch schon vor 1914 mit der Kommunalverwaltung zusammengearbeitet hatte und nach der offiziellen Spaltung der Partei für einige Jahre das Fähnlein der MSPD in Leipzig hochzuhalten versuchte. Im bürgerlichen Lager sieht Brandmann in den Antisemiten, die in Leipzig besonders aktiv waren (Theodor Fritsch), einen wesentlichen Antrieb der Radikalisierung; ihr Zentrum wurde schließlich die im September 1917 gegründete „Vaterlandspartei". Vor allem der Mobilisierungserfolg der „Vaterlandspartei" ist nach Brandmann dafür verantwortlich, daß der „Burgfriede" in Leipzig mehr als in anderen Städten nur Episode blieb.

Wo sich während der Kriegszeit kein überparteilicher Konsens in der Wohlfahrtspolitik herausbilden konnte, konnte es auch keinen fließenden Übergang zum Wohlfahrtsstaat der Weimarer Republik geben, wie er in der bisherigen Forschung zur kommunalen Wohlfahrtspolitik hervorgehoben wird. In Leipzig ging statt dessen nach der Novemberrevolution die Konfrontation der Lager in der Wohlfahrtspolitik weiter und führte schließlich zu einer im Vergleich mit anderen Großstädten ungewöhnlichen „Parteipolitisierung der Fürsorgepraxis". Erst in den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs ab 1924 scheint sich dann so etwas wie ein „innerstädtischer wohlfahrtspolitischer Minimalkonsens" (S. 445) herausgebildet zu haben, der auch die linken Leipziger Sozialdemokraten allmählich mit dem Weimarer Wohlfahrtsstaat ausgesöhnt habe. Einen schon im Wilhelminischen Reich vorgebildeten, sich im Ersten Weltkrieg durchsetzenden „kommunalen Sozialliberalismus" (Dieter Langewiesche) kann der Autor in Leipzig jedenfalls nur marginal feststellen.

Es ist eine der Stärken der Arbeit von Brandmann, daß er die Beschreibung der partei- und wohlfahrtspolitischen Landschaft mit einer detailreichen Darstellung der konkreten kommunalen Wohlfahrtspolitik in Leipzig in den vierzig Jahren zwischen 1890 und 1929 verbindet. Diese Darstellung ist in drei große Kapitel eingeteilt, in denen die Ausgangslage vor dem Ersten Weltkrieg, Kontinuität und Wandel der Fürsorgepolitik im Krieg und schließlich die Leipziger Wohlfahrtspolitik von der Novemberrevolution bis zur Weltwirtschaftskrise betrachtet werden. Berücksichtigt und gesondert behandelt werden dabei jeweils die wichtigsten Sparten der Wohlfahrtspolitik von der traditionellen Armenpflege bis zur Wohnungsfürsorge. Das Gesamtbild der Leipziger kommunalen Wohlfahrtspolitik, das dabei entsteht, ist widersprüchlich: während sie in einigen Sektoren, etwa in der Gesundheits- und Jugendfürsorge, zunächst durchaus Pionierarbeit leistete, blieb sie in anderen Bereichen bis weit in die Weimarer Zeit hinein traditionellen Vorstellungen verhaftet. Insgesamt kann jedenfalls von einem kontinuierlichen Modernisierungsprozeß durch Bürokratisierung, Professionalisierung und Rationalisierung nur mit großen Einschränkungen gesprochen werden.

Im Ergebnis plädiert daher der Autor dafür, nicht nur *ein* Entwicklungsmodell städtischer Wohlfahrtspolitik im behandelten Zeitraum zugrunde zu legen, sondern von unterschiedlichen Verlaufsformen auszugehen, abhängig von der jeweils vorherrschenden politischen Kultur, von politischen Traditionen und Handlungsmustern. Das Beispiel Leipzig legt eine solche Differenzierung nahe.

Hans-Dieter Schmid

UNVERHAU, Dagmar: **Das „NS-Archiv" des Ministeriums für Staatssicherheit. Stationen einer Entwicklung** (= Archiv zur DDR-Staatssicherheit. Hrsg. von Dagmar Unverhau, Bd. 1). – Münster: Lit Verlag 1998. 241 S.

In den stürmischen Tagen der Wende wurde bekannt, daß das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) in der Freienwalder Straße in Berlin einen größeren Aktenbestand von Repressionsorganen des NS-Staates unter der Strukturbezeichnung „IX/11" verwaltete. Dieses „Archiv", gemeinhin als „NS-Archiv" bezeichnet, erlangte vor allem im Oktober 1990 einige Publizität: es wurde damals in den Medien auch als „Document Center des Ostens" bezeichnet. Die hier verwalteten Archivalien hatten ein ungewöhnliches Schicksal: Sie waren in und nach dem Krieg von sowjetischen Truppen beschlagnahmt worden und erst

Mitte der fünfziger Jahre der DDR übergeben worden, als diese die Teilsouveränität erhalten hatte. Die Akten wurden jetzt im Ministerium für Staatssicherheit streng geheim in einem Sonderarchiv verwaltet. Nach der Herstellung der deutschen Einheit ging das „Archiv" in die Zuständigkeit des Bundesarchivs über und hat seitdem schon mehrfach Autoren inspiriert.

Diesmal ist es Dagmar Unverhau, Archivarin und Abteilungsleiterin bei der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasiunterlagen, die sich der Thematik annimmt. Dabei strebt sie keine Geamtdarstellung zur Problematik an, sondern behandelt vielmehr ausgewählte Teilaspekte: die offizielle Bildung der Abteilung IX/11 im Ministerium für Staatssicherheit im Jahre 1968, die Gründung der Dokumentationsstelle zur einheitlichen Erfassung und Auswertung von Nazi- und Kriegsverbrechen der Staatlichen Archivverwaltung im Ministerium des Innern (MdI) 1964, die Behandlung der Archivproblematik in der „Wende" 1989/90 und der Übergang ins Bundesarchiv sowie die daran anschließenden Abgrenzungsverfahren zwischen diesem und der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasiunterlagen.

Dieses kursorische Verfahren birgt aber auch Risiken, manche Zusammenhänge werden so nicht deutlich. So hätte die Darstellung der gemeinsamen Vergangenheit der Abteilung XII und der Abteilung IX/11, in der das Ablage- und Verzeichnungssystem angelegt wurde, dem Verständnis in manchem sehr gedient. Gemeint sind hiermit die etwas durcheinandergehenden Äußerungen zu den Karteien, also der Z-Kartei und der „Vorgangskartei", deren Genese von der Autorin nur unzureichend durchschaut wird. So wird der zersplitterte Zustand der Z-Kartei 1990 mal als Werk der Direktorin des Zentralen Staatsarchivs bezeichnet (S. 146), erscheint aber in der weiteren Darstellung als das Resultat von Abstimmungen zwischen den Abteilungen XII und IX/11 (S. 156).

Überhaupt geht es mitunter recht unübersichtlich zu, wodurch das Verständnis erschwert wird. Erforderliche Linienführung wird häufig durch Polemik ersetzt, Einwürfe wie „undenkbar für einen förderal verfaßten Staat" (S. 83) zeigen eher die Position der Autorin, als daß sie dem Leser sonderlich hilfreich sind. Häufig steht die Verfasserin, ungeachtet des Faktenreichtums ihrer Arbeit, sich selbst im Wege. Die Polemik gegen die Verwendung des Wortes „Archiv" für die Bezeichnung der Abteilung IX/11 hat zwar aus archivarischer Sicht etwas für sich, dürfte tatsächlich jedoch nur die Archivare interessieren. Gewiß, hier wurden Akten zweckentfremdet für die Zwecke des Kalten Krieges genutzt, ihr Bestandszusammenhang wurde zerstört, die „Verzeichnung" lief auf das Überwerfen eines großen Namensregisters hinaus – muß man sich darüber aber ständig erregen? Sind aus politischem Anlaß gegründete Archive oder Dokumentationszentren tatsächlich etwas so Einmaliges, daß dies zu jeder Gelegenheit betont werden muß? Die faktenreiche Darstellung der Gründung der Abteilung IX/11 und des Dokumentationszentrums des MdI überbetont den Dissens um die Rolle des MfS etwas. Natürlich gab es Behördenpartikularismus auch im Staatsapparat der DDR, aber der glättende Einfluß des Parteiapparates der SED, der immer noch die Hauptlinie vorgab (die Macht dazu hatte er), darf nicht übersehen werden. Zwar wird das Verhältnis zwischen der Abteilung IX/11 und dem Dokumentationszentrum umfassend beschrieben, das gleiche fehlt aber leider für die sehr interessanten Verbindungen zum Zentralen Parteiarchiv der SED.

Verdienstvoll ist es zweifellos, wenn in zwei Kapiteln auch das Schicksal der Abteilung IX/11 in der Wende 1989/90 bzw. dann die Bestandsabgrenzungen zwischen der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasiunterlagen und dem Bundesarchiv beschrieben werden. Das ist ein ganz interessantes Stück Zeitgeschichte, da das dem Ministerium des Innern unterstellte staatliche Archivwesen der DDR seinerzeit die zerbrechende Archivlandschaft des MfS auffangen mußte. Dies regelte der Ministerratsbeschluß vom 8. Februar 1990, und es endete mit der deutschen Einheit. In der zentralen Ebene kam es zu einer Aufteilung: Die Staatliche Archivverwaltung im Ministerium des Innern übernahm die ehemalige Abteilung XII des MfS und fing in dem neu konstituierten Zwischenarchiv die Schriftgutmengen der aufgelösten Diensteinheiten des MfS auf, das Zentrale Staatsarchiv in Potsdam übernahm die Abteilung IX/11, da es sich hierbei überwiegend um Akten aus der Zeit des Dritten Reiches handelte. Während später das Zwischenarchiv zum Kernstück der Gauck-Behörde wurde, ging die ehemalige Abteilung IX/11 als Bestandteil des Zentralen Staatsarchivs in das Bundesarchiv ein. Die in der kritischen Situation von Anfang 1990 getroffenen Lösungen waren an und für sich der Situation angemessen und durchdacht, dennoch werden sie von der Verfasserin arg bekrittelt.

Es ist interessant, daß gerade in diesen beiden Kapiteln die Ansicht von Dagmar Unverhau zwar

deutlich herauszulesen ist, sie aber mit ihrer Kritik nie auf den Punkt kommt. Ich erlaube mir, dies für sie nachzuholen. Kritikpunkt 1 an den Akteuren der Arbeitsgruppe der AG Sicherheit des Runden Tisches und des Staatlichen Archivwesens ist, daß sie nicht wußten, daß einige Monate später ein neues Juwel in der Archivlandschaft erglänzen würde: die Gauck-Behörde. Kritikpunkt 2 ist, daß die Abteilung IX/11 auf diesem Wege in das Bundesarchiv gelangte, wo doch ihr Platz eigentlich in der Gauck-Behörde sei. Unerwähnt bleiben die Überlegungen zu den Akten der Abteilung IX/11, die davon ausgingen, die Akten nach Provenienzen zu trennen und auf die eigentlich zuständigen Archive, denen die Akten erst durch die Sowjetunion und dann durch das MfS vorenthalten wurden, aufzuteilen. Leider scheiterte dies bisher an mangelnden finanziellen und personellen Ressourcen, auch würde eine Bearbeitung des Bestandes die Aufhebung seiner ja immerhin vorhandenen Benutzbarkeit für Jahre bedeuten.

Abschließend wendet sich die Verfasserin den Abgrenzungen zu den Unterlagen der Abteilung IX/11 zwischen dem Bundesbeauftragten für die Stasiunterlagen und dem Bundesarchiv zu. Einigkeit bestand dabei darin, daß die Unterlagen aus der NS-Zeit im Bundesarchiv verblieben, die auf ihrer Grundlage entstandenen „Vorgänge" der Abteilung IX/11 hingegen zum Bundesbeauftragten gehörten. Komplizierter war der Umgang mit den Findhilfsmitteln, die sowohl den Zugang zu den NS-Akten als auch den zu den „Vorgängen" der Staatssicherheit ermöglichten, also die „Vorgangskartei" und die Teile der Z-Kartei, die aus der Abteilung XII seinerzeit abgegeben wurden. Der Vorschlag des Bundesarchivs, die Z-Kartei im Bundesarchiv zu komplettieren, dafür die „Vorgangskartei" an den Bundesbeauftragten abzugeben, fand keine Gegenliebe. Letztlich wurden die Karteien geschlossen an den Bundesbeauftragten abgegeben. Die Autorin hält dazu triumphierend fest: „Da es sich um zweifelsfreie MfS-Karteien handelte, mußte das Bundesarchiv sie an den BStU herausgeben" (S. 174).

Es ist auch festzuhalten, daß, ungeachtet vieler Merkwürdigkeiten in der Archivgeschichte, eine Weltneuheit das Licht der Welt erblickte: Das eine Archiv hat die Findhilfsmittel, das andere die Akten. Vielleicht gibt es irgendwann dafür einen Preis, eine goldene Narrenkappe wäre vielleicht angemessen. Nachdem die Autorin nochmals versichert, daß der Sinn ihres Buches darin bestehe, gegen den Begriff „NS-Archiv" zu streiten, um „archivisch keine Gemeinsamkeiten zuzulassen" (ebda.), schwingt sie sich abschließend zu der Erkenntnis auf: „Auch und nicht zuletzt an den Archiven ist ein politisches System zu erkennen" (ebda.).

Dem ist wohl zuzustimmen, doch es ist auch etwas zu ergänzen. Einigen wir uns darauf, daß es immer und zu allen Zeiten menschlicher Schriftlichkeit sogenannte „Sonderarchive" gab, die viele Gemeinsamkeiten hatten und haben. Sie werden aus politischer Intention gebildet, führen ihren Auftrag aus, genießen als Archiv Priorität gegenüber den herkömmlichen Archiven, verlieren irgendwann ihren Sinn oder auch ihren Auftraggeber und werden schließlich aufgelöst. Die zahlreichen Extras, die sie sich leisten konnten, treiben dann den Erben den Schweiß auf die Stirn. Das alles trifft für die ehemalige Abteilung IX/11 zu. Nur für die IX/11?

Matthias Wagner

LOTFI, Gabriele: **KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich.** – Stuttgart und München: Deutsche Verlags-Anstalt 2000. 452 S.

Die sogenannten Arbeitserziehungslager (AEL) waren ein Teil im Unterdrückungssystem des deutschen Nationalsozialismus, der bis heute in der breiten Öffentlichkeit weitgehend unbekannt geblieben ist. Während das Schicksal der ausländischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkrieges seit einiger Zeit eine notwendige wissenschaftliche, aber auch publizistische und politische Aufmerksamkeit findet, spielt das teilweise damit verbundene Thema der vorliegenden Untersuchung in der Auseinandersetzung mit dem „Dritten Reich" eine eher nebensächliche Rolle. Das auf einer Dissertation beruhende Buch von Gabriele Lotfi ist auf einer breiten und sicheren Quellenbasis aufgebaut und stellt eine bedeutende Forschungsleistung dar. Die Verfasserin schätzt, daß „mehrere hunderttausend Menschen während des Zweiten Weltkrieges im Deutschen Reich von einer AEL-Haft betroffen waren" (S. 323), wobei zu bedenken ist, daß die Haftzeiten aufgrund bestimmter Bedingungen jeweils relativ kurz waren. Gegen Kriegsende lebten in den über 200 Lagern etwa 40000 Gefangene. Die Aufnahmekapazität eines einzelnen Lagers war wesentlich niedriger als die eines Konzentrationslagers, was zu der verhältnismäßig geringen öffentlichen Wahrnehmung dieser Einrichtungen beigetragen haben könnte.

Lotfi sucht die Ursprünge der gewaltsamen Disziplinierung von Arbeitern in den Unterdrükkungs- und Überwachungsmaßnahmen gegen die Arbeiterbewegung in Deutschland, deren Spuren sich vom Kaiserreich bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts verfolgen ließen. Zu dieser Grundannahme paßt der schlüssige und nachvollziehbare Ansatz der Autorin, die Existenzbedingungen und Strukturen des Systems der Arbeitserziehungslager gleichermaßen in der Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und staatlichen Instanzen sowie im polykratischen Aufbau des NS-Regimes zu suchen.

So übten große Unternehmen bei der Durchführung des Vierjahresplanes im Zuge der Kriegsvorbereitung Druck auf staatliche Stellen aus, um dem in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre vielerorts zu beobachtenden Problem der Arbeitsverweigerung beizukommen. Die Gestapo hatte andererseits ein Interesse daran, ihren Machtbereich durch die Einrichtung eigener Straflager zu vergrößern. So kam es 1939/40 zunächst zur Gründung spezieller Haftlager beim Bau des Westwalls, bevor im Sommer 1940 das erste Arbeitserziehungslager im sauerländischen Hunswinkel bei Lüdenscheid eingerichtet wurde, dessen Häftlinge beim Talsperrenbau eingesetzt waren.

Die Gestapo wies weitgehend eigenmächtig sogenannte „Arbeitsvertragsbrüchige" für jeweils einige Wochen in die AEL ein. Nur selten konnte man von politisch bedingtem Verhalten bei den Betroffenen sprechen. Während es in der Anfangszeit fast ausschließlich deutsche „Arbeitsbummelanten" waren, wie es im damaligen Jargon hieß, änderte sich dies seit der Mitte des Krieges. Seit 1942 wurden die AEL verstärkt zum Repressionsinstrument gegen ausländische Arbeitskräfte, hauptsächlich aus der Sowjetunion und aus Polen. Aber auch Westeuropäer, vor allem Niederländer und Franzosen, wurden in den Lagern der Willkür des Bewachungspersonals und den sich drastisch verschlechternden Lebensverhältnissen ausgesetzt. Seit dieser Zeit wuchsen sowohl die Zahl der AEL als auch deren jeweilige Häftlingszahlen, die mitunter 500 bis 1000 Männer erreichen konnte. In den letzten beiden Kriegsjahren wurden aber verstärkt auch Frauen zu Opfern des Terrors in den Arbeitserziehungslagern. Zahlreiche Menschen starben durch Krankheiten und Hunger oder wurden wegen verschiedener Vergehen hingerichtet. Gegen Kriegsende kamen gezielte Massenexekutionen hinzu.

Gabriele Lotfi hat in beachtlicher Fleißarbeit zahllose Dokumente ausgewertet, um aus ihnen die Organisation, die Arbeits- und Haftbedingungen der Gefangenen, aber auch die Zusammensetzung und Tätigkeit des Lagerpersonals, das sich zu einem großen Teil aus Schutzpolizisten zusammensetzte, zu rekonstruieren. Ihr alltagsgeschichtlicher Ansatz ermöglicht dabei eine Vielzahl detaillierter Beobachtungen, in denen sich der Leser mitunter zu verlieren droht. Die Autorin nimmt dabei zwar das Lagersystem als Ganzes in den Blick, konzentriert sich aber in vielen Teilen des Buches auf den rheinisch-westfälischen Wehrkreis, in dem auch die ersten Arbeitserziehungslager gegründet wurden. Es sieht jedoch so aus, als ob diese Region durchaus exemplarisch für die damalige Wirklichkeit war.

Insgesamt kommt dem vorliegenden Buch durchaus der Rang einer Pionierleistung zu. Es bleibt abzuwarten, ob es als Anstoß dient, das System der Arbeitserziehungslager im nationalsozialistischen Deutschland weiter zu erforschen. Darüber hinaus ist Hans Mommsen zuzustimmen, wenn er in seinem Vorwort darauf hinweist, daß dieses Thema auch im Hinblick auf die juristische und politische Aufarbeitung der NS-Zeit von gewisser Relevanz ist. Diesem Aspekt ist die Autorin Lotfi in ihrer Arbeit nicht weiter nachgegangen. Eine ergänzende Untersuchung in dieser Richtung wäre aber sicherlich von Nutzen.

Dietmar Simon

MEHRINGER, Hartmut: **Widerstand und Emigration. Das NS-Regime und seine Gegner** (= Deutsche Geschichte der neuesten Zeit vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart). – München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997. 345 S.

Der Titel des hier anzuzeigenden Taschenbuchs deutet es schon an: Mehringer unternimmt den Versuch, die Ergebnisse bisheriger (Spezial)-Forschungen – siehe auch den Abschnitt über „Forschungsstand, Quellen und Literatur" – über Widerstand, Emigration und NS-Regime miteinander zu einem Geflecht der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 zusammenzufügen, das nicht mehr auseinandergerissen werden kann, so viele Einzelstudien auch noch entstehen mögen und sollten, um Desiderata aufzuarbeiten. Daß hiermit der seit ungefähr zwei Jahrzehnten immer mal wieder geäußerten Forderung nach Integrierung der Widerstands- und Exilforschung in die „allgemeine" deutsche Geschichte über den

Rahmen ihrer partiellen Einlösung in Studien, die mehr oder weniger auf *ein* Thema oder *eine* soziale oder politische Gruppe fokussieren, auf breiter Ebene entsprochen wird, ist das erste Verdienst des Autors dieser Arbeit.[1] Das zweite ist, daß diese Übersicht in einer auch für die kleinen Geldbeutel erschwinglichen Ausgabe herausgebracht worden ist, so daß weiter Verbreitung insbesondere für Erziehungs- und Bildungszwecke auf allen Stufen der dazu berufenen öffentlichen und privaten Einrichtungen nur Unwilligkeit, sich mit dem Thema zu beschäftigen, entgegenstehen kann.

Die Erfahrung lehrt, daß neben individueller und milieubedingter Disposition früh erworbene Kenntnisse und kritische Auseinandersetzungen mit ihnen gesellschaftspolitische Haltungen im weiteren Leben prägen. Daß die Sozialisation den Erwartungen, die vom Elternhaus ausgehen oder an dieses geknüpft werden, oft entgegengesetzt ist, expliziert der Autor einleitend am Beispiel der 1906 geborenen Herbert Wehner und Waldemar von Knoeringen, mit Decknamen „Kurt" bzw. „Michel" („Zwei Lebensläufe in Widerstand und Exil"). Mit der Nachzeichnung beider Lebenswege, die in der SPD nach 1945 politisch, wenn auch nicht menschlich zusammenkamen, wird zugleich die Geschichte der Konflikte zwischen dieser Partei einschließlich ihrer schwankenden Toleranzbreite und der KPD von „Nachkrieg" zu „Nachkrieg" kurz abgehandelt. Daß Mehringers persönliche und politische Sympathien bei der Sozialdemokratie liegen, wird schon hier deutlich. Im ganzen jedoch ist dem Autor eine sachliche Bewertung der Fakten wie der herangezogenen Literatur zu attestieren.

Die vorwiegend der Sozialgeschichte verpflichtete Darstellung ist in drei unterschiedlich lange Teile chronologisch (1930–1936, 1936–1941, 1941 bis 1945), innerhalb dieser nach ideologisch strukturierten Organisationen und/oder nach soziologischen Kriterien gegliedert. Auch kleinste Widerstandszirkel, wie z. B. unter den „alten Eliten" der „Robinsohn-Strassmann-Kreis", der anscheinend als einziger aus dem politischen Liberalismus der Weimarer Zeit hervorging, werden beleuchtet. Die Widersprüche innerhalb der Organisationen und Institutionen und die Motivationen zum Handeln oder – wie bei den christlichen Kirchen durchweg auch und gerade in der Frage der Behandlung der Juden – zum Nichthandeln werden im historischen Kontext ausgemessen. Diese Methode, unterstützt von einer Zeittafel (S. 312–330), befördert Einsicht, die gedankenloses Gedenken oder Tabuisierung um der Konfliktbeherrschung willen zu durchbrechen imstande sein kann. Man braucht nicht mit allen Postulaten einverstanden zu sein – so erscheint mir z. B. das vom „Arbeiterwiderstand" (S. 10) der ersten Stunde der NS-Herrschaft reichlich unnuanciert –, im Gegenteil; denn anders wäre die hinter diesem Unternehmen zu spürende pädagogische Absicht, die allein in kritischer Aneignung bestehen und so gerechte Würdigung zuwege bringen kann, verfehlt.

1 *In der Auflistung der Forschungsergebnisse über die NS-Periode ist vorangegangen: Michael Ruck, Bibliographie zum Nationalsozialismus, Köln 1995.*

Ursula Langkau-Alex

BRINSON, Charmian: **The Strange Case of Dora Fabian and Mathilde Wurm. A Study of German Political Exiles in London During the 1930's** (= Publications of the Institute of Germanic Studies [University of London School of Advanced Study], Vol. 67). – Bern: Verlag Peter Lang 1997. 418 S.

Ein *Who-dun-it* besonderer Art liegt hier vor. Am 4. April 1935 wurden in einer Wohnung in London die Leichen zweier Frauen gefunden, gestorben an einer Überdosis Veronal, höchstwahrscheinlich in der Nacht vom 31. März zum 1. April. Es handelte sich um zwei Emigrantinnen, die 61jährige ledige Mathilde Wurm, Sozialarbeiterin und SPD-Reichstagsabgeordnete bis zu ihrer Flucht 1933, und die fast 34jährige geschiedene Dora Fabian, promovierte Wirtschaftswissenschaftlerin und Mitglied der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands. Der unnatürliche (gewaltsame?) Tod der beiden löste einen bis dahin ungekannten Wirbel aus: innerhalb des deutschen Exils, in Asylländern, England voran natürlich, und selbst im NS-Reich. Er beflügelt auch heute noch die Wißbegier. War er – indirekt oder gezwungenermaßen – das Werk der Gestapo oder eines anderen Geheimdienstes oder die Folge einer freiwilligen Entscheidung? Und wenn es Selbstmord war, wer stiftete wen an? Und warum – wenn überhaupt – ließ sich die andere mitreißen? War es vielleicht Mord und Selbstmord? Und wo waren die Motive oder: war *das* Motiv? „Love, money, espionage" – so steht es, vielleicht in anderer Reihenfolge, an einer Stelle – schwirrten bei Zeitgenossen damals wie später in der Erinnerung (wenn sie sich noch einmal zu äußern bereit

waren), bei Journalisten und Forschern durcheinander und wurden unterschiedlich gewichtet. Selbst bei Annahme von zwei Selbstmorden gingen und gehen die Motivunterstellungen weit auseinander. Die Autorin läßt die divergierenden Versionen in einem „Postscript" Revue passieren, verwirft einige Thesen und muß zum Schluß doch bekennen, daß alle Fragen offen sind: "Sixty years on, the Fabian-Wurm case still constitutes a problem to which no easy solution presents itself" (S. 376).

Davor liegen 364 Seiten (gezählt von der „Introduction" an), auf denen akribische Spurensicherung betrieben wird, gestützt auf eine Fülle von Archivalien in mehr als dreißig öffentlichen Institutionen und in Privathand, auf zahlreiche mündliche und schriftliche Befragungen und auf die Auswertung der einschlägigen Presse in Großbritannien, Deutschland (hier auch vor 1933), der Tschechoslowakei, Frankreich, der Schweiz, des deutschen Exils und anderer Provenienz; auf weiteren 16 Seiten sind Bücher und Broschüren aufgelistet. Ein Anhang mit biographischen Daten der wichtigsten Zeitzeugen ist ebenso vorhanden wie ein Personenregister.

In acht Kapiteln wird systematisch der ganze Fall in allen seinen Dimensionen aufgerollt, angefangen beim „Hintergrund" („The background") des deutschen Exils im allgemeinen, des in England im besonderen, einschließlich der wichtigsten politischen Gruppierungen, ihrer Überwachung speziell auch von seiten des NS-Staates mit Hilfe u. a. des obskuren Emigranten Hans Wesemann, der nur knapp drei Wochen vor dem Tod der beiden Frauen den Pazifisten und Journalisten Berthold Jacob im Auftrag der Gestapo aus Basel entführte und – Koinzidenz? – dessen Aktivitäten in England mit Unterstützung von Dora Fabian durch einen Bevollmächtigten der Schweizer Polizeibehörde just in den letzten Tagen des März nachgegangen wurde. Daß Dora Fabian – auf sie, die schon früh, aber vergeblich vor Wesemann gewarnt hatte, spitzt sich übrigens die ganze Abhandlung zu – durch ihre damaligen Aussagen zur Erkenntnis der Spitzeltätigkeiten des Mannes im Basler Prozeß im Mai 1936 mit beitrug, mag man als posthumen Triumph bezeichnen. Brinson hat „Dora Fabian's testimony" ans Ende der Untersuchung gesetzt.

Der Nachzeichnung der Biographien von Mathilde Wurm und Dora Fabian in den Kapiteln 2 und 3 folgt als viertes Kapitel die Beschreibung der Ereignisse von der letzten Woche ihres Lebens bis zu ihrer Beerdigung, die in einigen aussagekräftigen Zitaten von Teilnehmern sowohl hinsichtlich der einfachen Zeremonie wie individueller Stimmungen wiedererlebt werden kann. Das Ausmaß von Bestürzung, Mißtrauen, Verdächtigungen, (Schüren von) Ängsten und, auf seiten des NS-Regimes, von Ausbeutung zu Zwecken hämischer und giftiger Propaganda gegen die „Emigranten", die „Juden", die „Marxisten" wird in Kapitel 5 anhand der veröffentlichten Meinung, also der Presse, und in Kapitel 6 mit der Wiedergabe individueller wie kollektiver und offizieller Stellungnahmen dargestellt. Wird schon in Kapitel 4 deutlich, daß sowohl die polizeiliche als auch die gerichtliche Untersuchung unter dem Bemühen offizieller britischer Instanzen litten, die Todesfälle auf der persönlichen Ebene der beiden Opfer angesiedelt zu wissen und daher politische Implikationen herunterspielen bzw. negieren zu lassen, so zeigen die in Kapitel 7 behandelten diversen Recherchen, die aus Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit von privater, semioffizieller und parteipolitischer Seite bis hinein in die Sozialistische Arbeiter-Internationale aufgenommen worden sind, daß man auch hier bei aller Betroffenheit durchweg, sei es aus politisch-taktischen Erwägungen, sei es aus persönlicher Verstrickung, nicht daran interessiert war, die wahrscheinlich komplexen wahren Hintergründe und Motive restlos zu offenbaren, geschweige denn an die große Glocke zu hängen. Im achten Kapitel werden sowohl die „Nachbeben" und die Auswirkungen der Geschehnisse vom Frühjahr 1935 – so unter den Emigranten oder im Hinblick auf die Stimmung auf verschiedenen Ebenen in England gegenüber Emigranten wie gegenüber dem „Dritten Reich" und die Folgen für die Gewährung von Asyl – als auch z. B. die „Rolle der Deutschen Botschaft" belichtet.

Charmian Brinson ist eine klare, gut lesbare und spannende Darstellung der komplizierten Materie gelungen, in der eines am Ende über die Zeit von damals hinaus mahnend in unsere Gegenwart hineinragt: das Leid, die Unwägbarkeiten und die Unerbittlichkeiten, die eine wegen (im weiten Sinne) politischer Verfolgung unternommene Emigration in sich trägt.

Ursula Langkau-Alex

VON OERTZEN, Christine: **Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948 bis 1969** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 132). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999. 411 S.

Das Modell von „Ernährer" und „Hausfrau bzw. Zuverdienerin", das Männer auf dem Arbeitsmarkt privilegiert und Frauen mit dem Verweis auf ihre Familienpflichten schlechterstellt, ist die konkrete Form, in der die strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in modernen Gesellschaften hergestellt und reproduziert wird. Im Rahmen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wird Frauen die Haus- und Familienarbeit zugewiesen, während die Erwerbsarbeit als männliches Vorrecht und konsequent die männliche Erwerbsarbeit als die „normale" Erwerbsarbeit gilt. Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit mit Haus- und Familienarbeit stellt sich somit als ein Problem allein von Frauen dar; jedenfalls wird es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts so diskutiert. Seitdem konstruieren Sonder- und Schutzgesetze für erwerbstätige Frauen die gesellschaftliche Wahrnehmung verheirateter Frauen als Schutzbedürftiger. Diese von der historischen Geschlechterforschung in den vergangenen Jahren vorgelegten Ergebnisse überprüft die Verfasserin am Beispiel der Teilzeitarbeit, einer spezifischen Arbeitsform für verheiratete Frauen und Mütter.

Die Einführung der Teilzeitarbeit in der Bundesrepublik Anfang der sechziger Jahre signalisiert eine neue Ebene der gesellschaftlichen Verständigung darüber, „aus welchen Gründen, ob, wie viel und wann verheiratete Frauen und Mütter lohnabhängig erwerbstätig sein sollten, waren und sein wollten" (S. 19). Teilzeitarbeit, verstanden als „freiwillig zeitverkürzte, vertraglich abgesicherte und unbefristete Tätigkeit von 24 bis 35 Wochenstunden" (S. 19), gewann in der Bundesrepublik eine große Attraktivität für erstaunlich viele Akteure: Arbeitsministerien und Arbeitsverwaltungen, Wohlfahrts-, Arbeitgeber- und Frauenverbände, Gewerkschaften, Parteien und Kirchen beteiligten sich seit Beginn der fünfziger Jahre an der öffentlichen Debatte über die Einführung der neuen Erwerbsform. Die rechtliche Institutionalisierung der Teilzeitarbeit, die zu Veränderungen in den Bereichen des Arbeits-, Sozialversicherungs-, Tarifvertrags- und Steuerrechts führte, untersucht die Autorin insbesondere darauf, warum und wann Teilzeitarbeit jeweils aufgenommen wurde und wer die rechtliche Regelung durchsetzte, wer sie behinderte. Im Zentrum dieser Auseinandersetzungen stand die Loslösung teilzeitarbeitender Frauen vom Status ihrer Ehemänner, also die Anwendung des Individualprinzips der Sozialversicherung und Steuergesetzgebung auch auf Ehefrauen. Als Kompromiß setzte sich durch, teilzeitarbeitende Ehefrauen als reguläre Arbeitnehmerinnen anzuerkennen, ihren Lohn jedoch als Zuverdienst zum „Haupternährereinkommen" zu klassifizieren. Damit blieb der Zwitterstatus von teilzeiterwerbstätigen Frauen erhalten, sie selbst nicht über die eigene Erwerbsarbeit, sondern weiterhin über das Familienprinzip in das staatliche Sicherungs- und Versorgungssystem integriert.

Daß sich Teilzeitarbeit in den sechziger Jahren zur Normalität entwickelte, demonstriert die Statistik: von Oktober 1960 bis April 1971 stieg die Zahl „teilzeitbeschäftigter Frauen in abhängiger Beschäftigung von 499 000 auf 1 466 000" (S. 232). Die strukturellen Zwänge eines Arbeitskräftemangels auf dem weiblichen Arbeitsmarkt wußten Frauen für sich zu nutzen, indem sie etwa das Modell einer Jahresteilzeitarbeit erfanden und sich in erwerbslosen Zeiten Arbeitslosengeld holten, um so zumindest vorübergehend bezahlte Hausarbeit zu leisten, wie von Oertzen schildert. Auch die zeitlichen Bedingungen und das Lohnniveau von Teilzeitarbeit wurden mehr und mehr zur Verhandlungssache der erwerbsuchenden Ehefrauen und Mütter, wie sich insbesondere am Beispiel der Offenbacher Lederindustrie erkennen läßt, die schon Mitte der fünfziger Jahre dringend Facharbeiterinnen suchte und sich deshalb zur Erprobung von Pioniermodellen bereit fand (S. 251–259). Die Vereinbarkeit der Arbeitszeiten mit den Familienzeiten gewann an Bedeutung, die betriebliche Arbeitsorganisation hatte sich den Zeitkonzepten der teilzeiterwerbstätigen Frauen zu beugen. So sahen sich auch die Blaupunkt-Werke in Salzgitter Anfang der sechziger Jahre gezwungen, den Schichtbetrieb in Teilzeitarbeit zu organisieren (S. 277–283). Im Büro ging die Einführung von Teilzeitarbeit mit der raschen Technisierung der Arbeitsabläufe seit Beginn der fünfziger Jahre einher. Im Gegensatz zur Industrie bereitete die Umorganisierung des Arbeitszeitgefüges hier keine großen Probleme. Die Frauen schließlich, auch sie Akteurinnen im Prozeß der Einführung von Teilzeitarbeit, waren offenkundig längst nicht so familienorientiert, wie dies noch immer in der sozialwissenschaftlichen und historischen Forschung behauptet wird. Die interviewten Teilzeitarbeiterinnen bekennen ganz

offen, Motiv ihrer Erwerbsarbeit seien der Spaß an der Arbeit, der persönliche Ehrgeiz, die Bestätigung am Arbeitsplatz, das Bedürfnis nach einer eigenen Altersabsicherung und schließlich ihre „Geldgier" gewesen.

Christine von Oertzens Studie über die Einführung von Teilzeitarbeit in Westdeutschland ist zeitgleich und in enger Zusammenarbeit mit einer Untersuchung der Teilzeitarbeit in Ostdeutschland entstanden, die von Almut Rietzschel erarbeitet wurde, leider jedoch noch nicht publiziert ist. In ihrem abschließenden Kapitel wendet sich von Oertzen dem Vergleich west- und ostdeutscher Gegebenheiten bei der Einführung der Teilzeitarbeit zu und präsentiert höchst interessante Ergebnisse. Zuallererst ist festzuhalten, daß die Parallelen im Prozeß der Einführung von Teilzeitarbeit die Unterschiede bei weitem übertreffen. Eine relative Übereinstimmung herrscht in den Phasen, in denen Teilzeitarbeit als ein Problem wahrgenommen und diskutiert wurde. In der unmittelbaren Nachkriegszeit half Teilzeitarbeit, den Arbeitskräftemangel zu bekämpfen und bedürftige Kriegswitwen und Flüchtlingsfrauen zu versorgen. In beiden Staaten setzte die Diskussion von Teilzeitarbeit in den fünfziger Jahren ein und begann die Einführung dieses Arbeitszeitmodells Ende der fünfziger Jahre. Auf beiden Seiten der Grenze drängte ein erheblicher Arbeitskräftemangel auf Abhilfe und bezogen sich die Debatten über Teilzeitarbeit fast ausschließlich auf Frauen. In Ost- wie in Westdeutschland wurde über das Recht von verheirateten Frauen und Müttern auf Erwerbstätigkeit und somit über grundsätzliche Fragen der Geschlechterpolitik verhandelt. Unterschiede lassen sich vor allem ausmachen, wenn man die Ausweitung und Akzeptanz von Teilzeitarbeit in den Blick nimmt. Während in der DDR ein moralischer Anspruch der Frauen auf Teilzeitarbeit von ihrem Recht auf Arbeit abgeleitet und im Arbeitsgesetzbuch verankert wurde, fehlt eine arbeitsrechtliche Gleichstellung von Teil- und Vollzeitbeschäftigten in der Bundesrepublik ganz. Ein Vergleich der Ausweitung von Teilzeitarbeit verdeutlicht die jeweiligen gesellschaftlichen Normen und Steuerungsversuche und leuchtet die Handlungsspielräume der Beteiligten aus. Während im Westen zuvor nicht erwerbstätige Hausfrauen in Teilzeit arbeiten gingen, nutzten im Osten zuvor vollerwerbstätige Frauen die Chance der Teilzeitarbeit, um ihren Pflichten in der Hausarbeit und Kinderbetreuung nachzukommen. Die Einführung der Teilzeitarbeit am Ende der fünfziger Jahre erweist sich, so beschließt die Verfasserin ihre Analyse, „als zentrale Zäsur einer gesellschaftlichen Umbruchphase in ganz Deutschland".

Christiane Eifert

BENSER, Günter: **DDR – gedenkt ihrer mit Nachsicht.** – Berlin: Karl Dietz Verlag 2000. 479 S.

Der sprachlich verkorkste Titel des Buches läßt Schlimmes ahnen. Er verfälscht dreist den Wortlaut und – was schwerer wiegt – den Sinn einer Gedichtzeile von Bertolt Brecht. In Brechts Gedicht „An die Nachgeborenen" heißt es: „Auch der Haß gegen die Niedrigkeit / Verzerrt die Züge. / Auch der Zorn über das Unrecht / Macht die Stimme heiser. Ach, wir / Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit / Konnten selber nicht freundlich sein. / Ihr aber, wenn es soweit sein wird / Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist / Gedenkt unsrer / Mit Nachsicht." Vierzig Jahre lang haben sich die Falschen auf diese so wunderschön dialektischen Worte von Brecht berufen. Das Zitat mußte immer wieder als Begründung für dogmatische Härte und ideologische Unduldsamkeit herhalten. Brecht aber schrieb diese Zeilen auf der Flucht vor den Nazis, „[...] öfter als die Schuhe die Länder / wechselnd", nicht aus der sicheren Position des herrschenden Parteiapparates. Sie sind an die Nachgeborenen gerichtet, die in Utopia angekommen, die sich mit Nachsicht an jene erinnern sollen, die den Weg dorthin bereitet hatten. Wenn die abgehalfterten Beweihräucherer des SED-Systems in diese Rolle schlüpfen wollen, ist dies gelinde gesagt eine Anmaßung.

Wichtiger noch ist die Frage: Wofür bittet der Autor eigentlich um Nachsicht, wenn er sich doch auch heute noch mit den ideologischen Grundsätzen des DDR-Systems identifiziert? Und vor allem, *wen* bittet er um Nachsicht? „Ich weiß", schreibt er, „daß mir von den neuen Geschichtspäpsten meine Betrachtungsweise als Fortschreiben der verflossenen DDR-Historiographie oder als ‚halbherziger Revisionismus' angerechnet werden wird" (S. 12). Der hier verwendete Plural zeigt die Abwegigkeit der Metapher. Papst ist seit dem Ende des großen Schismas im 15. Jahrhundert immer nur einer. Und wer sollte das in der BRD-Historiographie wohl sein? Doch offenbar kann sich der im SED-Apparat groß gewordene Autor die Wissenschaft nicht anders vorstellen als

dogmatisch und hierarchisch organisiert. Er registriert in der Geschichtsschreibung der BRD eine „politisch gesteuerte Beeinflussung, aber auch Abwehrhaltungen gegen neuverordnete Sichten auf unsere Geschichte" (S. 9). Pluralismus ist ihm offenbar immer noch ein bürgerlicher Schwindel, den es zu entlarven gilt.

Er beklagt sogar, daß sein Buch nicht 1999 anläßlich des fünfzigsten Jahrestages der doppelten Staatsgründung erscheinen konnte. Dies geschah der „[...] deutschen Verhältnisse wegen – also wegen fehlenden Geldes beziehungsweise wegen der Konzentration des Geldes in den falschen Händen". Im nächsten Jahr war das Geld offenbar in den richtigen Händen, nämlich in denjenigen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, die das Buch durch einen Druckkostenzuschuß förderte. Aber auch die opulente Ausstattung der PDS-nahen Stiftung durch Steuergelder erhöht die Sympathie des Autors für das BRD-System sicherlich nicht.

Die Mischung aus Anmaßung und Selbstmitleid begleitet den Leser über fast fünfhundert Seiten. „Es war mein Bestreben, ein Buch vorzulegen, in dem sich die Gesamtgeschichte der DDR mit allen wesentlichen Stationen ihres Weges in den sich daraus ableitenden Proportionen widerspiegelt" (S. 11). Die zweite Hälfte des Satzes bleibt auch nach mehrmaligem Lesen kryptisch. Doch der Anspruch ist klar formuliert. Der Autor mischt diese „Gesamtgeschichte" mit kursiv gedruckten persönlichen Erinnerungen und Erörterungen.

Der 1931 geborene Benser schildert seinen Weg aus dem einfachen Milieu einer sächsischen Kleinstadt über die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät und die Leipziger Universität zum Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut, dem späteren Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED. In der Ideologiezentrale der Partei war er bis 1989 Stellvertretender Leiter der Abteilung Geschichte der SED und in der Schlußphase der Instituts bis zu dessen Auflösung im Jahre 1992 dessen letzter Direktor. Die „Gesamtgeschichte der DDR" enthält nicht eine einzige neue Information oder einen irgendwie scharfsinnigen oder gar gut formulierten Gedanken. Interessant ist lediglich die Art der Darstellung. Sie erinnert an eine alte Geschichte: Die Magd hat einen Krug zerschlagen und behauptet, zur Rede gestellt: Erstens weiß sie nichts von einem zerschlagenen Krug; zweitens war sie nicht im Haus, als der Krug entzweibrach; drittens hatte der Krug schon einen Sprung; viertens hat sie mit eigenen Augen gesehen, wie ihn der Kater vom Regal geworfen; und fünftens ist es eben normal, daß so ein Krug auch mal kaputtgeht.

Ähnlich lesen sich sowohl die „Gesamtgeschichte" als auch die persönlichen Erinnerungen. Erstens werden weite Felder der DDR-Realität wie das segensreiche Wirken der Staatssicherheit, die Verfolgung von Andersdenkenden und die Schüsse an der Mauer weitgehend ausgeblendet. Zweitens distanziert er sich ständig von den Verletzungen der Menschenrechte, den repressiven Strukturen des Systems, die in seiner Darstellung faktisch kaum vorkommen. Drittens war seiner Ansicht nach alles gar nicht so schlimm und wird heute maßlos übertrieben. Viertens war der Westen auch nicht viel besser. Und fünftens folgen ständig nörglerische Seitenhiebe auf die gegenwärtigen Verhältnisse.

Nach diesem Muster dreht er sich ständig im Kreise. So räumt er ein, daß er beim Begriff SED-Diktatur Beschämung empfindet, weil er sich „schlimmer Verstöße gegen Demokratie und Menschenrechte in der DDR" bewußt ist (S. 138). Gleichzeitig kritisiert er die mit dem Begriff verbundene „Pauschalverurteilung" der DDR. Dennoch räumt er ein: „Das politische System der DDR war eine Diktatur, und die SED war ihr Rückgrat" (ebd.). Er erinnert ehrlicherweise daran, was heute häufig unterschlagen wird, daß sich die Herrschenden selbst rühmten, eine Diktatur des Proletariats errichtet zu haben. Dann folgt in der Argumention eine Kehrtwendung, und der Autor philosophiert ausschweifend darüber, daß „sich die Grenzen zwischen Demokratie und Diktatur als fließend erweisen" können (S. 139). „Zum Erkenntnisgewinn einer dialektischen Betrachtungsweise historischer Erscheinungen gehört, Demokratie und Diktatur nicht simplifizierend als absolute Gegenpole zu sehen, sie nicht banal gegenüberzustellen. Auch in der vollkommensten Demokratie nötigt eine Menschengruppe einer anderen Menschengruppe ihren politischen Willen auf" (S. 138). Die exkulpierende Funktion solcher verschwommenen Allerweltstheorien ist nur allzu deutlich. Wenn es in allen Sozialsystemen Macht und Unterwerfung gibt, so ist dem einzelnen moralisch nichts vorzuwerfen. Auf das lapidar formulierte Eingeständnis von Schuld und Versagen folgt stets dessen wortreiche Relativierung und das Zeigen auf andere.

In diesem Takt durcheilt der Autor die DDR-Geschichte und seine Biographie. Den Volksaufstand vom 17. Juni 1953 nennt Benser in der Kapitelüberschrift „Junirebellion". Er schildert kurz die bekannten Ereignisse und fügt persönliche

Erinnerungen aus Leipzig an. Dann kommt er zur Behandlung oder, besser gesagt, Nichtbehandlung dieser traumatischen Ereignisse in der DDR-Historiographie. Dies war sein engster Zuständigkeitsbereich, und hier hatte das Institut für Marxismus-Leninismus eine Leitfunktion für alle anderen geschichtswissenschaftlichen Institutionen. Jeder zu veröffentlichende Text wurde vorgelegt und gründlich zensiert. „Als Historiker habe ich später lange Zeit eigenes Erleben verdrängt und die offiziellen Lesarten über die Juniereignisse kolportiert" (S. 162). Er erwähnt auch, daß ein von ihm mitverantwortetes Gutachten 1974 zum Verbot des Romans „Der Tag X" von Stefan Heym geführt hat. Dann kommt wieder die rasante Volte in der Argumentation. Benser richtet die sozialistische Grundtendenz des Romans, der später im Westen unter dem Titel „Fünf Tage im Juni" erschienen ist, gegen den Roman, so daß plötzlich das Verbot des Buches irgendwie entschuldbar wirkt. Er räumt ein, in diesen Auseinandersetzungen auf der falschen Seite gestanden zu haben. Und verwässert dieses Eingeständnis im nächsten Satz durch die gloriose geschichtsphilosophische Erkenntnis: „Hat es die uneingeschränkt richtige Seite tatsächlich gegeben?" (S. 164)

An dieser Stelle wäre es angebracht zu fragen, wie ein Wissenschaftler rund vierzig Jahre an maßgeblicher Stelle einer Diktatur dienen kann, deren Verstöße gegen Menschenrecht und Demokratie er selbst als beschämend bezeichnet. Waren es die kleinen verführerischen Privilegien für die emsigen Stiefellecker des Systems? Das bestreitet der Verfasser energisch und betont immer wieder seinen bescheidenen Lebensstil. Waren es Untertanengeist und opportunistische Anpassung? Das paßt schlecht ins Bild des trotz allem aufrechten Gelehrten. War es einfach Dummheit oder mangelnde Informiertheit? Das wäre für einen Professor schwer zuzugeben, zumal die Mitarbeiter von Parteiinstituten zu dem winzigen Kreis von Bevorzugten gehörten, die westliche Bücher und Zeitschriften lesen konnten. War es ideologische Verblendung? Das ergibt sich wenigstens aus den kursiven Passagen nicht. Benser versucht ständig, seine heutige distanzierte Haltung in die Geschichte zurückzudatieren.

Als Benser und seinesgleichen noch auf dem hohen Roß der „Sieger der Geschichte" saßen und die Mitwelt über die lichtvolle Zukunft des Kommunismus belehrten, hat man sich oft verzweifelt gefragt: Glauben die das wirklich, was sie uns da erzählen? Wolf Biermann richtet in einem Lied diese Frage an einen imaginären SED-Funktionär: „Was hast Du im Schädel? Dreck oder Stroh? Bist du so dumm oder tust Du nur so?" Die Lektüre des Buches bringt den Leser nicht weiter. Und so muß er sich vorläufig mit Biermanns Antwort zufrieden geben: „Du bist so dumm und tust auch noch so." Nachsicht wäre das letzte, worauf diese Leute Anspruch haben.

Stefan Wolle

Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Hrsg. von Thomas LINDENBERGER (= Zeithistorische Studien, Bd. 12, und: Herrschaftsstrukturen und Erfahrungsdimensionen der DDR-Geschichte, Bd. 1). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 1999. 370 S.

Die Gesellschaftsgeschichte der DDR scheint allmählich in der historischen DDR-Forschung zu dominieren. Politikhistorische Ansätze gelten mittlerweile geradezu als anrüchig. Wer in der ehrenwerten Historikerrunde gelehrter Damen und Herren bestehen will, muß schon darauf bestehen, sozialgeschichtlich, kulturgeschichtlich, mentalitätsgeschichtlich, alltagsgeschichtlich oder sonstwie geschichtlich zu arbeiten, nur eben nicht politik- oder gar ideologiegeschichtlich. Es geht nicht mehr wie noch vor wenigen Jahren um die Geschichte der Diktatur, nun geht es um die „Grenzen der Diktatur", um „Eigen-Sinn", um die „durchherrschte Gesellschaft" oder auch um die „Diktatur der Grenzen", wie Thomas Lindenberger seinen einleitenden Beitrag überschrieben hat.

Die Suche nach dem richtigen Zugang zur DDR-Geschichte mutet beinahe komisch an, ginge es nicht um einen weitgehend ernsten Gegenstand. Mitte der 1990er Jahre haben etwa Gerhard A. Ritter oder Jürgen Kocka mit Blick auf die westdeutsche Sozialgeschichtsschreibung festgestellt, daß im Falle der DDR ganz offenbar ein wichtiges Axiom der Sozialgeschichtsschreibung keine Geltung mehr beanspruchen könne. Ging man bisher bei der Analyse von Industriegesellschaften westlichen Typs davon aus, daß soziale Prozesse politische bewirkten, so müsse für die DDR festgehalten werden, daß es hier ganz offenbar umgekehrt war: politische Entwicklungen bewirkten soziale Wandlungen. Diese kaum von der Hand zu weisende Erkenntnis birgt eine methodische und erkenntnistheoretische Konsequenz, die

bei der Erforschung der DDR-Gesellschaft oft übersehen wird: So wünschenswert und notwendig die Beschäftigung mit der DDR-Gesellschaft, mit dem Alltag, der Kultur und der Mentalität auch ist, eine solche sozial- und kulturhistorische Auseinandersetzung muß stets den politischen Rahmen, den Diktaturrahmen, innerhalb dessen sich die Gesellschaft formierte, entwickelte und bewegte, berücksichtigen. Sehr wohl kann eine politische Geschichte der DDR geschrieben werden, ohne daß explizit sozial- oder kulturgeschichtliche Methoden angewandt werden. Über den zu erwartenden Ertrag freilich ließe sich produktiv streiten. Keineswegs aber läßt sich eine Gesellschaftsgeschichte der DDR sinnvoll schreiben, ohne daß die Politikgeschichte, ohne daß politikhistorische Methoden verwendet werden. Würden diese ausgeblendet, käme auch kein produktiver Streit zustande – höchstens unter Liebhabern von Science-fiction oder mythischer Literatur.

Der von Thomas Lindenberger herausgegebene Band, der auf mehrjährige Forschungen am Potsdamer Forschungszentrum zurückgeht, bewegt sich im Spannungsfeld von Politik- und Gesellschaftsgeschichte. Schon im Titel schwingt die erkenntnisleitende Frage mit: Inwiefern behauptete sich gesellschaftlicher „Eigen-Sinn" trotz diktatorischer Herrschaft?

Die methodische Motivation des Herausgebers erscheint zunächst etwas antiquiert, wenn er Gegensätze wie „Ossis und Wessis" oder „Zur-Geschichte-Machen der DDR" und „Sieger-der-Geschichte-Perspektive" aufmacht (S. 15), um zu erläutern, warum die Alltagsperspektive, die Gesellschaftsgeschichte der DDR notwendig ist. Auch sein Urteil, die Abwertung der DDR-Geschichte „als Machwerk totalitärer Unterdrücker" (S. 14) würde die Biographien der Menschen „mit wenigen Federstrichen" (ebd.) entwerten, ist zwar ein oft gehörtes und gebetsmühlenartig wiederholtes, gleichwohl jedoch ein Scheinargument. Einer solchen „Abwertung" eröffnete sich viel eher die Möglichkeit, daß die Gesellschaft urplötzlich nur noch aus Aufrechten und Widerständigen bestände, weil natürlich nur ganz wenige zu den „totalitären Unterdrückern" zu zählen wären. Tatsächlich sagt die historische Qualifizierung des Systems in der DDR zunächst überhaupt nichts über die individuellen, aber auch kollektiven Lebensleistungen seiner einstigen Staatsbewohner aus.

Doch diese vorwissenschaftlichen Erwägungen Lindenbergers kennzeichnen keineswegs die Qualität des vorliegenden Bandes. Der Herausgeber selbst stellt das Konzept des Bandes vor und betont dabei erstens, daß „unumstritten" die politische Herrschaft „Ausgangspunkt auch einer Gesellschaftsgeschichte der DDR" zu sein habe (S. 19) und daß es zweitens auf eine „Dezentrierung der Betrachtungsweise" ankomme (S. 17). Exemplarisch stünden dabei folgende Fragestellungen im Mittelpunkt der Studien: „Wie eigneten sich die in der DDR lebenden Menschen die von der SED oktroyierten Herrschaftsverhältnisse an? Wie deuteten sie sie? Wie konnten sie sich ihnen gegenüber verhalten? Nicht die Geschichte ‚der' DDR, sondern der in der DDR lebenden Menschen soll in den Mittelpunkt gerückt werden" (S. 18). Lindenberger will vor allem danach fragen, so befremdlich sich dies auch anhören mag, welchen Sinn es hatte, in der DDR zu leben, welchen Sinn die Menschen dem Leben in der DDR beimaßen bzw. ihm zu geben suchten (ebd.). Die Historiker sind endlich offenbar wieder dort angekommen, wo Thomas Nipperdey sie zuletzt im ausgehenden 19. Jahrhundert verortete. Im deutschen Kaiserreich „hatten die Historiker", wie Nipperdey schrieb, „einen besonderen Einfluß auf die Zeit- und Lebensinterpretation, sie waren Identitätspräsentierer, Erklärer, Sinndeuter und Zukunftsformer".[1]

Insgesamt also sind die Ansprüche, die Lindenberger an sich und seine Mitstreiter stellt, sehr hoch. In drei Teilen (1. Betriebe und Arbeit; 2. Ländliche Gesellschaft in den fünfziger Jahren; 3. Der Bürger und sein Staat) werden zumeist Mikrostudien vorgestellt, in denen Teilbereiche der DDR-Gesellschaft nach Spurenelementen von „Eigen-Sinn", traditioneller Beharrungskraft und zwangloser Angepaßtheit durchsucht werden. Es geht etwa um Frauenerwerbstätigkeit in der Ostprignitz 1968 bis 1989 (Leonore Ansorg), um die „sozialistischen Brigaden" und die Syndikalismusaffäre 1959 bis 1962 (Thomas Reichel), um bäuerlichen „Eigen-Sinn" in der Niederlausitz (Dagmar Langenhan), um die Mitwirkung der örtlichen Volkspolizei bei der Kollektivierung der Landwirtschaft (Thomas Lindenberger), um Fischwarenkonsum (Burghard Ciesla) und den berühmten Goldbroiler (Patrice Poutrus), um die Rolle der Satire in der DDR (Sylvia Klötzer) oder um den Bedeutungsverlust des Rechts (Inga Markovits). All diesen Beiträgen ist gemeinsam, daß sie interessante Sachverhalte darstellen, viele neue Kenntnisse vermitteln und so eine Vielzahl von bunten Facetten zu einer zu schreibenden DDR-Gesellschaftsgeschichte beisteuern.

Allerdings eint die Beiträge noch ein weiteres Merkmal: Sie belegen durchgängig, daß es keine

vom Staat unabhängige offizielle Sphäre in der DDR gab. Der so gern propagierte „Eigen-Sinn", den es natürlich fraglos gab, stieß stets auf die Grenzen der Diktatur und wurde oft genug in den verordneten „Kollektiv-Sinn" umgelenkt – zumindest offiziell und nach außen hin. Sowohl das Beispiel der Arbeitsbrigaden in den Betrieben (Reichel) als auch das der Kollektivierung der Landwirtschaft in der Niederlausitz (Langenhan) zeigen anschaulich und überzeugend, daß unterhalb der offiziellen Ebenen natürlich andere als die vorgegebenen Werteordnungen und -hierarchien existierten und Geltungskraft behaupteten, aber zugleich nur eine sehr begrenzte Wirkungskraft entfalten konnten, weil der totalitäre Wille letztlich die Exekutivgewalt besaß und so der „Eigen-Sinn" trotz vielfacher Brechungen auch mental, sozial, gesellschaftlich immer stärker im „Kollektiv-Sinn", in der Uniformiertheit des Alltags aufging.

Der vielfach bewahrte oder auch entwickelte „Eigen-Sinn" ist keine Projektion post festum. Die Hand hatten viele, ja die meisten in der Tasche geballt. Aber der soziale und kulturelle „Eigen-Sinn" war eine Notgeburt, die nicht nur die Diktatur beförderte, sondern zugleich auch die damit zusammenhängende materielle und immaterielle Mangelgesellschaft. Letztlich hatte es die Staatsgesellschaft nicht vermocht, ihre einzelnen Mitglieder zu verstaatlichen, und zwar aus wenigstens zwei handfesten Gründen, wie auch die Beiträge des vorliegenden Bandes zeigen: zum einen, weil der individuelle Behauptungswille letztlich auch in der DDR wie in jeder anderen Gesellschaft dem entgegenstand, zum anderen, weil die Diktatur in der DDR aufgrund ihrer vielfältigen wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und nicht zuletzt politischen Mangelerscheinungen „Eigen-Sinn" und Improvisation geradezu zu einem Markenzeichen der Planwirtschaft, der Plangesellschaft werden ließen. Anders formuliert: Hätten die Menschen in der DDR sich nur getreu den verordneten Vorgaben verhalten, wäre der Staat wahrscheinlich schon Jahrzehnte früher zusammengebrochen, weil sich nichts mehr bewegt hätte.

1 *Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866 bis 1918. Erster Band: Arbeitswelt und Bürgergeist, 2. Aufl., München 1991, S. 592.*

Ilko-Sascha Kowalczuk

RICHTER, Götz: **Soziale Bindungen zwischen System und Lebenswelt. Solidarische Integration im VEB in der DDR.** – Konstanz: Universitätsverlag 1999. 329 S.

Zehn Jahre nach dem Fall der Mauer scheint das sozialwissenschaftliche Interesse an der DDR ungebrochen. Gibt es doch eine Reihe von Alltagsphänomenen in Ostdeutschland zu beobachten, die auf weiter zurückliegende Erfahrungen verweisen. So das offenbar unerwartete, aber ausdrücklich formulierte Bedauern von Industriearbeitern, Ingenieuren, Angestellten und Gewerkschaftern über den Verlust sozialer Bindungen, das in dem vorliegenden Buch dokumentiert wird. Wie, so fragt sich der westdeutsche Soziologe Götz Richter, läßt es sich erklären, daß die Ostdeutschen ihrem Betriebsalltag zu DDR-Zeiten nachtrauern, obwohl er doch so sehr von ökonomischen Problemen, alltäglichen Störungen des Betriebsablaufs und aufgesetzten Fremdanforderungen durch Gewerkschaft, Partei und andere gesellschaftliche Organisationen geprägt war? Was war es, das den Betrieb dennoch so attraktiv machte? Ganz in diesem Sinne beschäftigt sich der Autor in der vorliegende Publikation mit der Frage, „ob soziale Bindungen in der DDR eigensinnige Kommunikations- und Handlungschancen eröffnen konnten oder ob die betrieblich vermittelten sozialen Bindungen Ausdruck systemischer Fremdbestimmung waren" (S. 12).

Ja, sicher trifft beides zu, könnte man kurz und knapp antworten, doch der Verfasser will es genauer wissen und untersucht in sechs Fallstudien, wie sich soziale Bindungen unter DDR-Verhältnissen konstituierten und welche Bedeutung sie heute noch für das Alltagsleben haben. Er geht dabei von Martin Kohlis These aus, daß der Betrieb über die Lohnarbeit hinaus als Vergesellschaftungskern fungierte und somit ganz andere Funktionen erfüllte, als dies ein kapitalistischer Betrieb gemeinhin tut. Zwar kennen wir auch hier sozialfürsorgerische Bemühungen um die Arbeiterschaft – Werkswohnungen, Ferienangebote, Kindereinrichtungen usw. sind keine Erfindung des Sozialismus –, dennoch scheint sich unter sozialistischen Eigentumsverhältnissen und vor allem unter den Bedingungen der garantierten Vollbeschäftigung ein anderes Verhältnis zur Arbeit, zu Kollegen und Vorgesetzten ausgebildet zu haben. Was die einen gutwillig als entspanntes, von Ausbeutung befreites Arbeiten begreifen, wird allerdings von anderen bösartig als Faulheit und Schlendrian interpretiert. Arbeiten im Sozialismus

ist eines der heißesten Themen im derzeitig ablaufenden Ost-West-Diskurs.

Doch den Autor interessiert dieses Problem nur am Rande. Er fragt nach den Besonderheiten der entstandenen sozialen Bindungen unter Betriebsangehörigen in einem sozialistischen VEB. Bevor er diese Untersuchung anhand von sechs Fallstudien detailliert ausbreitet, baut er zunächst einen gewichtigen theoretischen Begriffsapparat auf. Ferdinand Tönnies und Émile Durkheim, Max Weber und Georg Simmel werden auf ihre Konzepte von Gemeinschaft, sozialem Handeln und Solidarität abgeklopft. Von diesem theoretischen Teil wagt der Verfasser einen gewaltigen Sprung in die Empirie, was ihm nicht immer überzeugend gelingt. Theoretische Überlegungen, deskriptive Darstellung des Materials und eine teilweise recht abgehobene Interpretation in einer schwer verständlichen sozialwissenschaftlichen Sprache gehen in diesem Buch keine sehr glückliche Synthese ein.

Die individuellen Fallstudien sind, für sich genommen, lesenwert und bieten ein reiches und interessantes Material, das vor allem auf individuelle Unterschiede und damit auf Handlungsspielräume aufmerksam macht. Verallgemeinerungen in bezug auf soziale Bindungen allerdings lassen sie nicht zu. Qualitative Analysen können in der Regel keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben, sie eignen sich auch nicht für Typenbildungen. Der Sinn solcher Pilotstudien besteht in der Regel darin, Fragen aus dem Material zu generieren, die so noch nicht gestellt worden sind. Den Autor allerdings verführt das Material immer wieder zu abgehobenen und oft recht banalen Behauptungen über Frauenerwerbstätigkeit in der DDR, den Brigadealltag und andere Themenfelder, die längst ausführlich in der soziologischen und historischen Literatur bearbeitet worden sind. Sein Material scheint die in der DDR-Forschung gewonnenen Erkenntnisse mehr oder weniger zu bestätigen und zu illustrieren. Leider gewinnt er aus seinen Fallstudien aber keinen neuen Zugang oder wenigstens eine skeptische Frage an die bisher gültigen Deutungen.

So bewegt sich der Verfasser mit seinen Interpretationen im Rahmen der üblichen Deutung heutigen Verhaltens von Ostdeutschen als sozialisationsbedingt. Mir scheint hingegen, daß die teilweise verklärende retrospektive Sicht der Befragten wesentlich ihrer heutigen Situation geschuldet ist – sie sind nämlich alle mehr oder weniger arbeitslos, zum Teil in Qualifizierungsmaßnahmen, denen sie nicht viel Perspektive einräumen. Arbeitslose aber, das ist nun wirklich nicht neu, vermissen neben dem Einkommen vor allem den sozialen Kontakt. Das ist im Westen nicht anders als im Osten. In Gesellschaften, die ihr Selbstverständnis wesentlich über Leistung definieren, bedeutet die Ausgliederung aus dem Arbeitszusammenhang persönliche Abwertung. Die Besonderheit der ostdeutschen Situation dürfte darin bestehen, daß dieses Ausscheiden aus dem Arbeitsprozeß abrupt, ohne lebenslange Vorbereitung, unerwartet und vor allem so massenhaft geschah, daß sich kaum Handlungsalternativen auftaten. Doch die Vereinzelung funktioniert nach demselben Muster wie im Westen.

Und so reden die Befragten gegen die doppelte Abwertung an: die als Arbeitslose und die als DDR-Bürger. Gegenüber dem westdeutschen Befrager werden genau jene Kategorien ins Feld geführt, die gemeinhin Ostdeutschen abgesprochen werden: Individualität und Unabhängigkeit, Selbstverwirklichungsdrang und Arbeitsethos. In den Erzählungen finden sich Aussagen über Gemeinschaftlichkeit und solidarisches Verhalten eigentlich nur in Bereichen außerhalb der Arbeit: bei der Gartenarbeit, beim Wohnungsbau, in der Nachbarschaft oder im Chor, aber kaum im Arbeitskollektiv, wo sie doch eigentlich aufgefunden werden sollten. Ende der achtziger Jahre hatte sich die Ideologie vom sozialistischen Kollektiv längst in einer Kultur des Feierns aufgelöst. Wer keine Lust hatte mitzutun, der blieb eben einfach zu Haus. Politischer Zwang war längst obsolet geworden, wenn es so etwas wie Druck gab, dann den sanften der Gruppe, sich nicht auszuschließen. Das dürfte in heutigen Teams, wie sie so schön heißen, auch nicht anders sein. Der Vergleich mit westlichen Verhältnissen drängt sich dem Leser permanent auf, er wird unterschwellig vom Verfasser auch geführt und in seinem Staunen oder seinem Bedürfnis zu erklären sichtbar, aber er wird nicht explizit methodologisch angegangen.

Insgesamt zeigt sich einmal mehr, wie vielschichtig die DDR bei aller Normierung gewesen ist. Aber es zeigt sich eben auch, daß ihre Interpretation, für sich genommen, mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Auf Dauer wird die DDR-Forschung ohne exakt geführte Vergleichsuntersuchungen nicht auskommen können.

Ina Merkel

FULLER, Linda: **Where Was the Working Class? Revolution in Eastern Germany.** – Urbana and Chicago: University of Illinois Press 1999. X, 242 S.

Die amerikanische Soziologin Linda Fuller untersucht in ihrer anregenden Studie einen bisher vernachlässigten Aspekt der Wende: die Beteiligung von Arbeitern, die immerhin knapp 80 Prozent der Bevölkerung ausmachten, an der Herbstrevolution in der DDR. Dazu hatte sie – noch unter einer anderen Fragestellung – bereits 1988/89 112 Interviews in der DDR durchgeführt, Betriebe besucht sowie Gewerkschafts- und Betriebspublikationen der Wendezeit ausgewertet. So war es ihr möglich, die Zeit zwischen September 1989 und den Volkskammerwahlen am 18. März 1990 unter dem Aspekt der Arbeiterbeteiligung zu analysieren.

Dabei orientiert Fuller sich durchgehend an der Sichtweise „von unten", um aus der sozialen Welt der Arbeiter deren Verhalten in der Wende zu erklären. Da das Interesse den Handlungen gilt, wird nicht nach „arbeiterlichen" Motivationen, Bewußtseinslagen, Identitäten oder Diskursen gefragt. Immer wieder wird auf die Grundthese rekurriert, daß die Arbeiter ihre Lebensverhältnisse als grundverschieden von denen der Intelligenz wahrgenommen hätten. „Von unten" betrachtet, bildete die Intelligenz einen monolithischen Block, ganz gleich, wie differenziert sich die Angehörigen der Intelligenz selbst empfanden.

Die Arbeit ist in neun Kapitel gegliedert. Im ersten definiert Fuller ihr Zweiklassenmodell mit der Intelligenz und den Arbeitern als den zentralen Klassen. Sie räumt dabei durchaus ein, daß ihre Definition Widerspruch provozieren kann (S. 3 und S. 9 f.). Im zweiten Kapitel analysiert die Autorin den „Einklassencharakter" der Wende, die sie als „revolution of the relatively privileged in the GDR society, a struggle that occured largely between two segments of the intelligentsia – one defending the status quo and the other determined to overturn it", bezeichnet (S. 33). Hier wird der Mittelklassencharakter der oppositionellen Gruppen wie „Neues Forum", „Demokratie Jetzt" oder „Vereinigte Linke" betont.

Im dritten Kapitel über den „sozialistischen Arbeitsprozeß" wird gefragt, warum die Revolution eine Angelegenheit der „Mittelklasse" (aus pragmatischen Gründen werden „Mittelklasse", „Intelligenz" und „Intellektuelle" synonym verwendet) gewesen sei, während die Arbeiter mehrheitlich passiv geblieben seien. Fuller untersucht, ob die Passivität der Arbeiter in der Wende mit ihren negativen Erfahrung im Arbeitsprozeß erklärt werden kann. Dazu befaßt sie sich ausführlich mit den frustrierenden Begleiterscheinungen der sozialistischen Mangelwirtschaft: dem permanenten Mangel, der vielfach zu leistenden Schwerarbeit, der Desorganisation und des damit verbundenen Müßiggangs, der Unehrlichkeit („endemic dishonesty", S. 47) als Folge eines Planerfüllungsoptimismus und dem System von Disziplin und Honorierung, das es Arbeitern häufig unmöglich gemacht habe, einen Zusammenhang zwischen ihren Anstrengungen und ihrer Entlohnung zu erkennen. In diesen negativen Erfahrungen wird die Ursache einer paralysierenden Frustration und einer zynischen Demoralisierung gesehen, die zur Entpolitisierung führte.

Fuller beschreibt im vierten Kapitel den Anteil der Gewerkschaften an dieser Entpolitisierung der Arbeiter. Sie analysiert dazu ausführlich vier mit der betrieblichen Gewerkschaftsarbeit zusammenhängende Komplexe, die für die politische Lethargie der Arbeiter mit verantwortlich seien: die mangelnde Aufmerksamkeit der Gewerkschaften für ökonomische und produktionstechnische Fragen, ihre Unterwürfigkeit gegenüber Management und Partei, den fehlenden Einfluß des Fußvolks bei Gewerkschaftswahlen sowie den Formalismus und Zentralismus in der gewerkschaftlichen Praxis. Manche Erkenntnis wie jene, daß personelle Überschneidungen zwischen Partei und Gewerkschaft (zirka 28 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder gehörten der SED an) eine autonome Gewerkschaftsarbeit fast unmöglich gemacht habe (S. 66, S. 92, aber auch S. 140), mutet dabei naiv an. Ähnliches gilt für die Charakterisierung von „Kulturbund" und „Kammer der Technik" als „semi-autonomous organizations" (S. 81).

Im fünften Abschnitt befaßt Fuller sich mit den Auswirkungen der bipolaren Klassenbezeichnungen auf das Verhalten der Arbeiter in der Wende. Sie weist hier auf die Dominanz der Intelligenz in den Massenorganisationen und -parteien einschließlich der SED hin. Das Problem des fehlenden Kontaktes zwischen den Klassen auf allen Ebenen nimmt breiten Raum ein (S. 86–102). Im Gegensatz zum offiziellen Bild einer Klassenharmonie sei die wechselseitige Wahrnehmung extrem ressentimentgeladen gewesen. Intelligenz und Arbeiter habe ein „social gulf" getrennt. Auch die Wende habe zu keiner Annäherung der Klassen geführt, und so hätten die Arbeiter

Distanz zu den oppositionellen Intellektuellen gehalten. Letztere hätten zudem wenig zur Gewinnung der Arbeiter getan. Während die Intelligenz schon vor 1989 Fertigkeiten habe erwerben können, die ihr Agieren in der Wende erleichtert habe, sei die Arbeiterklasse weiter ausgeschlossen geblieben.

Die Verfasserin geht im sechsten Kapitel auf die wenigen Ausnahmen der politisch aktiven „workers on stage" ein. Hier werden sowohl die Betriebsratsgründungen als auch die Umformung der DDR-Gewerkschaften kurz dargestellt. Die Aktiven seien vor allem unter den radikalen Gewerkschaftsreformern sowie unter den „Sprecher-" und „Gesellschaftlichen Räten" zu finden gewesen. Die Ursachen, die zur politischen Aktivität einer Minderheit von Arbeitern im Wendeherbst geführt haben, werden im siebten Kapitel untersucht. Fullers These ist, daß es auf der Ebene der Kollektive durchaus relative autonome Gewerkschaftsaktivitäten gegeben habe und die Träger dieser Aktivitäten sich dann – als Minderheit – in der Wende engagiert hätten. Mit diesem Befund tritt sie pauschalen Urteilen entgegen, denen zufolge der DDR-Sozialismus ein „vierzigjähriges Desaster" (Jürgen Habermas) oder die Geschichte der DDR-Gewerkschaften „vierzig Jahre im Dienst der Macht" (Peter Marcuse) gewesen seien (S. 140).

Im achten Kapitel arbeitet Fuller heraus, daß es neben den Unbeteiligten und den politisch Aktiven eine dritte – wohl die größte – Gruppe gegeben habe, die „passiven Teilnehmer" an der Revolution. Hier greift die Verfasserin ihre These erneut auf, daß die desolate betriebliche Lage die Mehrheit der Arbeiter in die Apathie geführt habe, einige wenige aber zu neuen Formen der Aktivität: "In other words, the GDR labor process was two things to workers. As a result, many workers were both for *and* against the system they associated with such a labor process, which in its turn had left them both prepared *and* unprepared for political activism" (S. 152). Wenn diese Gruppe der „passiven Beteiligten" in Aktion trat, sei ihr Handeln ungeplant und individuell gewesen.

Im letzten Kapitel unternimmt die Autorin einen vergleichenden Blick auf Polen und die DDR. In Polen waren es die Arbeiter, die 1980 den Anfang vom Ende des Sozialismus einleiteten. Fuller beschreibt, daß die polnischen Arbeiter im Gegensatz zu den ostdeutschen „ihre" Intelligenz als weniger konform wahrgenommen hätten.

Linda Fullers Studie zeichnet sich durch ihre konsequente Sicht „von unten" aus. Während inzwischen eine Vielzahl intellektueller Selbstzeugnisse vorliegt, war die Betrachtung der Wende aus Arbeitersicht ein bisher wenig beachteter Aspekt. Die langfristigen Auswirkungen des frustrierenden Arbeitsalltages auf die politischen Haltungen der Arbeiterschaft sowie der beide Klassen über vierzig Jahre trennende „social gulf" werden analytisch überzeugend und anregend dargestellt; hinzu kommt die gute Verständlichkeit des Textes, wozu mit beiträgt, daß die einzelnen Kapitel jeweils mit einer kurzen Zusammenfassung der gewonnenen Erkenntnisse schließen. Manche Thesen regen zum Nachdenken oder auch zum Widerspruch an. Insgesamt trägt die Studie viel zum Verständnis der Entwicklung im Herbst 1989 aus der Arbeiterperspektive bei.

Beate Ihme-Tuchel

Genossenschaften in Mittel- und Osteuropa. Selbsthilfe im Strukturwandel. Hrsg. von Andreas Eisen und Konrad Hagedorn (= Berliner Schriften zur Kooperationsforschung. Hrsg. vom Institut für Genossenschaftswesen an der Humboldt-Universität zu Berlin, Bd. 1). – Berlin: Edition Sigma 1997. 446 S.

Steding, Ralf, und Jost W. Kramer: **Konturen der Genossenschaftsentwicklung in den europäischen Transformationsländern** (= Berliner Schriften zur Kooperationsforschung, Bd. 3). – Berlin: Edition Sigma 1998. 214 S.

Co-operatives are an alternatively owned and controlled form of economic enterprise. Usually, in market economies, they develop over generations to deal with long-term issues of social and economic transformation. Examples of this include working-class movements in the era of industrialization, which generated production and consumer co-operatives to improve workers' economic position, and farmers who created supply, credit, and marketing co-operatives to cope with modernization and structural adjustment in agriculture. These types of co-operatives created strong central institutions that lasted for over a century, in many cases right up to the present.

One reason that co-operative development took so long was that it was based on a dynamic of mutual self-help among economically and socially marginalized groups. Besides workers and small farmers, the bearers of co-operative movements

have included ethnic, religious, and geographic minorities, women's movements, and others in various countries. Such groups required time to organize themselves, formulate goals, and acquire skills.

This understanding of the history of co-operatives raises important questions concerning recent developments in Eastern Europe. Since 1990 there has indeed been a process of social and economic transformation similar in certain respects to the transformations that have given rise to co-operative movements in the past. But unlike past European examples, this transformation has been punishingly swift. The introduction of market economies in eastern Europe resembles more than anything else the kind of large-scale social engineering that has been attempted in some developing countries following decolonization. It is an open question whether social movements and popularly based institutions like co-operatives can develop quickly enough to address the urgent crises of adjustment.

The two books under review here constitute important early attempts to assess the experience of co-operatives in eastern European transformation. Both were produced by the Institut für Genossenschaftswesen at the Humboldt University in Berlin, which has (through these and other studies) established itself in the 1990s as a significant centre of research on central and eastern European co-operatives among other subjects.

The first of the two, a collection edited by Konrad Hagedorn and Andreas Eisen, represents the results of a September 1996 conference organized by the Berlin co-operative institute. The volume includes conference speeches and greetings, four general or theoretical essays, twelve surveys by country (covering virtually all of eastern Europe except the Balkans), four regional overviews or syntheses, twelve sectoral reports and summaries of working-group discussions, and six plenary comments. By reproducing the conference and some of its debates in this way, the book documents a moment in history when experts and leaders of various backgrounds came together to address issues of theory and practice.

Particularly useful in the Hagedorn/Eisen volume is the editors' foreword; the general essays by Karl-Hans Hartwig of the Ruhr-Universität Bochum on the general transformation process, Rolf Steding of Universität Potsdam on the East German experience, Paul Armbruster who represents the Deutscher Genossenschafts- und Raiffeisenverband (DGRV), and Herwig Haase, speaker of the Berlin Abgeordnetenhaus, on Berlin's role in Europe. The contributions of four noted co-operative scholars, who did the regional syntheses concerning different parts of eastern Europe, also stand out: these are Johann Brazda on the Czech and Slovak states and on Poland, Tode Todev on Bulgaria, Rumania, and Hungary, Juhani Laurinkari on the Baltic states, and Hans-H. Münkner on Russia, Ukraine, and Byelorussia. One can summarize by saying that the volume as a whole embodies an important attempt to begin deriving patterns from the various national experiences.

The most important patterns are probably three. First, there are social and economic needs for co-operatives in many countries, especially to help farmers, consumers, and the self-employed link themselves on favourable terms to markets, without excessive disadvantage or exploitation by others. Second, the starting point for co-operatives in 1990 was poor because their image was bound up with that of the old régimes, which had incorporated and manipulated so-called co-operative forms. Third, the process of transformation was disadvantageous for co-operatives because many states were unsympathetic or adopted naïve versions of liberal market policies. The hardest shock was for production co-operatives, especially due to agricultural reforms, but most participants nevertheless felt that such co-operatives have a continuing role at least for the near future. Next hardest-hit were consumer co-operatives in some countries, due to the sudden onset of modern competition. – The future of co-operatives appears, based on the conference presentations and discussion, to depend substantially on the state. Eastern European states should be supportive of co-operatives because of their social and economic benefits, but must not control or distort their development. The history of co-operatives in developing countries shows that this balance is hard for new régimes to find.

The second book, by Steding and Kramer (both of whom were contributors to the previous volume), provides a short, integrated synthesis of many of these issues. While their book is necessarily less diverse than the conference proceedings, it provides a more coherent overview and analysis. The authors include practical, policy-oriented recommendations for eastern European governments based on United Nations resolutions and expert opinions. In this respect, their book is an attempt to put the results of the 1996 conference into practical terms.

A critical comment on both volumes would be that they generally underemphasize the democratic and social-movement characteristics usually evident in significant new co-operative movements. By contrast – reflecting the strengths of European co-operative scholarship – they dwell mainly on institutional-economic and legal-political aspects. To build new, autonomous movements and to inspire ordinary people to join and lead them typically requires a comprehensive vision, a theory so to speak of democracy, citizen action, personal responsibility, and group development. Besides state laws and attitudes, the nature and extent of future co-operative development will also be affected by whether such visions and social movements emerge strongly in eastern European regions.

Brett Fairbairn

JUNGE, Marc: **Bucharins Rehabilitierung. Historisches Gedächtnis in der Sowjetunion 1953–1991.** Mit einem Dokumentenanhang (= Studien und Dokumente zur Geschichte und Kultur Osteuropas. Hrsg. von Theodor Bergmann, Bd. 1). – Berlin: BasisDruck Verlag 1999. 363 S.

Mit Nikolaj Bucharin, dem „Liebling der Partei" (Lenin), steht ein führender Politiker der Bolschewiki im Zentrum der von Marc Junge 1996 als Dissertation bei Professor Bernd Bonwetsch (Bochum) eingereichten Arbeit. Dargestellt wird die Geschichte des Umgangs mit der „Unperson" Bucharin im Zeitraum von Stalins Tod bis zum Ende der Sowjetunion (1953–1991). Auf der Grundlage verschiedener Gutachten und Dokumente, deren Mehrzahl sich – mindestens auszugsweise – im Anhang befindet, beschreibt Junge ausführlichst die Bewertung Bucharins, beginnend mit der Behandlung der Formen politisch, d. h. dann in der Konsequenz strafrechtlich inkriminierter Abweichung in den Bänden der verschiedenen Auflagen der „Großen Sowjetischen Enzyklopädie" über die gescheiterten Versuche der Rehabilitierung Bucharins und anderer in den dreißiger Jahren verurteilter führender bolschewistischer Politiker in der von Chruschtschow eingeleiteten „Tauwetter"-Politik bis hin zu den politisch gewollten und instrumentalisierten Rehabilitierungen und Idealisierungen dieser Personen – insbesondere Bucharins – in der von Gorbatschow geprägten Politik von Perestrojka und Glasnost'.

Gorbatschow und seine Entourage – unterstützt von dem amerikanischen Bucharin-Biographen Stephen Cohen, dessen 1973 in den USA erschienene Arbeit 1988 in russischer Übersetzung in Moskau publiziert wurde und einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Bucharin-Perzeption ausübte – stilisierten Bucharin zu einem Opfer des Stalinismus, der als Vorbild für eine kommunistische Reformpolitik gelten könne. Bucharin, so die Vorstellung, habe sich nicht nur Stalins gewaltsamen Politikmethoden verweigert, sondern darüber hinaus ein tragfähiges Politikkonzept entwickelt, das die „große Wende" 1928/29 hätte vermeiden und die von Lenin 1921 durchgesetzte „Neue Ökonomische Politik" fortsetzen können. Der Schönheitsfehler, daß Bucharin und seine später als „rechte Abweichung" diffamierten politischen Freunde (Tomskij, Rykov u. a.) in den zwanziger Jahren die Hauptverbündeten Stalins waren und ihn – zugespitzt formuliert – erst zu dem unumschränkten Herrscher machten, der er Ende der zwanziger Jahre war, wurde dabei geflissentlich weitgehend „übersehen".

Junges sehr zähflüssiger Text wird vor allem von seinen Schwächen beherrscht. Neben den zahlreichen Druckfehlern, die wenig Sorgfalt sowohl des Verfassers als auch des Verlages mit dieser Arbeit erkennen lassen, sind dies die uneinheitlichen Schreibweisen russischer Namen sowie die den Leser sehr schnell ermüdende Nacherzählung von Dokumenten, die sich fast alle im Anhang befinden. Da sich auch die Argumentationsweisen in diesen Dokumenten nur sehr graduell – häufig nicht einmal so weit – ändern, besteht die Arbeit über weite Strecken aus Wiederholungen. Am besten charakterisiert Junge seine Arbeit ungewollt selbst mit der von ihm immer wieder gebrauchten Floskel „wie schon erwähnt". Hinzu kommt, daß der Autor keine erkennbare Position zu Bucharin einnimmt.

Um die Schlußfolgerung seiner Arbeit zu ziehen, „daß Rehabilitierungen in der Sowjetunion grundsätzlich ein politisches und nicht juristisches oder gar ethisch-moralisches Phänomen darstellten" (S. 259), „daß Rehabilitierung in der Sowjetunion ein politisch-administrativer Willkürakt blieb, der vor allem von der politischen Zweckmäßigkeit der Maßnahmen bestimmt wurde, nicht aber von der strafrechtlichen Korrektheit" (S. 266), hätte es nicht über 250 Seiten bedurft. Der Gehalt von Junges aufgeblasener Dissertation würde bequem in einen nicht allzu langen Aufsatz passen. Abschließend bleibt nur, der Verwunderung darüber Ausdruck zu verleihen,

daß ein renommierter Wissenschaftler wie Professor Bonwetsch solch eine Arbeit betreut und akzeptiert hat.

Ralf Zwengel

The International Transportworkers Federation 1914–1945. The Edo Fimmen Era. Hrsg. von Bob REINALDA. – Amsterdam: Stichting beheer IISG 1997. 301 S.

Der vorliegende, von Bob Reinalda herausgegebene Sammelband wurde anläßlich des hundertjährigen Bestehens der Internationalen Transportarbeiterföderation (ITF) 1996 aufgelegt, wenngleich mit leichter Verspätung. Wenn die Wahl steht zwischen „Glanz und Elend der Jubiläumsliteratur", wie sie Gerhard Beier vor Jahren einmal, bezogen auf die „Historiographie der einzelnen Berufs- und Industriegewerkschaften", Revue passieren ließ,[1] fällt diese Publikation sicherlich nicht in die Kategorie „Elend".

In fünf Kapiteln versuchen die Autoren, die die Periode vom Beginn des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs abdecken, den Schwerpunkt indes deutlich auf die Zwischenkriegsphase und die Zeit des Zweiten Weltkriegs legen, weniger eine Geschichte der ITF zu präsentieren als verschiedene Facetten vor allem der politischen Aktivitäten dieses in der betrachteten Zeit unzweifelhaft bedeutendsten internationalen Berufssekretariats (IBS) anzubieten. Diesem Anliegen scheint es geschuldet zu sein, daß neben systematischen Kapiteln (ITF als transnationaler Akteur [1], Beziehung der ITF zur internationalen Gewerkschaftsbewegung [3] und die ITF als internationaler politischer Akteur [4]) ein biographisch orientierter Teil, der selbstverständlich Edo Fimmen, Generalsekretär der ITF von 1919 bis 1942, in den Mittelpunkt stellt (2), und ein chronologisch bestimmtes Kapitel zu den ITF-Aktivitäten während des Zweiten Weltkrieges (5) stehen.

Das eigentliche Anliegen des Herausgebers – der, nebenbei bemerkt, mit zwölf von insgesamt 26 Aufsätzen auch sein produktivster Autor ist – umrahmen drei seiner Beiträge in einem einleitenden Kapitel. Eine Skizze zur Entstehung und Funktion internationaler Gewerkschaftsverbände informiert zunächst einmal über die Existenz dieser Organisationen und verortet die ITF als transnationalen Akteur; es folgen ein kurzes Organisationsporträt und ein Abriß zur Gründungsphase (1986–1914) der Transportarbeiterinternationale. – Von den fünf Beiträgen im zweiten Teil („Edo Fimmen and the ITF") steht die biographische Skizze von Sigrid Koch-Baumgarten im Mittelpunkt. Hat man erst einmal zur Kenntnis genommen, daß die Autorin „not intended to glorify Fimmen or to make a hero of him", vielmehr beabsichtigte, „a balanced portrait of Fimmen the politican and the man" zu liefern, ja, daß ihr „biographical sketch" nun keinesfalls dahin mißverstanden werden sollte, „an interpretation of history based on personality" zu beabsichtigen oder gar zu ermutigen, kommt man zu einer recht passablen politischen Biographie Fimmens.

Auf sechzehn Druckseiten präsentiert die Autorin eingangs den familiären (soweit bekannt) und religiösen Hintergrund Fimmens. Vor allem seine Prägung durch den orthodoxen Protestantismus fand offensichtlich eine Fortsetzung in seinem ausgeprägt sozialen und mitunter rigiden politischen Engagement in nationalen und internationalen Gewerkschaftsfunktionen. Als linker Sozialist und Pazifist, über längere Zeit bemüht um eine tragfähige Einheitsfrontpolitik, war Fimmen als Generalsekretär der ITF (1919–1942) und des Internationalen Gewerkschaftsbundes (1919 bis 1923) keineswegs unumstritten, wie die Autorin zeigt. Zugleich stand er ein für eine politisch verstandene internationale Gewerkschaftspolitik, die das Einflußpotential internationaler Gewerkschaftsorganisationen für politische Aktionen gegen Militarismus, Faschismus und gegen die Unterdrückung von Gewerkschaftsrechten zu nutzen suchte, geriet bei diesen Initiativen, die Anfang der zwanziger Jahre nicht ohne Wirkung waren, aber schnell an die (politischen und strukturellen) Grenzen der Unterstützungsbereitschaft nationaler Mitgliedsgewerkschaften. Nicht nur die früh eingeleitete antifaschistische Kampagne der ITF und die Unterstützung des gewerkschaftlichen Widerstandes in Italien, Deutschland und Österreich gingen, wie Koch-Baumgarten feststellt, überwiegend von Fimmen aus. Auch Bemühungen, Organisationsstrukturen aufzubauen, um die zu dieser Zeit von der internationalen Gewerkschaftsbewegung wenig beachteten Gewerkschaften in Asien, Afrika und Lateinamerika systematisch in die ITF-Arbeit einzubeziehen, wurden von Fimmen konzipiert, dessen organisatorisches Talent nicht nur die erfolgreiche Entwicklung der ITF in der Zwischenkriegszeit und ihre Handlungsfähigkeit gestaltete, sondern auch dazu beitrug, daß er als ITF-Generalsekretär trotz mancher politischer Querelen über mehr als zwanzig

Jahre immer wieder bestätigt wurde. Der Preis dafür war offensichtlich ein nahezu pausenloser Einsatz für die ITF, der Ende 1938 zu einem Kollaps und wenige Jahre später, im Dezember 1942, zu Fimmens Tod mit knapp 61 Jahren führte. – Begleitet wird diese Fimmen-Biographie von einem Abriß zur organisatorischen Entwicklung der ITF während des Ersten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegsphase (Bob Reinalda) sowie von kurzen Berichten ehemaliger ITF-Mitarbeiter(innen) (Thérèse Asser, Leo Magits) über die Zusammenarbeit mit Fimmen im ITF-Sekretariat und einer Kurzbiographie (eine Seite) über Nathan Nathans: „Fimmen's right hand in the ITF" (Bob Reinalda).

Wegen der Kombination eines biographischen Kapitels mit systematischen Teilen konnte offensichtlich nicht vermieden werden, daß es zu einigen Überschneidungen kommt und daß einzelne Beiträge als detailliertere Ausführungen (oder auch konkurrierende Interpretationen) des zweiten Kapitels erscheinen – im dritten Teil beispielsweise der Beitrag von Reiner Tosstorff, der die Beziehung Fimmens zur kommunistischen Gewerkschaftsbewegung behandelt, oder Bob Reinaldas Aufsatz „The ITF and the non-European world". Ein von Geert van Goethem verfaßter Aufsatz dieses Kapitels, das insgesamt sieben Beiträge umfaßt, behandelt ein Dauerproblem der internationalen Gewerkschaftsorganisationen (nicht nur) in der Zwischenkriegszeit: die Beziehung zwischen internationalen Berufssekretariaten, die sich den Berufsproblemen der mitgliedernahen Organisationen widmen, und dem allgemein gewerkschaftspolitisch ausgerichteten Internationalen Gewerkschaftsbund (IGB) als Zusammenschluß nationaler Dachverbände. Eine Zuspitzung erhielt dieser Konflikt durch Vorschläge Fimmens, den IGB umzubauen und, durch eine neben den nationalen Dachverbänden gleichberechtigte Mitgliedschaft der Berufssekretariate im IGB effizienter zu machen, mit der Perspektive, den IGB letztlich vollständig auf die Basis der IBS zu stellen. Auch wenn in diesen Konzeptionen Fimmens offener Dissens mit dem IGB zu Ausdruck kam (Fimmen mußte 1923 als IGB-Generalsekretär zurücktreten), markiert er zugleich ein hohes Selbst- und Autonomiebewußtsein in den Berufssekretariaten, das 1945/48 mit dazu beitrug, daß die Berufssekretariate sich letztlich nicht bereit fanden, im neugegründeten, den IGB ersetzenden Weltgewerkschaftsbund als abhängige Fachabteilungen aufzugehen. Hervorzuheben ist in diesem Kapitel noch ein weiterer Beitrag von Bob Reinalda, der die Mitarbeit und den Einfluß der ITF in der International Labour Organisation (ILO) nachzeichnet, auch wenn er sich weitgehend darauf begrenzt, zunächst einmal aufzuzeigen, wie die ILO von der ITF als Adressat für die Gestaltung einer internationalen Arbeitsschutzpolitik genutzt wurde und in welchem Umfang es der Transportarbeiterinternationale gelang (oder auch nicht), ILO-Konventionen und -Empfehlungen durchzusetzen.

Der vierte Teil des Bandes versammelt verschiedene Studien zu den ausgeprägten politischen Aktivitäten der ITF, die kennzeichnend für dieses Berufssekretariat in der Zwischenkriegszeit, aber auch für den Einfluß des Generalsekretärs waren. Auch in diesem Kapitel werden sieben Beiträge präsentiert. Ohne auf die einzelnen Aufsätze eingehen zu können, soll an dieser Stelle nur auf den Beitrag von Maté Molnár hingewiesen werden, der unter Berücksichtigung ungarischer Quellen den ITF-Boykott gegen das Horthy-Regime (Juni bis August 1920) untersucht und zu einer differenzierenden Einschätzung dieser „Erfolgsstory" der ITF gelangt. Bemerkenswert ist auch der Beitrag von Dieter Nelles, der sich mit dem ITF-Widerstand gegen Nationalsozialismus und Faschismus in Deutschland und Spanien befaßt und hier u. a. aufzeigen kann, daß die ITF in ihrem Kampf gegen antidemokratische Regime bereits in den dreißiger Jahren in pragmatischer Weise zu einer Kooperation mit britischen und französischen Geheimdiensten bereit war.

Dieser Aspekt der ITF-Aktivitäten gegen den Faschismus ist auch Gegenstand des zentralen Aufsatzes im letzten Teil des Sammelbandes, den der Herausgeber unter dem Titel „ITF cooperation with American intelligence 1942–1944" verfaßt hat. Abgesehen von der informativen Darstellung dieses Bereichs der Politik der ITF, der es auch während des Zweiten Weltkrieges gelang – im Gegensatz zu den meisten anderen Berufssekretariaten –, ihre Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten, ist es bemerkenswert, daß die ITF, die die Entstehung dieses Buches finanzierte, sich bereit findet, auch diesen weitgehend verschwiegenen Teil ihrer Geschichte nunmehr zur Diskussion zu stellen.

Insgesamt betrachtet, ist dieser Band eine facettenreiche Darstellung der ITF-*Politik*, und das ist wohl auch der interessante Aspekt der ITF-Geschichte; „auf der Strecke" bleibt dabei jedoch weitgehend der *berufsbezogene* Teil internationaler Gewerkschaftstätigkeit.

1 *Gerhard Beier, Glanz und Elend der Jubiläumsliteratur. Kritische Bestandsaufnahme bisheriger Historiographie der Berufs- und Industriegewerkschaften, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 19 (1989), H. 10, S. 607–614.*

Peter Rütters

Paths to Inclusion. The Integration of Migrants in the Unites States and Germany. Ed. by Peter H. SCHUCK and Rainer MÜNZ (= Migration and Refugees. Politics and Policies in the United States and Germany, Vol. 5). – New York und Oxford: Berghahn Books 1998. XXII, 306 S.

Dieser Band steht am Ende der genannten Reihe, die in Zusammenarbeit mit der American Academy of the Arts and Sciences zustande gekommen ist und in der die Skala zwischen Gemeinsamkeiten und totaler Differenz hinsichtlich des Phänomens der Migration in den USA und in Deutschland interdisziplinär vergleichend erarbeitet wird. Die erste und allgemeinste Gemeinsamkeit ist der nahezu gleich große Prozentsatz an ausländisch Geborenen, gemessen an der legalen Gesamtbevölkerungszahl: rund 10 Prozent; die größte Differenz liegt darin, daß sich die USA, ungeachtet aller Beschränkungen, als Einwanderungsland betrachten und Deutschland bisher nicht.

Der Aufbau der Reihe folgt den Stufen der Emigration aus beiden Ländern und der Immigration in beide Länder (1. „Migration Past, Migration Future") über die politischen Beziehungen der Einwanderungs- zu den Auswanderungsländern (2. „Migrants, Refugees, and Foreign Policy") und die Gesetze und ihre Handhabung (3. „Immigration Admissions" und 4. „Immigration Controls") bis zu diesem fünften Band. Hier wird in acht Kapiteln nach Offenheit und Hindernissen oder Behinderungen auf dem Wege zur Integration, zum Einheimischwerden gefragt. Daß Akkulturation keine Vorbedingung ist oder zu sein braucht, verdeutlichen die beiden Herausgeber in der „Introduction" mit dem Vergleich zwischen einer „salad bowl", als die sich die amerikanische Gesellschaft mehr und mehr verstehe, und einem „melting pot", der einst das Ideal gewesen sei (S. IX).

Gegenüber diesen beiden Typen eines Gemeinwesens aus Einwanderern, das mit dem Erwerb der Staatsbürgerschaft sich erst zu entwickeln beginnt, nimmt das offizielle Deutschland – um meinerseits im Bilde zu bleiben – lediglich dann den Deckel ohne staatsrechtliche Restriktionen vom Topf, wenn ausgeflossenes „germanisches Blut" wieder aufzufangen ist (siehe die Aussiedler), ungeachtet der im Laufe der Jahr(hundert)e gewachsenen Kulturunterschiede (siehe dazu ausführlicher Kapitel 6 von Rainer Münz und Rainer Ohliger: „Long-Distance Citizens: Ethnic Germans and Their Immigration to Germany"). Andernfalls steht die Verleihung der Staatsbürgerschaft am Ende eines geforderten langen Prozesses der Anpassung, die aber keinesfalls per definitionem Einbürgerung im Sinne von Aufnahme als Gleiche(r) in die Gesellschaft bedeutet. Siehe dazu Kapitel 8, in dem sich Gerald N. Neuman mit Struktur und aktuellen Problemen der Gesetzgebung zur Nationalisierung in den USA und Deutschland befaßt – das einzige Kapitel übrigens, das direkt komparativ angelegt ist.

Die übrigen Kapitel sind mehr oder weniger „case studies" über ausgesuchte Probleme in dem einen oder dem anderen Land, die den in der Einleitung sehr wohl durchweg vergleichend aufgeworfenen Fragen oder „statements" mindestens teilweise ihr Fundament geben. Beiträge über die USA finden sich bei Richard S. Alba über Modelle zur Bewältigung von Assimilation oder (drohender) Ausgrenzung, bei Alejandro Portes über die auseinanderdriftenden Lebensentwürfe von Einwanderern der ersten und der zweiten Generation, bei Nathan Glazer über die teils interaktiven, teils konfliktreichen Bemühungen von staatlicher – hier auch und gerade gemünzt auf die unterschiedlichen Staaten innerhalb der USA – und von nichtstaatlicher Seite bei der Eingliederung von Immigranten und bei Peter Schuck über die Behandlung von Fremden.

Mit Deutschland befassen sich noch Wolfgang Seifert („Social and Economic Integration of Foreigners") sowie Albert Johann Handl und Walter Müller („Ethnic Inequalities in the German School System"). Die Autoren sind ausgewiesene Fachleute; einige Beiträge enthalten Graphiken und/oder Statistiken, allen ist jeweils eine Liste mit, abgesehen von älteren Standardwerken, neuester Literatur angefügt; im Index sind außer Personen (Politikern) Gesetze, Verträge, Institutionen, Komitees, Organisationen und besondere soziale oder soziologische Kategorien, selbständig oder jeweils Deutschland oder den USA zugeordnet, zu finden.

Ursula Langkau-Alex

Different Restorations. Reconstruction and "Wiederaufbau" in the United States and Germany: 1865, 1945 and 1989. Ed. by Norbert FINZSCH and Jürgen MARTSCHUKAT (= Germany and the United States of America. The Krefeld Historical Symposia, Vol. 3). – Providence and Oxford: Berghahn Books 1996. 422 S.

Dieser Sammelband ist das Ergebnis des dritten Krefelder Symposiums, das 1993 stattfand. Das Wort „different" im Haupttitel weist auf die Antinomie, die im Vergleich der „Reconstruction" nach 1865, des „Wiederaufbaus" nach 1945 und der im Untertitel nicht mehr explizit genannten „Wende" nach 1989 beschlossen liegt. Ausgehend von der Beobachtung, daß alle drei Ereignisse generell eine Reihe von Gemeinsamkeiten aufweisen – sie folgen, im Falle von 1989 spät, einem Krieg und markieren damit das Ende einer ganzen Ära und den Anfang einer neuen Epoche in der nationalen Geschichte; sie stellen die Gesellschaft und den einzelnen vor neue Herausforderungen; sie führen schließlich unumkehrbar zum völligen Bruch mit der Vergangenheit (S. 3) –, werden von den Referenten und Kommentatoren Besonderheiten sowohl in direktem Vergleich als auch singulär herausgearbeitet.

Die fünf Themenbereiche sind: "General Problems of Reconstruction and the Feasibility of Comparative History"; "The Social and Economic History of Transition: Race, Class, and Gender"; "War Criminals, Denazification, and the Treatment of Communist Party Leaders"; "Political Parties in a Period of Transition: Republicans, Redeemers, and the Creation of Democratic Parties after 1945 and 1989"; "National Identity, Sectionalism, and Regionalism: The Lost Cause, the Red Shirt, 'Wessis', and 'Ossis'". Die einzelnen Sektionen sind jeweils mit der Wiedergabe der wichtigsten oder kontroversesten Diskussionsbeiträge abgeschlossen.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, im einzelnen in die sehr komplexe(n) Materie(n) einzusteigen, die die 26, darunter fünf weibliche, durchweg spezialisierten (Sozial- und Wirtschafts-)Historiker und Politikwissenschaftler präsentieren. Der Schwerpunkt der Betrachtungsweisen in den Beiträgen liegt auf der politischen und der kulturellen, weniger auf der ideologischen Ebene; Geschlecht, Klasse, Rasse, Identitität sind auch eher von historischen, denn sozialökonomischen Kriterien aus hinterfragt. Das einzige ausgesprochen ökonomische Thema, über „Agricultural Changes" in den USA nach dem Bürgerkrieg einerseits, in der ehemaligen DDR nach der Wiedervereinigung andererseits ist lediglich historisch-deskriptiv, nicht analytisch angegangen. Doch die Kommentare und die Diskussionen bieten manche Kritik, Korrekturen und Ergänzungen.

Abgesehen davon, daß der amerikanische Blick auf Deutschland und der deutsche (hier einschließlich des österreichischen) auf Amerika ungeachtet mancher längerfristiger Tätigkeiten auf der anderen Seite des Ozeans kulturspezifisch gebunden erscheint und von daher schon erfrischend, manchmal sogar als „eye opener" wirkt, fällt positiv auf, daß immer wieder um Begreifen, um die Zulässigkeit der Anwendung von Begriffen auf zeitlich und strukturell unterschiedliche Phänomene und last, but not least um Sinn oder Unsinn, Möglichkeiten und Grenzen des Vergleichens kollegial gestritten wird. In der „Introduction" hat Finzsch, gestützt auf mehr und weniger theoretische Abhandlungen, außer der letztgenannten Problematik die Ungleichzeitigkeiten und die Ungleichheiten in den Streitkulturen der deutschen und der amerikanischen Historiographie an Beispielen u. a. über Sonderweg, Einmaligkeit („exceptionalism"), Modernität unter die Lupe genommen.

Eine Auswahlbibliographie von Arbeiten, die zuallermeist nach 1970 erschienen sind, zum Problemkreis „Comparatistic Historiography, Exceptionalism and the ‚Sonderweg'", zu „Germany 1945–1990" und zu „Reconstruction in the United States, 1863–1977", ein Personen- und ein Ortsverzeichnis runden diese sorgfältig edierten Beiträge zur Diskussion nicht nur über vergleichende Geschichtsschreibung an sich, sondern auch über die Themen selbst ab.

Ursula Langkau-Alex

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

ULLRICH, Volker: **Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg.** – Bremen: Donat Verlag 1999. 214 S.

Volker Ullrich, seit den siebziger Jahren durch umfassende Arbeiten zur Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dann auch zur Reichsgeschichte bekannt, legt eine erweiterte Sammlung von Aufsätzen vor, die zum überwiegenden Teil (fünf von acht Kapiteln) bereits einzeln publiziert waren, jetzt überarbeitet auf den neuesten Stand der Forschung gebracht und hier zusammengefaßt sind.

Beginnend und im Einklang mit einer gewissen Neubewertung des „Augusterlebnisses" von 1914 durch Wolfgang Kruse, vermittelt der Autor einen aus der Literatur, vor allem aber aus den Archivalien (vgl. den ausgezeichneten Anmerkungsapparat) geschöpften detaillierten Überblick über die Entwicklung der Antikriegsopposition in der Sozialdemokratie, die Auseinandersetzung mit Burgfrieden und Kriegskreditbewilligung der Mehrheitssozialdemokratie bis hin zur Formierung der USPD und dem Ausbruch der Revolution. Besondere Beachtung erfährt die oppositionelle Jugendbewegung und – gewissermaßen eine Sonderentwicklung an der Wasserkante – die Herausbildung der Linksradikalen mit ihren Zentren in Bremen und Hamburg, hier speziell die Rolle von Heinrich Laufenberg, Karl Radek, Paul Frölich, Rudolf Lindau, Fritz Wolffheim und Johann Knief (Bremen).

Es wird ein differenzierendes Bild vermittelt, verknüpfend und vergleichend mit anderen Zentren der sozialistischen Antikriegsbewegung. So werden z. B. der unterschiedliche Verlauf des Januarstreiks 1918 in Hamburg, Bremen und Kiel sowie die verschiedenartigen Bedingungen für die Herausbildung der USPD und den Ausbruch und Verlauf der Revolution analysiert. Im Unterschied zur dominierenden Darstellung, wie sie vor allem von Susanne Miller formuliert wurde, mißt Ullrich der Rolle des Repressivapparats und dessen Zusammenwirken mit der Führung der SPD größere Bedeutung bei.

Allerdings hätte man sich eine einleitende Beschreibung der wirtschaftlichen, sozialen und parteipolitischen Situation Nord*west*deutschlands (denn von Norddeutschland insgesamt spricht der Autor nicht) gewünscht. Wie stark war z. B. die Sozialdemokratie am Vorabend des Krieges, wer vertrat die Wahlkreise im Reichstag, und wie verhielten sich diese Abgeordneten nach dem 4. August? Wie stellte sich die Opposition zur Oktoberrevolution, und wie verlief die Revolution in den nordwestdeutschen Territorien (nicht nur der Ausbruch der Revolution in Kiel und ihr Verlauf in Hamburg wären zu beachten)? – Das Personenregister (von Sergio Hoffmann) wäre natürlich mindestens durch Lebensdaten wissenschaftlich interessanter geworden. Alles in allem: eine übersichtliche, gut lesbare, wissenschaftliche wie vor allem populäre, ansprechende Arbeit, die deutlich macht, daß der deutsche Nordwesten ein Zentrum der Antikriegsbewegung im Ersten Weltkrieg bildete. Wird es noch eine Zusammenfassung der inzwischen zahlreichen lokalen und regionalen Studien zu dieser Thematik für Deutschland geben?

Ingo Materna

STRACKE, Stephan: **Mit rabenschwarzer Zuversicht. Kommunistische Jugendliche in Wuppertal 1916–1936. Milieu und Widerstand** (= Verfolgung und Widerstand in Wuppertal. Hrsg. von der Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, Bd. 2) – Bocholt und Bredevoort: Achterland Verlagscompanie 1998. 146 S.

Eine Geschichte der kommunistischen Jugend in der Weimarer Republik steht bislang noch aus. Stephan Stracke hat eine Lokalstudie über Wuppertal vorgelegt, die durch von ihm organisierte Zeitzeugenveranstaltungen an der Wuppertaler Volkshochschule und durch seine Mitarbeit in der „Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand" angeregt wurde. So basiert seine Darstellung wesentlich auf den Erfahrungsberichten von Zeitzeugen, von ehemaligen Mitgliedern der kommunistischen, sozialistischen und anarchistischen Jugendverbände Wuppertals (KJVD, SAJ und SAJD). Darüber hinaus wurden wichtige regionale und lokale Zeitungen und Archivmaterialien ausgewertet, darunter auch Archivalien des ehemaligen SED-Parteiarchivs.

In fünf chronologisch angeordneten Kapiteln werden mit viel Sympathie für den Untersuchungs-

gegenstand die „Organisierte Arbeiterjugend bis 1918" (S. 9–13), „Die Revolutionszeiten – zwischen Aufbruch und Niederlage 1918–1923" (S. 18–21), „Die ruhigen Jahre – Verbandsleben und Politikfelder 1924–1929" (S. 21–33); „‚Junge Garde' oder ‚überflüssige Generation'? Der Kommunistische Jugendverband Deutschlands 1929 bis 1933" (S. 33–52) und „Jungkommunisten im Widerstand" (S. 52–100) untersucht. Ein Literaturbericht – in dem doch recht überraschend die Kommunismusforschung in der DDR *und* der „BRD" als „Staatsangelegenheit" (S. 133) eingestuft wird – einschließlich quellenkritischer und methodischer Überlegungen findet sich zusätzlich im Anhang der Arbeit (S. 133–139).

Orientiert ist die Studie, die sich nicht auf eine Organisationsgeschichte beschränken will, am Milieuansatz und an der Untersuchung Klaus-Michael Mallmanns: Kommunisten in der Weimarer Republik (1996). Explizit angeknüpft wird an dessen Begriff des übergreifenden und Kommunisten einschließenden „links-proletarischen" Milieus (S. 9–11), so daß das „Erfolgsgeheimnis des Wuppertaler Kommunismus [...] seine feste Verankerung im links-proletarischen Milieu und zeitweise sein Charakter als soziale Massenbewegung" (S. 9) gewesen sei.

Trotz großer Detailkenntnisse über die Wuppertaler kommunistische Jugend verliert auch Stracke mit der Betonung des lebensweltlichen Kontextes die Perspektive auf die Politik, auf politische Organisationen, Konzepte, Strategien und Ereignisse – mithin auf das Trennende und auch auf den Konflikt innerhalb der Arbeiterbewegung.

Sigrid Koch-Baumgarten

KAISER, Gerhard: **Rußlandfahrer. Aus dem Wald in die Welt. Facharbeiter aus dem Thüringer Wald in der UdSSR. 1930–1965.** – Tessin: WAGE-Verlag 2000. 260 S.

Gerhard Kaiser behandelt in seiner kleinen Schrift zwar nur eine gesellschaftliche Randerscheinung, diese war aber mindestens propagandistisch für die junge Sowjetunion von hohem Nutzen. Er stellt die Arbeits- und Lebenssituation von deutschen Facharbeitern aus Thüringen, die in der Sowjetunion beim Aufbau der Wirtschaft halfen, anhand einzelner Lebenswege dar. Im Herbst 1932 arbeiteten etwa 20000 ausländische Arbeiter, Parteifunktionäre nicht mitgerechnet, in der Sowjetunion, darunter rund 11000 Deutsche. Annähernd noch einmal so viele Familienangehörige begleiteten sie. Die Fachkräfte aus Thüringen arbeiteten insbesondere in der Metallindustrie, im metallverarbeitenden Gewerbe sowie in der Glasherstellung. Sie rekrutierten sich ganz überwiegend aus Mitgliedern der KPD und deren Umfeld.

Kaiser beschreibt die Hoffnungen und Vorstellungen der Arbeitsemigranten, aber auch ihre resignativen Erfahrungen und Beobachtungen. Vor allem seit 1936 sind auch viele der deutschen Facharbeiter in das Räderwerk der Terrormaschine geraten; nach dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion 1941 sind alle verbliebenen verhaftet, verschleppt, verbannt oder umgesiedelt worden. Fast alle Familien mußten Todesopfer beklagen. Die letzten deutschen Facharbeiter konnten erst 1956 nach Deutschland, zumeist in die DDR, zurückkehren. Kaiser schildert exemplarisch einige Lebenswege nach 1945, wobei auffällig ist, daß offenbar die meisten der Rückkehrer politische, militärische oder geheimdienstliche Funktionen in der DDR wahrnahmen.

Kaisers Studie *erinnert* vor allem an ein besonderes Kapitel in den deutsch-russischen Beziehungen. Sein Buch ist weniger eine wissenschaftliche Analyse, aber leider auch kein flott geschriebenes Geschichtsbuch. Vielmehr zeigt Kaiser anhand einer historischen Marginalie, wie schnell aus enthusiastischen Befürwortern der kommunistischen Herrschaft in der Sowjetunion selbst Opfer dieser Herrschaft wurden.

Ilko-Sascha Kowalczuk

RITCHIE, J[ames] M[cPherson]: **German Exiles. British Perspectives** (= Exil-Studien. Eine interdisziplinäre Buchreihe/Exile Studies. An Interdisciplinary Series, Vol. 6). – New York, Washington, D. C., Berlin, Vienna and Paris: Peter Lang Publishing 1997. 334 S.

Der inzwischen emeritierte Germanist Ritchie entdeckte erst Anfang der achtziger Jahre im Zusammenhang mit einer Monographie über „German Literature under National Socialism" die Exilliteratur. Seitdem hat er sich als Forscher und Förderer in England profiliert, was sich in seinen Funktionen als „Honorary Research Fellow of the Institute of Germanic Studies" und „Chairman of the Research Centre for German and Austrian

Exile Studies" an der School of Advanced Studies der University of London und in dieser Publikation widerspiegelt. Hier hat er sechzehn ausgewählte, verstreut veröffentlichte Beiträge zu Konferenzen und Symposien, aus Sammelbänden oder Handbüchern für die „homefront" gebündelt.

Dieser Seite der „British perspectives" entspricht, daß in den jeweiligen Endnoten Forschungsliteratur, nicht nur aus Deutschland, über den Ärmelkanal hinübertransportiert wird. Einige der Aufsätze erschienen zuerst auf deutsch und sind bei der Übertragung auch überarbeitet worden. Das Interesse ist auf mehrere Aspekte verteilt. Einer davon entspricht einer von Ritchies früheren Spezialisierungen, der auf dem Gebiet des Expressionismus, vor allem des Theaters in der Weimarer Zeit: Gefragt wird nach der Möglichkeit oder der Unmöglichkeit der Tradierung von Stil und Sprache im Exil in England und nach eventuellen Modifizierungen oder Neuansätzen, wobei letztere Anpassungs- und Durchsetzungsvermögen erforderten.

Es erweist sich, daß Theaterstücke und Belletristik, deren deutsche Thematik in sozialer und/oder soziologischer Hinsicht erkennbare Äquivalente in Großbritannien hatte, durchweg Aufmerksamkeit durch Übersetzungen und Aufführungen fanden. Ein anderer Fokus liegt auf dem Exil von Frauen, allgemein und individuell, wobei im Falle von Irmgard Keun, die nicht im englischen Exil war, die (Förderung der) Rezeption ihrer Romane über „Weimar Girls" im Kontext der realen politischen und sozioökonomischen Geschichte im Vordergrund steht.

Spezifisch britische Gesichtspunkte – kontrastierend zu kontinentalen –, die meiner Meinung nach im Untertitel als zweite Interpretationsmöglichkeit enthalten sind, kann ich selbst im Schlußbeitrag, in dem die Sicht von Exilschriftstellern auf den Nationalsozialismus behandelt wird, nicht entdecken. „British perspectives" sind auf dieser Seite der Medaille reduziert auf – oben bereits angedeutete – gegenseitige Erkennung und Annahme von Exil. Beide Dimensionen werden am Beispiel von Exildichtern breiter ausgemessen. Die scheinbare Paradoxie zwischen der Existenz als Exilant und herausragender wissenschaftlicher oder künstlerischer Leistung wird im sechzehnten Beitrag vergleichend bis in unsere Zeit hinein generell thematisiert und auf Fragen nach dem Warum-Wie-Was? zugespitzt. Diese lassen sich jedoch nur interdisziplinär beantworten; das sollte vorzugsweise auch für die in der „Conclusion" genannten Desiderata der Exilforschung in und über Großbritannien gelten.

Ursula Langkau-Alex

GOLDSTEIN, Kurt: **Wir sind die letzten – fragt uns. Kurt Goldstein: Spanienkämpfer, Auschwitz- und Buchenwald-Häftling. Reden und Schriften (1974 bis 1999) mit einer autobiographischen Einführung.** Hrsg. von Friedrich-Martin BALZER. – Bonn: Pahl-Rugenstein 1999. 253 S.

Kurt Julius Goldstein wurde 1914 in Dortmund geboren. Als Jugendlicher trat er dem kommunistischen Jugendverband bei. Nach Hitlers Machtergreifung emigrierte er über Frankreich nach Palästina. Während des Spanischen Bürgerkriegs kämpfte er auf der Seite der Republik in den internationalen Brigaden. Es folgte die Zeit der Internierung in Frankreich, bis er an die Nazis ausgeliefert und nach Auschwitz und Buchenwald deportiert wurde. Nach dem Krieg siedelte er nach Ostdeutschland über und leitete als Intendant den Rundfunksender „Stimme der DDR". Nach seiner Pensionierung arbeitete er als Sekretär der „Internationalen Förderation der Widerstandskämpfer" (FIR) in Wien. Er ist heute Vizepräsident des „Internationalen Auschwitzkomitees".

Der vorliegende Band enthält eine Reihe von Beiträgen, die Goldstein nach seiner Pensionierung verfaßt hat. Einige der Texte wurden zuvor in Zeitschriften und Broschüren bereits veröffentlicht. Die Beiträge entstanden entweder im Rahmen bestimmter Gedenktagsveranstaltungen oder anläßlich konkreter gesellschaftspolitischer Ereignisse wie zuletzt der Debatte über die Entschädigung der ehemaligen NS-Zwangsarbeiter. Hinzugefügt worden sind auszugsweise wiedergegebene Interviews, die vor und nach der Wende stattfanden.

Die Auswahl der Texte ist dem Herausgeber recht gut gelungen. Die Reden und Schriften spiegeln in ausgewogenem Maße die persönliche Leidensgeschichte des Widerstandskämpfers, Juden und Interbrigadisten wider. Die vor 1989 entstandenen Beiträge, die ungefähr die Hälfte des Buches füllen, sprechen noch die offizielle Parteisprache der DDR. Mit der Wende setzt ein differenzierteres Denken ein, das sich in den Texten entsprechend niederschlägt.

Michael Uhl

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

"István Bibó and the 1956 Hungarian Revolution", Trento, 19–20 October 2001 (Call For Papers)

Centro Studi di Storia dell'Europa Orientale (CSSEO), an independent, non-profit research institution based in Trento, Italy, is organizing an international conference on "István Bibó and the 1956 Hungarian Revolution", to celebrate the 90th anniversary of the birth of the distinguished Magyar political scientist (b. 1911, d. 1979) and the 45th anniversary of the most important event in Hungary's 20th century history.

The conference will be held in Trento on 19–20 October 2001. The official languages will be English, Hungarian and Italian: simultaneous translation will be provided. All interested scholars, academics and researchers are welcomed to submit paper proposals at the conference e-mail address bibo.conference@csseo. org.

Proposals should include the following: a) a 50-word summary of the proposed paper, title included; b) a 50-word CV of the proponent, including full mailing address.

Deadline: 15 April 2001.

"The International Labour Movement on the Thresholds of Two Centuries", Stockholm, 24–25 October 2002 (Call For Papers)

The Swedish Labour Movement Archives and Library in Stockholm were founded in 1902. The field of activity of this institution is the Labour movement as a whole: the political parties, trade unions and other organisations that make up the movement. It collects and provides access to archival material, research publications, and other publications from and about the movement.

The Labour Movement Archives and Library are issuing an invitation to an international workshop in conjunction with its centennial jubilee in the year 2002. The theme for the workshop is "The International Labour Movement on the Thresholds of Two Centuries".

The situation facing the labour movement in the year 2000 bears many resemblances to the situation one hundred years ago. Today's globalisation, with the problems it entails for workers in all countries, can be compared with Karl Marx's concept of "international capital". It is also worth remembering that in practice the Labour Internationals suffered from regional limitations well into the early 1900s. The struggle for democracy and the extension of democratic rights to all countries, population groups and spheres of life provide another theme that was just as highly topical on the threshold of the last century as it is at this moment. In 1900 the labour movement was fighting for recognition and for workers' rights. Today the struggle throughout the world is confronted with new obstacles and difficulties. When the labour movement goes international the need emerges – as much today as a hundred years ago – to deal with conflicts between solidarity and self-interest.

One hundred years of experience of both trade union and political action do however make a difference. The circumstances of the international labour movement have been transformed during this period – through the battles fought by unions and by political means; through the possession of political power and its abuse and loss; through an experience of wars more terrible than ever before; and not least through an economic and industrial development which no-one was able to predict. Many of the labour movement's utopian images have proved to be impracticable, but they have nevertheless had an impact, changed political consciousness in a positive way and influenced political practice, working life and conditions of work. In addition the labour movement constantly faces new and unexpected challenges.

The purpose of this workshop in the year 2002 is to raise these and similar issues: the situation facing the labour movement now and a hundred years ago. We hope to bring together experts who can contribute from their knowledge of the one period or the other – or of still more factors facilitating a comparative overview of the century as a whole.

Discussion will be conducted in "round table" form, with around thirty participants. These are expected to contribute either short presentations of their papers or comments to papers that have been submitted. We hope to be able to document the workshop in part or as a whole.

Time: 24–25 October 2002. (To facilitate the use of low price flights, participants will be invited to stay on until Sunday, 27 October.)

The venue: Stockholm. (Details will be given later.)

Language: English.

Costs: the hosts will pay travel costs (APEX-flight and comparable arrangements), hotel costs (until 27/10) and expenses for the two days.

We would like to invite you to make your interest known if you wish to participate in this workshop with a paper of your own. We require a title and ten lines on the subject that you wish to present, and also a short CV. We look forward to your reply on 1 March 2001 at the latest. We shall send more information on the details of the arrangements later.

Since the number of participants will be limited to around 30, we must make a selection from among the papers submitted. Those who are invited to participate in the workshop are requested to send in their papers by 15 August 2002.

The workshop will be arranged by the Research Council of the Swedish Labour Movement Archives and Library and will be prepared by a committee with the following members: Karin Englund, director of the Swedish Labour Movement Archives and Library; Gudmund Larsson, the Confederation of Swedish Trade Unions; Klaus Misgeld, the Swedish Labour Movement Archives and Library; Ulla Wikander, Professor of Economic History at the University of Stockholm; Klas Åmark, Professor of History at the University of Stockholm.

Please send your reply to: Klaus Misgeld, Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek, Box 1124, S-11181 Stockholm, Telephone: (+46 8) 412 39 16, Fax: (+46 8) 412 39 90, e-mail: klaus.misgeld@arbarkiv.a.se.

"Fourth European Social Science History Conference (ESSHC)", The Hague, the Netherlands, 27 February until 2 March 2002 (Call For Papers)

The ESSHC aims at bringing together scholars interested in explaining historical phenomena using the methods of the social sciences. The conference is characterized by a lively exchange in many small groups, rather than by formal plenary sessions.

The Conference welcomes papers and sessions on any topic and any historical period. It is organised in a large number of networks: Africa, Antiquity, Asia, Criminal Justice, Culture, Economics, Education and Childhood, Elites, Ethnicity and Migration, Family and Demography, Geography, Government and Politics, Health, Labour, Latin America, Middle Ages, Nations and Nationalism, Oral History, Political Movements, Quantitative Methods, Religion, Rural, Sexuality, Social Inequality, Technology, Theory, Urban, Women and Gender, World History.

The deadline for sending in a pre registration form and abstract is 1 March 2001.

The Conference fee will be NLG 300.

Further information and an electronic preregistration form can be obtained from the Conference Internet site at or from the conference secretariat: European Social Science History Conference 2002, c/o International Institute of Social History, Cruquiusweg 31, 1019 AT Amsterdam, The Netherlands, Telephone: (+31 20) 668 58 66, Fax: (+31 20) 665 41 81, e-mail: esshc@iisg.nl.

"Alva Myrdal's Questions to Our Time: An International Conference", Uppsala, Sweden, 7–8 March 2002 (Call For Papers)

Alva Myrdal stands out as a main contributor to the development of progressive thought in the 20th century not only in Sweden but internationally. Alva Myrdal, born in Uppsala, Sweden, in 1902, combined family life and a professional career with a life-long commitment to politics and social science. With exceptional energy and clarity of mind, she approached some of the most burning questions of 20th century society. Alva Myrdal exibited a modern attitude towards life – when facing the many dilemmas of modern life, she always asked "What is to be done?" and then looked for solutions that were both rational and just.

In March 2002, we commemorate the 100th anniversary of the birth of Alva Myrdal with an international interdisciplinary conference at Uppsala University, Sweden. In a number of workshops and plenary sessions, we will focus on three main themes that interested Alva Myrdal throughout her life: women's emancipation, social engineering and the peace question.

The first two themes, women's emancipation and social engineering, are constants in Alva Myrdal's work and thinking. We find them in the 1930s and 1940s, when she took part in the shaping of the modern "Swedish model". In particular, Alva Myrdal devoted her time to issues of social policy, gender equality and population decline. Her agenda included an attempt to

formulate a socio-political basis for a modern family policy that made it possible for women to combine the different demands of family, politics and salaried work. She was also involved in the development of new educational models, that emphasised the needs and capabilities of the individual child. In her view, the reshaping of society involved individual liberation as well as social adaption.

After the Second World War, Alva Myrdal entered the international arena, where she was able to develop her interest in socio-political issues at the UN and UNESCO. In the period 1955 to 1961, she was Sweden's ambassador to India, a position that intensified her interest in the situation of Third World countries. From 1961 onwards, issues of peace and disarmament increasingly occupied her time, and in the 1960s and 1970s, she played a prominent role in international disarmament negotiations. Her basic assumption was that "reason must prevail" and that democracy and economic development must run parallel with one another. Alva Myrdal received Einstein's first peace prize in 1980 and the Nobel Peace Prize in 1982.

Back in Sweden in the early 1960s, Alva Myrdal renewed her interest in domestic politics. Her deep commitment to social equality complemented the new radical wave of the 1960s and 1970s. She developed her profound interest in the relationship between policymaking and social science, in particular with regard to futures studies. To Alva Myrdal, it was of key importance to promote a more intense dialogue between social scientists and policymakers, since she regarded science and reason as essential elements in modern democracies.

During her lifetime, Alva Myrdal struggled to understand and to resolve some of the most important dilemmas of modern 20th century societies: the emancipation of women social engineering the peace question We welcome papers that deal with these dilemmas either from a historical point of view or from the perspective of our own time. We also expect that within all three themes the relationship between social science and policymaking will be dealt with as a crosscutting dimension.

Plenary speakers planned:

Yvonne Hirdman on modern reason (and its enemies), Alice Kessler-Harris on social policy in USA and Sweden, Martha Nussbaum on feminism and universalism, Lena Sommestad on attitudes toward the future, Peter Wallensteen on Alva Myrdal and the peace issue.

Time and Place: 7–8 March 2002 at Uppsala University, Sweden

Coordinators: Labour Movement Archives and Library, Stockholm (Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek), http://www.algonet.se/~arabf; National Institute for Working Life, Stockholm/Norrköping (Arbetslivsinstitutet); Institute for Futures Studies, Stockholm (Institutet för framtidsstudier), http://www.framtidsstudier.se; Department of Peace and Conflict Research, Uppsala University (Institutet för freds- och konfliktsforskning), http://www.peace.uu.se.

We invite scholars from a broad range of disciplines to present papers. Please send an abstract (½ page) and a short CV to: Sabina Nilsson, Institute for Futures Studies, P.O. Box 591, S-10131 Stockholm, Sweden, or sabina@framtidsstudier.se, until 1 April 2001.

Notification of acceptance: 30 May 2001.

Paper due: 7 January 2002.

We are planning to publish a selected number of papers in a conference report. The number of participants may be limited; those presenting papers have priority.

The conference language will be English.

Costs: Participation at the conference is free of cost. However, travel and hotel must be paid for by the participants.

Program committee: Yvonne Hirdman (National Institute of Working Life and History Department; University of Stockholm), yvonne.hirdman@historia.su.se; Klaus Misgeld (Labour Movement Archives and Library), klaus.misgeld@arbarkiv.a.se; Lena Sommestad (Institute for Futures Studies), lena.sommestad@framtidsstudier.se; Peter Wallensteen (Department of Peace and Conflict Research, UppsalaUniversity), peter.wallensteen@pcr.uu.se; Cecilia Åse (National Institute of Working Life and Department of Political Science), Lisa Öberg (History Department, Södertörns högskola), lisa.oberg@sh.se.

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-52368, Telefax: 030/838-55057

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐ bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,– bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Ihnestraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-55056, -52368 Telefax: 030/838-55057
E-mail: iwk@hth-berlin.de

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin